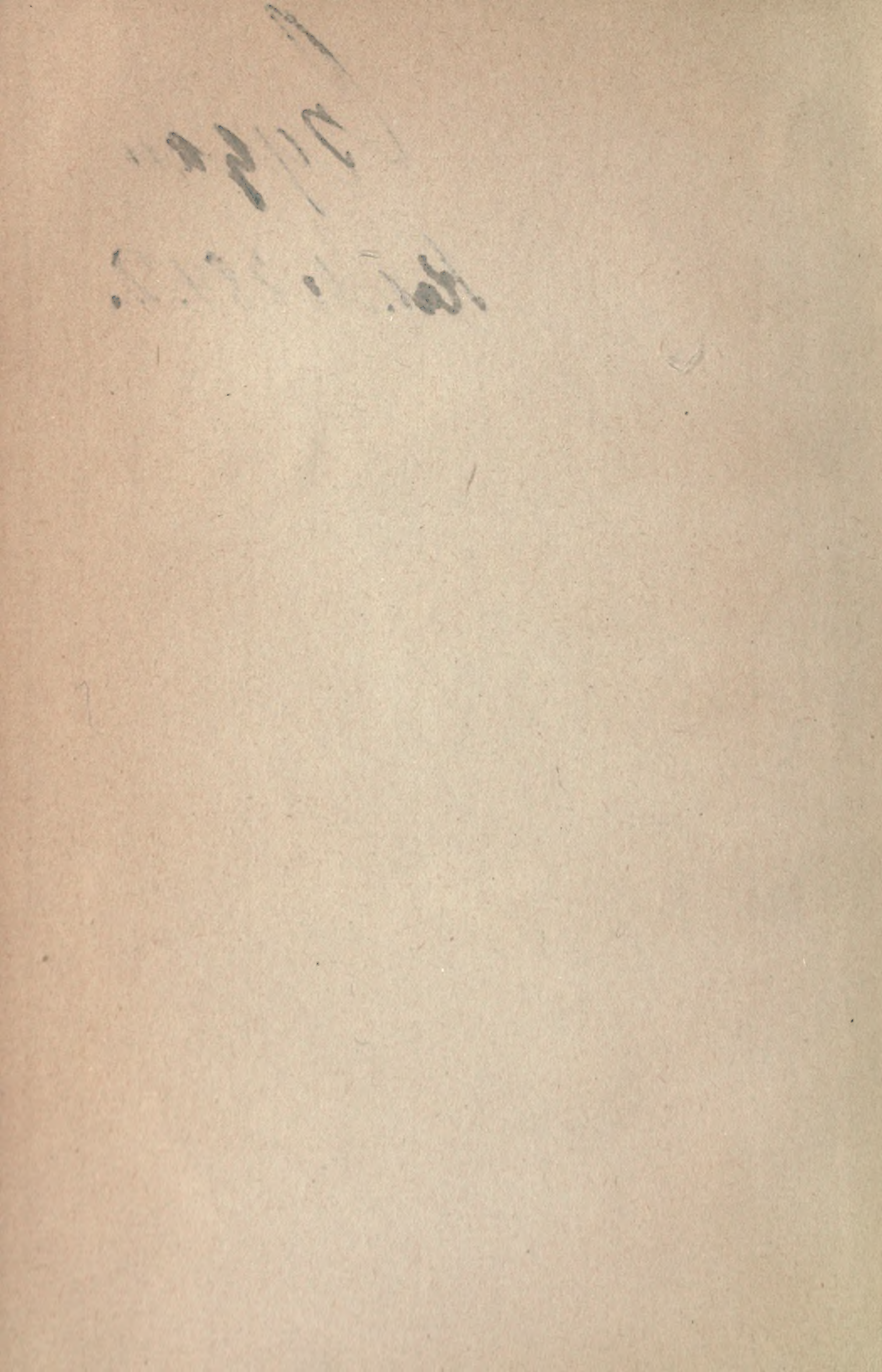
Xaver Scharwenka



Erinnerungen eines Musikers





Nach einem Gemälde von Lucie Scharwenka

Xaver Scharwenka.

In der Tracht eines Senators der Akademie der Künste, Berlin

Czygan

Xaver Scharwenka

Klänge aus meinem Leben

Erinnerungen eines Musikers



Verlag von K. F. Koehler, Leipzig 1922

An

Ihre Hoheit die Fürstin von Albanien,

Prinzessin Sophie zu Wied.

Durchlauchtigste Fürstin!

Zu der Zeit, da Ew. Hoheit der zehnten Wiederkehr des Jahrestages unseres persönlichen Bekanntwerdens eine so schöne, festliche Weihe zu verleihen die Güte hatten, trat das Verlagshaus K. F. Koehler mit dem Ersuchen an mich heran, für seinen Verlag eine Beschreibung meines Lebens zu verfassen. Es bedurfte der ganzen, nicht geringen Überredungskunst des Chefs der Firma — meines verehrten Freundes Dr. Hermann von Hase —, mich zu einer Zusage zu bestimmen, denn ich glaubte wirklich nicht, daß die breite Öffentlichkeit ein Interesse an der Darstellung meines schlichten Lebenslaufes nehmen könnte. Mit Zögern und Zagen ging ich ans Werk; aber meine schon zu Beginn der Arbeit gehegte Absicht, die folgenden Blätter Ew. Hoheit zu Füßen legen zu sollen, verlieh meinem Schaffen Flügel und Schwungkraft.

Dankbaren Herzens gedenke ich der vielen anregenden und frohen, durch edle Kunstgenüsse und gemeinsame Ausübung unserer lieben Musika verschönten Stunden; gedenke der den Musen gewidmeten Abende in Ew. Hoheit trautem Heim und der sonnigen Sommertage in Waldenburgs herrlichem Schloß und Park; der unvergeßlichen Tage in der „Musenhütte" am Achensee und in meiner eigenen bescheidenen Klause am märkischen Scharmützelsee; gedenke der Trio-Proben und Aufführungen, bei denen Ew. Hoheit so kunstbegeistert mitwirkten und immer wieder neue Gedanken zu künstlerischem Tun anregten.

Dies alles klingt in meiner Seele nach wie ein reiner Akkord aus jenen lichten, unermeßlichen Höhen, wo „nach alter Weise die Sonne in Bruderssphären Wettgesang tönt".

Dies Gedenken der wunderholden Tage läßt meine Absicht zur Tat werden, indem ich Ew. Hoheit bitte, die Zueignung dieser bescheidenen Arbeit als ein Zeichen hoher Verehrung und Dankbarkeit entgegennehmen zu wollen.

Im Sommer 1922. Xaver Scharwenka.

Inhaltsverzeichnis

I. Samter 1850—1858. Seite

1. Die Stadt und einiges über die Verwandtschaft 7
2. Kinderzeit und die ersten Torheiten. Großmutters Hochzeitsfest. Der „Freischütz" und „Robert der Teufel" in Samter 13
3. In der Klippschule. Das spanische Kulturrohr und andere Erziehungsmittel. Orchesterstudium in Salzbrunn 19

II. Posen 1858—1865.

1. Im Gymnasium 22
2. Ländliche und musikalische Freuden. Die schwarzen Schafe in der Familie 25

III. Berlin 1865—1891.

1. Böser Empfang. Lehrjahre. Kullak, Wüerst und der liebe alte Theodor Stöcker 30
2. Breitkopf & Härtel. Mein erstes Opus. Der erste Schritt in die Öffentlichkeit. Besuch bei Liszt. Tonkünstlerfest in Weimar. Fürstin Carolath 35
3. In Reih' und Glied. Anton Notenquetscher. Eine Unglückstour. Carlotta Patti. Camillo Sivori. Bote und Bock als Ehestifter . . . 47
4. Abenteuer auf Rügen. Brahms als Prophet. Venedig. Paris. Die beiden Popen. Tonkünstlerfest in Hannover. Besuch in Weimar. Hans von Bülow 56
5. Bei unsern englischen Vettern. Familienopus 1. Des Vaters Tod. Wien und Budapest. Fürst Konstantin zu Hohenlohe. Brahms. Ferdinand Hiller. Liszt segnet sein Patenkind. Die Abonnementskonzerte in der Singakademie. Hans Richter. Liszt und Frau Zenaide spielen vierhändig 69
6. Das Konservatorium. Anton Rubinstein. Der junge d'Albert. Konzertreisen in Holland, Skandinavien und Rußland. Liszt in Karlsruhe 89
7. Orchesterkonzerte. Das Requiem von Berlioz 99
8. Besuch in New York. Die erste Konzertreise durch die Vereinigten Staaten 103

IV. New York 1891—1898. Seite

1. Vorbereitungen für die Übersiedlung. Mexico (Missouri), Cincinnati, Chicago und der unechte Namensvetter. Der Mutter Tod 109
2. „Mataswintha" in Weimar und New York. Commodore Vanderbilt. Sängerfest in Philadelphia 114

V. Wieder in Berlin 1898.

1. Konzerte. Krankheit. Hardin College 119
2. Der musikpädagogische Verband. Vom Konservatorium Klindworth-Scharwenka 121
3. Mein viertes Klavierkonzert. Bukarest. Carmen Sylva 125
4. Zwei Konzertreisen durch die Vereinigten Staaten und Kanada. Gustav Mahler. Der Chinese im Schlafzimmer. Dr. Cook, der Nordpolentdecker 127
5. Der Verband der konzertierenden Künstler Deutschlands E. V. 130
6. Schlußakkord 134

* *
*

I.

Samter

1850—1858

1. Die Stadt und einiges über die Verwandtschaft.

An dem Schienenweg, der von Stettin nach Breslau führt, liegt im Herzen unserer ehemaligen Provinz Posen die Stadt Samter, Sitz eines Amtsgerichts und sonstiger zu den Attributen einer Kreishauptstadt gehörenden Einrichtungen. Ein kleines Flüßchen, die Sama, das bei sehr hohem Wasserstande Gelegenheit zum Baden und Wäschespülen bietet, führt ihr träge schleichendes Wässerchen dem Hauptstrom der Provinz, der Warthe, zu.

Die bemerkenswerteste, alles überragende Baulichkeit des kleinen, winkligen, zu meiner Kinderzeit unsagbar schmutzigen Städtchens, das damals 4000 Einwohner zählen mochte, ist die altehrwürdige, inmitten eines schon längst nicht mehr benutzten Friedhofes liegende katholische Pfarrkirche. Den Eingang zum Vorplatz des massig in die Höhe strebenden Baues bildet ein origineller, torartiger Aufbau, in dessen offenen Nischen die mächtigen Glocken aufgehängt sind, deren Bedienung durch besonders fromme Bauern der Umgegend geschieht. Im Gegensatz zu diesem imposanten Kirchengebäude dient für der Protestanten religiöse Bedürfnisse ein unglaublich nüchterner Bau im Armeleutestil; er stammt aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und verunziert durch seine nackte Häßlichkeit den größten freien Platz des Ortes. Für die Bekenner mosaischen Glaubens ist ein einfach-schmuckloses Bethaus vorhanden, das bescheiden in einer Nebenstraße steht.

Zu den bemerkenswerten Gebäuden zählt auch das „Kloster“ am Rande der Stadt, auf dem Wege zum Bahnhof gelegen. Schon lange diente es nicht mehr seinem ursprünglichen Zweck; nur der Kirchenraum wurde bei besonderen Gelegenheiten noch für den Gottesdienst benutzt. Die übrigen Räumlichkeiten standen bis auf einige Zimmer, in denen die Volksschulklassen — Klippschule genannt — untergebracht waren,

verlassen und verödet. In den Kellergewölben standen die Särge verstorbener Priester, Mönche und sonstiger Klosterinsassen. Einigen der Särge fehlte der Deckel, und man konnte durch die Kellerfenster die noch gut erhaltenen Leichen deutlich sehen — ähnlich wie in dem Gewölbe des Bremer Domes. Einige Jahre hindurch diente das Kloster einer hierher gelegten Abteilung Infanterie als Kaserne, doch bald erhielt das Militär einen anderen Standort, und das Kloster verfiel wieder in seinen lethargischen Schlaf.

An der entgegengesetzten Seite der Stadt liegt das alte Schloß mit seinen Wirtschaftsgebäuden und einem stark verwilderten Park, an den sich die ausgedehnten Ländereien schließen, die die „Herrschaft Samter" bilden. Aus dieser „Herrschaft" — heute würde man es Rittergut nennen — entwickelte sich erst nach und nach der Ort in seiner jetzigen Gestalt. Im 12. Jahrhundert waren die Herren von Ostrorog (Scharfenort) Besitzer des Gutes; dann kamen im 13. Jahrhundert die Szamotulski, von denen der Ort seinen jetzigen Namen erhielt; Samter nämlich hieß vor der Teilung Polens Szamotuły und führt diesen Namen auch gegenwärtig wieder (1921). Im 14. Jahrhundert zur Stadt erhoben, wurde Szamotuły durch eine Feuersbrunst vollständig zerstört, doch bald wieder aufgebaut. Unter den folgenden Herrschaftsbesitzern ist Andreas Górka zu nennen, der den „Böhmischen Brüdern" Heimstätte und Schutz gewährte. Er, dem die halbe Stadt tributpflichtig war, überlieferte den „Brüdern" die katholische Kirche und stattete sie mit weitgehenden Privilegien aus. Doch nicht lange währte die Herrlichkeit; bald nach Górkas Tode wurde den böhmischen Brüdern die fette Pfründe wieder entrissen.

Harte Zeiten brachen im folgenden Jahrhundert für die wenigen Protestanten herein. Pan Gostyński, Herr auf Szamotuły, verfolgte mit blindem Haß alles, was nicht auf die „alleinseligmachende" Kirche schwor. Ihren Gottesdienst durften und konnten die „Heiden" nur im engsten Familienkreise abhalten. Ein Bethaus erhielten sie erst im 18. Jahrhundert, doch konnten sie sich noch nicht einen eigenen Seelsorger leisten. Den Gottesdienst versahen die Pfarrer aus den Nachbarstädten Wronke und Obersitzko. In der Neuzeit wechselte die Herrschaft Samter gar oft ihre Besitzer; genannt seien die Grafen Kostka, Lonski und Mycielski. Zuletzt erwarb der Herzog von Koburg-Gotha das ertragreiche Besitztum.

Im Park steht ein uralter, sagenumwobener Wartturm, das Wahrzeichen der Stadt. Ein unterirdischer Gang verbindet ihn mit der Pfarrkirche, und es knüpfen sich viele gruselige Geschichten von Mord und Totschlag an den unheimlichen, rabenumkrächzten Bau. Im Volksmunde heißt er „Der Turm der schwarzen Prinzessin". In seiner „Heimatskunde des Kreises Samter" schreibt Lehrer Rudolf folgendes über die Entstehung der Volkssage: „Ein reicher, stolzer Edelmann hatte eine überaus schöne Tochter, die er sehr liebte und nur dem vornehmsten Edelmann der ganzen Umgegend zur Frau geben wollte. Sie aber liebte einen niedrig

gestellten Untertan ihres Vaters und wollte nur diesen heiraten. Darüber war der Vater empört. Vor seinem Zorn floh die Tochter und irrte, von allen verlassen, in der Umgegend umher. Bald aber wurde sie ergriffen, und der Vater hielt sie lebenslänglich in dem Turm gefangen. Sie mußte ständig eine schwarze Maske tragen, weil er ihr Angesicht nicht mehr sehen wollte. ‚Allein umherirren' lautet polnisch ‚sam tulic się', woraus der Name Szamotuły (Samter) entstanden sein soll. Die Prinzessin hieß Halszka von Ostrorog und starb 1582."

Wennschon die eben angegebene Herleitung des Ortsnamens etwas bedenklich erscheint, so erregt das angeführte Todesjahr der Prinzessin (1582) noch mehr Befremden, denn nachweislich waren, wie weiter oben angeführt, bereits im 13. Jahrhundert die Szamotulski Herren von Szamotuły.

Der malerische Turm spiegelt sich in einem kleinen, schilfumstandenen See, an dessen buschigen Ufern Frau Nachtigall ihren Herzallerliebsten zu den berauschendsten Liebesliedern begeistert. Zur Winterzeit vergnügt die Jugend sich dort mit Schneeballen und Schlittschuhen. So war es damals, als ich die Klippschule besuchte; heute ist der Teich schon längst versumpft und verschlammt.

Zur Zeit meiner Kindheit — um die Mitte des vorigen Jahrhunderts — lebte die Bevölkerung der Stadt, zur Hälfte Katholiken, zur anderen Hälfte Protestanten und Juden, im tiefsten sozialen, politischen und religiösen Frieden, der durch keinen Klassenhaß, durch keine Reibungen aus nationalen oder politischen Gründen gestört wurde. Die Einwohner fühlten sich nicht so als Polen, Deutsche, Juden, Katholiken, Protestanten usw., sondern mehr als „Samteraner". Aber es wurde bald anders. Mit dem Polenaufstand anfangs der sechziger Jahre endete der paradiesische Zustand, und die Schlange nationaler und konfessioneller Zwietracht erhob ihr giftgeschwollenes Haupt. Und jetzt — 1921? Daß Gott erbarm!

Das Städtchen liegt in einer fruchtbaren Ebene. Nach allen Richtungen der Windrose ein durch keine noch so geringe Bodenerhebung behinderter Genuß des Horizontes; eine vollkommen ebene runde Scheibe mit der Himmelsglocke darüber! Ein paar Kieferngehölze in der Nähe der Stadt dienten den Honorationen als willkommene Stätten für sommerliche Ausflüge, bei denen es gar lustig herging. Spiel und Tanz wechselte in bunter Folge ab mit Kaffee und Kuchen, Gesang zur Gitarre und humoristischen Vorträgen. Die romantische Gitarre wurde leider bald durch die schreckliche Harmonika verdrängt, und man hörte statt des sanften Zupfinstrumentes die widerlich schreienden Töne der auf die beiden einzigen Harmoniefolgen von Tonika und Dominante vom Spieler selbst erfundenen grausen Melodei.

Die Kunst wurde wenig gepflegt. Fühlte man das Bedürfnis nach Theater oder Konzert, so fuhr man nach dem drei Meilen entfernten

Posen. Ein Versuch, den Theatergenuß auch ohne Wagen- oder Eisenbahnfahrt zu haben, blieb ohne weitere unheilvolle Folgen. Man gründete ein Liebhabertheater, dessen Bühne mein Vater — von Beruf Baumeister — im großen Saale des Hotels „Gilda" — er faßte 53 Personen! — herrichtete. Mein Vater konstruierte nicht nur das „Bühnenhaus", sondern entwarf und malte auch eigenhändig die Dekorationen, Kulissen, Soffitten sowie den Vorhang. Dieser stellte den gestirnten Himmel dar; blauer Grund mit goldenen Sternen. Eine andächtige Stimmung bemächtigte sich der Kunstgemeinde beim Anblick dieses Farbenwunders. Das Theaterstück war ein harmloser Zweiakter mit eingelegtem Gesang, dessen Namen und Autor ich vergessen habe, zählte ich doch bei dieser Aufführung erst vier Jahre. Außer einer Wiederholung des Stückes in der nahen Stadt Wronke fanden weitere Aufführungen meines Wissens nicht mehr statt. Die Dekorationen wurden verkauft, und Thalia verhüllte trauernd ihr Haupt.

Außer der oben erwähnten Klippschule — etwa unserer Gemeindeschule entsprechend, aber auf viel tieferem Niveau stehend — bestand noch eine private Rektoratsschule, von der es hieß, daß ihre Zöglinge bis zur Obertertia des Gymnasiums vorbereitet werden könnten. Aufnahme fanden nur zehn Schüler, denn das Schullokal war für eine größere Anzahl nicht geräumig genug. Rektor Pfitzmann war ein harter, strenger Herr; er versah den Schuldienst ohne jegliche Mithilfe und war Direktor, Hilfslehrer, Pedell und Strafexekutor in einer Person. Über seine pädagogischen Erfolge kann ich berichten, daß mein Bruder Philipp, vorbereitet für die Untertertia, nach der Quinta des Posener Gymnasiums kam; ich selbst, für Quinta vorbereitet, wurde kaum für die Septima reif befunden. Das war eine herbe Enttäuschung. Für so manchen Kranken bedeutet der Tod eine Erlösung. Bei Rektor Pfitzmanns Tode wurden gleichzeitig elf Personen — ein kranker Greis und zehn junge Menschenkinder von ihren Qualen erlöst! —

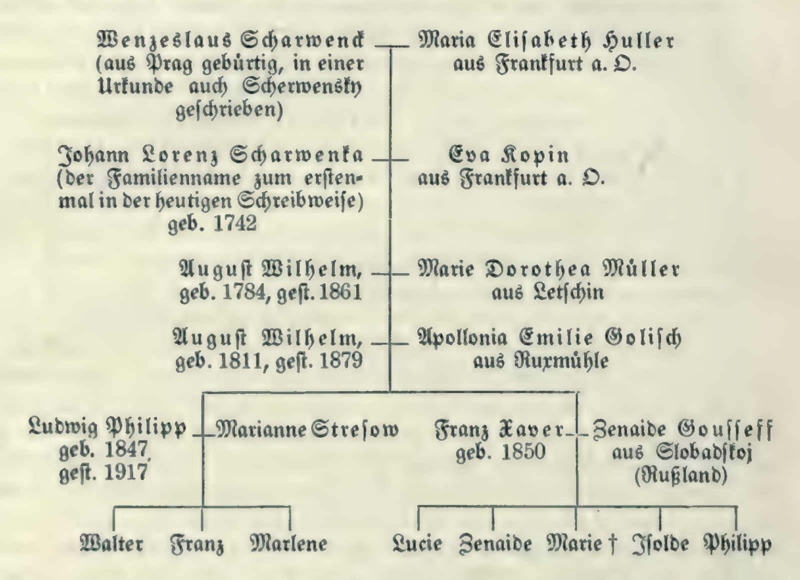
In der Nähe der Stadt, etwa eine Meile von dieser entfernt, lag das Land- und Müllereigut meines Onkels Ludwig Golisch, eines Bruders meiner Mutter. Von den Fluten des breiten Warthestromes bespült, von ausgedehnten Waldungen umgeben, bot es uns Kindern einen herrlichen Tummelplatz für allerlei jugendlich-übermütigen Feriensport, zu dem wir — mein Bruder und ich — in den gleichaltrigen Vettern gar willige Spießgesellen fanden. Ach, welch selige Dummheiten wurden da ersonnen und ausgeführt! Bis in mein hohes Alter hinein verlebte ich in Rurmühle — so hieß das Gut — alljährlich einen Teil des Sommers. Hier stand die Wiege meiner Mutter. Mein Großvater, Anton Golisch, ein tüchtiger Landwirt und Meister im Müllereifach, war seinem Wesen und seiner Gesinnung nach Pole, jedoch nicht von rein polnischer Abstammung. Der Familienname deutet auf die Kassubei oder auf irgendeine andere Gegend mit nationalen Mischformen. Der katholischen

Religion gläubig zugetan, fühlte er sich jedoch als Pole und erzog demgemäß die Kinder — 15 (in Worten: fünfzehn) an der Zahl —, von denen 13 ein hohes Alter erreichten. Meine Großmutter, geborene Anna von Żąkulewska, war eine waschechte Polin aus gutem Hause, lieb, freundlich und von rührender Güte zu ihren Enkelkindern. Nach ihres Mannes frühzeitigem Tode übernahm ihr obengenannter Sohn, mein Onkel Ludwig, das Gut, zahlte nach und nach den Geschwistern ihren Erbanteil aus und brachte das Anwesen, zu dem zwei lustig klappernde Wassermühlen gehörten, zu hoher Blüte, trotz eines großen Brandes, durch den sämtliche Baulichkeiten, Wohnhaus, Wirtschaftsgebäude und die Mühlen gänzlich vernichtet wurden.

In den freien Stunden, die den zu fleißiger Arbeit in Feld und Wald, in Scheune und Mühle erzogenen Kindern blieb, wurde die Musik mit Leidenschaft getrieben. Noten kannte man nicht, und so beschränkte sich das Musizieren — Geige und Klavier — zumeist auf die Wiedergabe von Gehörtem und Überliefertem; meist waren es Tänze, Mazurken, Krakowiaks, Obertas und ähnliche Gebilde nationalen Charakters; sie wurden rhythmisch straff und mit goldreiner Intonation ausgeführt, und in jeder freien Minute griffen die guten Onkels zur Geige; so war es von alters her und so ist es jetzt noch. Meine Mutter liebte die Musik leidenschaftlich, spielte jedoch kein Instrument, doch sorgte sie dafür, daß bei ihrer Verheiratung ein Klavier angeschafft wurde, das zunächst nur als „hervorragender Zimmerschmuck" Verwendung fand, denn mein Vater war gänzlich unmusikalisch. Weder unter seinen Brüdern, noch in seiner Ahnenreihe fand sich meines Wissens ein Wesen, das in irgendeinem noch so losen Verhältnis zur Musik gestanden hätte. So stammt denn meines Bruders und meine eigene Hinneigung zur Musik unzweifelhaft aus dem natürlichen, reichquellenden Brunnen, der seinen Ursprung in der Familie meiner Mutter hatte.

In der Nähe, nur durch die Warthe und einen großen, prächtigen Wald von Nurmühle getrennt, lag die „Herrschaft Bomblin". Der Besitzer, Herr von Dobrzycki, übertrug im Jahre 1842 meinem Vater, der sich kurz vorher in Samter niedergelassen hatte, den Bau eines Schlosses und der dazu gehörenden Wirtschaftsgebäude. Der Weg von Samter zur Stätte langfristiger Wirksamkeit führte meinen Vater über Nurmühle, wo der junge Baumeister gelegentlich gastfreie Aufnahme suchte und fand. Hier erwarb er sich bald die Zuneigung der holdseligen Apollonia Emilia, der vierten Tochter des Hauses. Der Herzensbund wurde im Jahre 1844 in der alten protestantischen Kirche zu Samter eingesegnet. Die Ehe war, trotz der Verschiedenheit der beiderseitigen Glaubensbekenntnisse, eine außergewöhnlich glückliche. Beide Eltern waren frei von jeglichem Glaubensfanatismus, und so wurden wir beiden Kinder — mein Bruder und ich — im protestantischen Glauben erzogen, dem Glauben, dem auch mein aus Böhmen im Jahre 1696 nach Frankfurt a. O.

eingewanderter Urahne Wenzeslaus Scharwenck angehörte. Mit Hilfe der Kirchenbücher in Frankfurt a. O. und Letschin (im Oderbruch) konnte ich folgende Ahnentafel zusammenstellen:



Meine Forschungen in Prag nach noch älteren Ästen des Stammbaumes hatten leider keinen positiven Erfolg; die Dokumente seien, wie mir gesagt wurde, in den Wirren, die dem Dreißigjährigen Kriege folgten, verloren gegangen. Einige Spuren, denen ich folgen konnte, weisen auf den Familiennamen Czerwenka von Leddetz hin. Jedenfalls gehörten einige meiner Urahnen schon in Prag zu den wenigen Bekennern protestantischen Glaubens, andere fanden sich zumeist in geistlichen und militärischen Stellungen.

Wie aus der Ahnentafel ersichtlich, fließt in meinen Adern gemischtes Blut, jedoch von überwiegend slawischer Färbung. Nur durch meine Großmutter väterlicherseits — Dorothea Müller — gelangten einige schwarzweißrot gefärbte Blutkörperchen in die Blutbahn ihrer Nachkommen. In der preußischen Provinz Posen geboren, aus einer Familie stammend, in der von alters her deutsches Wesen, deutsche Gesinnung und deutsche Kultur gepflegt wurden, fühle ich mich vollkommen als deutscher protestantischer Christ. Sämtliche meiner männlichen Vorfahren direkter Linie waren Architekten und genossen — nach Jean Pauls geistreichem Witz — die Musik nur in gefrorenem Zustande. Eisfrei und flüssig wurde sie in der Familie jedenfalls erst durch die beiden Urenkel Philipp und Xaver.

2. Kinderzeit und die ersten Torheiten / Großmutters Hochzeitsfest / Der „Freischütz“ und „Robert der Teufel“ in Samter.

Und hier beginne ich mit dem Zweck der folgenden Zeilen — dem Niederschreiben dessen, was das Leben an Schönem in reicher Fülle mir geschenkt und in weiser Ökonomie mir versagt hat.

Ich bin am 6. Januar 1850 geboren; zu Samter an einem Sonntag, der zugleich ein hoher katholischer Feiertag ist: der heilige Dreikönigstag. In der Taufe erhielt ich die Namen Theophil Franz Xaver, ersteren nach einem meiner Taufpaten, den zweiten und dritten nach den beiden Lieblingsgeschwistern meiner Mutter: Franz und Xaveria. Meine Eltern waren von rührender Güte und Liebe zu ihren beiden Kindern und in ihrem ehelichen Verhältnis von zartestem Empfinden und liebevollster gegenseitiger Rücksichtnahme. Mein Vater, eine männlich-stattliche Erscheinung mit regelmäßigen, energischen Gesichtszügen, aus denen die dunklen Augen mit beredt-sprechendem Ausdruck hervorleuchteten, galt als ein hochbegabter, künstlerisch durchgebildeter Baumeister. Seine architektonischen Zeichnungen waren kleine Kunstwerke; die Entwürfe und Pläne zu seinen Bauten sowie diese selbst fanden den ungeteilten Beifall seiner Berufsgenossen weit und breit. Er war ein nachsichtiger, liebevoll sorgender Vater und Gatte und ein hochangesehenes Mitglied der Gesellschaft.

Meine Mutter, schlank und biegsam, in der äußeren Erscheinung die slawische Abstammung nicht verleugnend, führte die häuslichen Geschäfte in mustergültiger Weise; ihr hauptsächlich oblag die Erziehung der Kinder, was nicht immer leicht war, wenigstens was meine eigene kleine Persönlichkeit betraf, denn mein Temperamentsüberschuß verleitete mich gar oft zu schnödem Mißbrauch der elterlichen Nachsicht — im Gegensatz zum Brüderchen Philipp, der ein stilles, in sich gekehrtes, die brüderlichen Unarten geduldig ertragendes Knäblein gewesen ist. So manche Träne vergoß er um mich, so manchen meiner dummen Streiche bedeckte er mit dem Mantel brüderlicher Liebe, selten nur fauchte er mich, den drei Jahre jüngeren, grimmig an, und noch seltener verprügelte er mich — da mußte ich denn schon hervorragend frech gewesen sein.

Meine Erinnerungen reichen bis zum dritten Lebensjahr. Ich entsinne mich genau meines Geburtshauses; es stand am Markt des Städtchens und hieß im Volksmund „Der Katerbau“ nach dem Namen der Besitzerin. Es war ein kleines einstöckiges Häuschen mit einem dürftigen Giebelaufbau, in dem die grimmige Wirtin — Frau Katerbau — hauste. Die wenigen Räumlichkeiten zu ebener Erde hatten „Baumeisters“ inne.

Als wir diese Wohnung verließen, war ich 3½ Jahre alt, doch erinnere ich mich lebhaft zweier Nichtswürdigkeiten, die ich dort kurz vor unserem Auszug beging. Frau Katerbau hatte sich meinen Unwillen zugezogen, und ich brütete Rache, die ich auch bald in die Tat umzusetzen Gelegenheit fand. Eines schönen Tages bemerkte ich, daß der Schlüssel zu dem einzigen Zimmer der alten Dame von außen im Schloß steckte. Ohne Zögern verschloß ich geräuschlos die Tür, steckte den Schlüssel zu mir und entfernte mich behutsam und leise, wie ich gekommen war. Bösen Gewissens in der Nähe des Hauses herumlungernd, vernahm ich bald gellende Hilferufe, die, wie ich ahnte, aus dem Giebelfenster unseres Hauses erschallten; es sammelte sich eine größere Menschenmenge an der vermeintlichen Unglücksstätte, und bald war der Übeltäter erwischt und vom herbeigeeilten Erzeuger gründlich verwichst. Ach, das tat wohl — nämlich der alten Frau Katerbau. Seit dieser Tat war ich in aller Munde, und die Empörung über Baumeisters Xaver stieg nach seinem zweiten Streich noch höher. Unser Nachbar nämlich, der ehrenwerte Pan Hubinsky, hatte die Fassade seines stattlichen Hauses mit einem zartrosa Anstrich versehen lassen. Mein Schönheitssinn bäumte sich gegen diese Geschmacklosigkeit gewaltig auf, denn die ganze Marktseite, an deren Häuserfronten die ehrwürdige Patina mehrerer Jahrhunderte prangte — im Volksmunde Dreck genannt —, wurde meines Erachtens durch das blasse Rosa arg verschandelt. So beschloß ich denn, meinem drängenden Schönheitsgefühl folgend, dem Pan Hubinsky zu zeigen, wie nach meinem Ermessen die Fassade eines Hauses künstlerisch zu behandeln sei. Ich entnahm unserem Herde ein großes Stück Holzkohle und zeichnete auf das schöne Rosa über die ganze Länge des Hauses eine gewaltige Lokomotive, sogar der Lokomotivführer war angedeutet, und ich versah ihn mit einem wunderschönen, kohlschwarzen Zylinderhut, wie ich ihn bei unserem Schornsteinfeger gesehen hatte. Daß ich gerade eine Lokomotive gewählt hatte, war wohl dem Umstand zuzuschreiben, daß mein Vater einige Stationsgebäude an der Bahnstrecke zu bauen hatte und ich die ersten Lokomotiven, die mir gewaltig imponierten, zu sehen bekam. Der überwältigende Eindruck, den die Maschinen auf mich ausübten, trat an der Hausfront des Pan Hubinsky in die überraschende Erscheinung. Für diese Emanation echt künstlerischen Empfindens erhielt der schönheitstrunkene Kunstjünger eine nur gelinde Strafe, die der Vater nur pro forma an ihm vollzog; innerlich gab er ihm ja recht! Unsere Dienstmagd Nastusia, mit einem Eimer warmen Wassers, Seife und Scheuerbesen bewaffnet, mußte zunächst mein schönes Gemälde abzuwaschen trachten; es half aber nicht ganz. Der Malermeister mußte nochmals kommen und die Proben meines Talentes vernichten.

Bald nach dieser Heldentat bezogen meine Eltern eine andere Wohnung. Im Hause des schon genannten Rektors Pfitzmann wurde die obere Etage frei; die Zimmer wurden frisch getüncht, sanft hellblau,
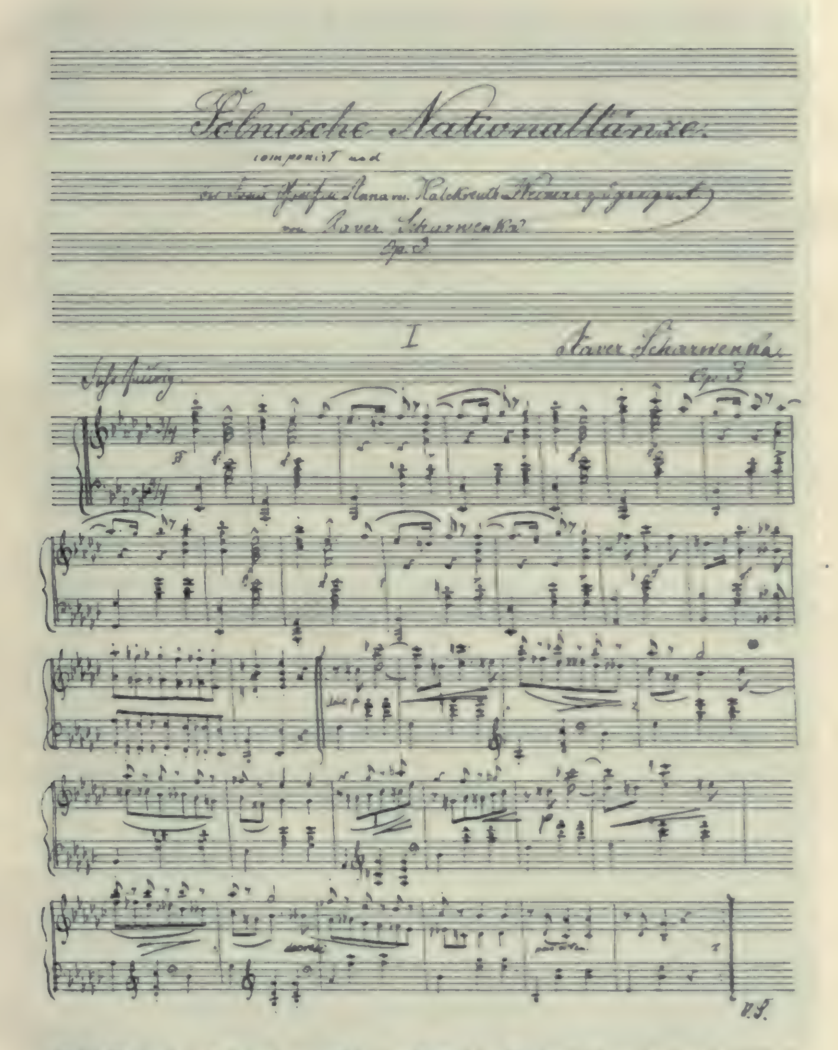
grün und schokoladenfarbig. Es war eine Pracht, und in diesen Räumen trat der alte Flügel aus dem Zustand eines bloßen Möbelstückes in den eines Gebrauchsgegenstandes. Die Malerei hing ich an den Nagel und wandte mich der Musik zu. Mein Bruder Philipp, drei Jahre älter als ich, erhielt jetzt durch Kantor Schlange den ersten Klavierunterricht, dem ich vierjähriger Knirps höchst interessiert heimlich vom Nebenzimmer aus zuhörte. Zu der Zeit wurde, wie schon mitgeteilt, das Liebhabertheater eingerichtet. In dem Stück kam ein Gesang vor, dessen Musik und Text mir jetzt noch im Gedächtnis haftet. Zur Verwunderung meiner Eltern spielte ich Melodien, die ich im Theater gehört hatte, fehlerlos nach und suchte und fand auch die richtigen Harmonien dazu. Auch die Stücke, die mein Bruder unter Kantor Schlanges Leitung einstudierte, spielte ich mühelos aus dem Gedächtnis nach, denn Noten kannte ich ja nicht.

Nicht lange litt es meine Eltern in den neu getünchten Zimmern. Rektor Pfitzmann war ein schrecklicher Haustyrann, und gar oft steckte er seine Schnüffelnase in unsere Wohnung, um zu erkunden, ob die Pracht der „Wandmalerei" nicht gelitten habe, ob auch ja kein überflüssiger Nagel eingeschlagen sei, ob der Herd nicht mißbraucht wurde usw. Mein Vater baute damals ein schönes Wohnhaus an der sogenannten „Neustadt", dem großen Platz mit der Kirche, und hier richtete er ein behagliches und geräumiges Quartier für seine Familie ein. Doch Rektor Pfitzmann sollte noch ein Andenken an mich erhalten! Nachdem ihm die Wohnung in tadellosem Zustande übergeben war, und wir sie geräumt hatten, schlich ich mich im Dämmerschein, versehen mit einem starken Nagel, in die verlassenen Räume und brachte den zart gefärbten Wänden einige böse Kratzwunden bei. Unbemerkt entschlüpfte ich; der Urheber des Bubenstreiches wurde nie entdeckt. Die albernen Torheiten, mit denen mein Bubenstreichkonto belastet erscheint, beging ich durchaus nicht aus bloßem Vernichtungstrieb, oder um gemeine Rachsucht zu stillen. Stets waren es „edlere" Motive, denen meine Nichtsnutzigkeiten entsprangen. „Strafe muß sein", sagte ich mir und so sperrte ich die böse Frau Katerbau ein, so beging ich den Frevel an des üblen Pfitzmanns blanken Wänden, und doch nur aus verletztem Schönheitssinn erhielt Pan Hubinsky seine Lokomotive. Auch mein lieber Bruder Philipp wurde einmal hart von mir gestraft. Infolge eines bösen Streiches, bei dem mir bitter Unrecht geschehen war, nahm ich sein schönes, neues Sonntagskittelchen und warf es ins Feuer des Kochherdes. Triumphierend und tapfer meldete ich meiner Mutter diese Heldentat mit den frohlockend herausgeschmetterten Worten „Kittel brennt!" Sofort angestellte Rettungsversuche blieben leider erfolglos; von dem schönen Gewande fanden sich nur noch drei Messingknöpfe vor. Ein Kreuzdonnerwetter ergoß sich über mein Haupt, während der entgegengesetzte Körperteil dem strafenden Arm meines Vaters verfiel. Ich sann auf Rache für diese Schmach; bald befriedigte ich sie. Meine Mutter hatte zu ihrem Geburtstage außer anderen schönen

Sachen ein prachtvolles, mit blauem Samt ausgeschlagenes „Necessaire" erhalten, in dem sich kleine Scheren, Fingerhut und ähnliche Miniaturgebrauchsgegenstände befanden. Der Geburtstagstisch enthielt außerdem eine Torte mit gezuckerter Widmung, Blumen, Seifen, Bücher und ein kleines niedliches Gefäß mit Pomade. Nachdem wir zu Bett gebracht waren und ich annehmen konnte, daß auch meine Eltern schon schliefen, erhob ich mich ganz sacht, schlich zum Geburtstagstisch und schmierte die wohlriechende Pomade mit wollüstigem Behagen in das wunderschöne Necessaire hinein, klappte den Deckel zu und begab mich wieder ins Bettchen, wo ich den Schlaf des Gerechten — oder vielmehr des „Gerächten" schlief. Natürlich wiederholte sich nach dieser Niedertracht das Donnerwetter mit nachfolgendem Einschlag, der diesmal so ungeheuerlich ausfiel, daß er meine Vernichtungs- und Rachegelüste für längere Zeit dämpfte.

Mehr und mehr übte das Klavier seine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich aus. Ich spielte nun nicht mehr bereits Gehörtes nach, sondern suchte nach neuen melodischen Gebilden und kam so ins Phantasieren, Improvisieren, eine Vortragsform, der ich mich mit leidenschaftlichem Entzücken hingab. Ein Hochgenuß war es für mich, beim sonntäglichen Gottesdienst dem Orgelspieler auf dem Chor der Kirche zuschauen zu können, und ich war beglückt, manchmal den Riemen ziehen zu dürfen, durch den die Blasebälge in Tätigkeit gesetzt wurden. Ach, hätte ich doch einmal nur einen Akkord auf der Orgel anschlagen dürfen! Inzwischen war ich sechs Jahre alt geworden, und meine Eltern beschlossen, auch mir Klavierunterricht erteilen zu lassen. Als aber Kantor Schlange mich in der zweiten Unterrichtsstunde an den kleinen Haaren des Hinterkopfes aufs empfindlichste und grausamste ziepte — ich versah mich beim Notenlernen —, da sprang ich vom Stuhl und lief spornstreichs aus der Lehre, hinaus auf die Straße, über den Marktplatz weg ins Freie. Zwei Stunden blieb ich fort und traute mich kaum ins Haus hinein. Aber Gott sei Dank — der Unterricht hatte ein Ende.

Hatte ich mir durch meine stadtbekannten Bubenstreiche viel Feinde gemacht, so besaß ich jedoch auch einige gute Freunde, zu denen ich den lieben alten Mottje prędki (zu deutsch der flinke Motteck) zählen durfte. Diese originellste Figur Samters war ein jüdischer Schneider, der im Nebenfach allerlei kleine Geschäfte für seine Kunden besorgte. Wollte man einen Hund kaufen: Mottje prędki besorgte ihn. Brauchte man irgend etwas, was so leicht nicht aufzutreiben war: Mottje prędki schaffte Rat. Glücklich war ich, wenn ich dem lieben alten Mann — krumm war er und stotterte — in seiner Werkstatt eine Bestellung auszurichten hatte. Da hieß er mich neben sich setzen, erzählte mir schöne wunderbare Geschichten, gab mir Äpfel und Nüsse und brachte schließlich einige alte Kästchen mit wundersamen Metall- und Hornknöpfen gefüllt, von denen ich mir die schönsten Exemplare aussuchen durfte. War das eine Freude! Aber einmal



Erste Seite des Originalmanuskripts „Polnische Nationaltänze", Op. 3, Nr. 1

Mit Genehmigung der Firma Breitkopf & Härtel, Leipzig



Relief aus dem Jahre 1870
Modelliert von F. Steinmann

wurde der seelengute, friedfertige alte Herr doch wütend. Und das kam so: Mein Onkel Adolf, Bruder meines Vaters, kam für einige Tage zu uns zu Besuch. Er litt an der Gelbsucht, und irgendwer hatte ihm als Mittel gegen das Leiden eine Laus, dem Gemüse beigegeben, einzunehmen empfohlen. Scheußlich zu erzählen — doch der Aberglaube bestand tatsächlich.

Der Herr Onkel veranlaßte nun unsere Magd Marynka, eine Laus zu beschaffen. Da sie selbst keinen Vorrat dieses Medikaments besaß, so machte sie sich sogleich ahnungslos auf den Weg zu Mottje przdki und forderte von ihm „für einen Groschen Läuse". Heulend kam Marynka zurück; der alte Herr war mit der Zuschneideschere auf sie losgegangen und hatte die unverschämte, aber sicherlich ganz unschuldige Kundin unsanft zur Treppe geleitet.

Während des Sommers verlebten wir gewöhnlich einige Wochen in Ruxmühle, das wir in einstündiger Wagenfahrt erreichen konnten. Das war immer ein Fest für uns Kinder. Obst in reicher Fülle, das wir eigenhändig pflücken durften, Kahnfahrten auf dem schilfumstandenen Mühlenteich, Fischen und Krebsen — letzteres mit Fackeln —, Indianerspielen, freies Umherschweifen in Feld und Wald — o herrliche Kinderzeit, auch wenn's manchmal einen Klapps gab, was wir weiter nicht übelnahmen.

In der Dämmerstunde gab's gewöhnlich ein Plauderstündchen bei der uralten Großmutter, die in Ruxmühle ihren Witwensitz hatte; weit über die Achtzig hinaus war die alte Dame so frisch und rüstig, daß sie ihren kleinen Haushalt eigenhändig versah und noch Zeit fand, für sich selbst und ihre Enkelkinder Strümpfe zu stricken und die fast in jedem Jahre notwendig werdende Babywäsche anzufertigen. Der Klapperstorch flog bei Ruxmühle nie vorüber, ohne ein sichtbares Zeichen der ihm angedichteten fruchtbaren Tätigkeit zu hinterlassen.

Großmutter war eine ausgezeichnete Erzählerin. Mit Entzücken lauschten wir den lebendigen Schilderungen aus den Zeiten der Napoleonischen Schreckensherrschaft, der Befreiungskriege, der polnischen Revolutionen und anderer bedeutungsvollen Ereignisse. Auch aus dem engeren Familienkreise gab es soviel des Interessanten zu hören. Doch keine Erzählung hat mehr Eindruck auf mich gemacht, als die Geschichte von Großmutters Hochzeitsabend. Mein Großvater Anton Golisch war zu der Zeit im Dienste des Grafen Mycielski Inspektor auf der Herrschaft Samter. Um dem jungen tatkräftigen Beamten sein Wohlwollen und seine Zufriedenheit mit dessen Leistungen zu beweisen, richtete der Graf die Hochzeitsfeier des jungen Paares in den Prunkräumen des Samterschen Schlosses aus. Nach dem Hochzeitsmahl mußte das junge Paar vor dem Kamin, in dem ein lustiges Feuer flackerte, Platz nehmen, worauf die Hochzeitsgäste vorbeidefilierten und ihre Hochzeitsgaben unter graziösen Verbeugungen und launigen Ansprachen überreichten. Da plötzlich ein Poltern im Schornstein, ein Prasseln in dem auseinanderstiebenden

Holzstoß des Kamins, in das sich der Schreckensschrei aus hundert Kehlen mischte. In den Flammen lag ein kohlschwarzer menschlicher Körper, und gierig leckte die Glut an den Kleidungsstücken. — Als erster stürzte der junge Ehegatte an den Kamin und zog die brennende Leiche aus den Flammen. Rasch war Wasser zur Stelle und der Brand gelöscht. Wie sich später herausstellte, war es die Leiche eines vor mehreren Jahren verschollenen Schornsteinfegers, die den Anlaß zu dem entsetzlichen Ereignis gab. Der Ärmste hatte sich wohl verstiegen, war eingeklemmt, elend verhungert, nach und nach ausgetrocknet, und schließlich wohl infolge der sich entwickelnden großen Hitze des Kaminfeuers heruntergeglitten.

Aus Nurmühle brachten wir stets reiche Beute mit nach Haus: Schmetterlinge, Käfer und ähnliche Objekte jugendlichen Sammeleifers; aber auch Gegenstände reelleren Wertes wurden für die Heimfahrt mit verladen: Kartoffeln, Mühlenprodukte, Obst, eine Speckseite und einige Meter polnische Wurst. Dann ein tränenreicher Abschied und fort ging's den heimischen Penaten zu.

Hier erwarteten uns bei der Rückkehr stets neue Freuden und Überraschungen. Einst hatte mein Vater für uns Kinder ein reizendes Miniaturtheater (für Puppenspiel) gebaut, die Dekorationen, den Vorhang und die Figuren gemalt und auch die Stücke verfaßt. Zur ersten Aufführung gelangte „Der Freischütz" in freier, abgekürzter Übertragung und natürlich ohne jede störende Musik. Die Hauptattraktion des Stückes, sozusagen der Knalleffekt, bestand in den Flintenschüssen, die durch das Abfeuern von Zündhütchen markiert wurden. Von erschütternder Wirkung war die Erscheinung Samiels, des wilden Jägers. Sein Auftreten war stets von einer mächtigen Flamme begleitet, die durch pulverisiertes, vermittelst einer dünnen Röhre durch ein brennendes Licht geblasenes Kolophonium hervorgerufen wurde. Es entwickelte sich dabei ein so fürchterlicher Gestank und Rauch, daß in Zukunft der Freischütz nur bei offenen Fenstern und unter Bereithaltung mehrerer Eimer Wasser gegeben werden durfte.

Auch „Robert der Teufel" erlebte so seine erste Aufführung in Samter. Die Kirchhofsszene wurde stets da capo verlangt, was dem Regisseur sehr viel Mühe machte, denn die beiden Nonnen konnten nur durch Aufbietung großer Überredungskunst veranlaßt werden, sich wieder in ihre unterirdischen Gemächer zurückzuziehen. Über den Gang der Handlung, die von dem Meyerbeerschen Original bedeutend abwich, weiß ich nicht mehr viel, doch erinnere ich mich, daß die handelnden Personen bei besonders verwickelten Situationen ein dumpfes „Hm, hm, hm" von sich gaben. Großen Beifalls hatte sich der Schluß des Stückes zu erfreuen. Robert wurde vom Teufel geholt. Der knallrote Beelzebub schwebte von oben durch die Luft heran, hakte sich in den nichts ahnenden Robert ein und verschwand mit ihm auf demselben Wege unter Donner und

Kolophonium. Der Vorhang fiel, und das Publikum — unsere Altersgenossen — gingen begeistert und durch Schokolade gestärkt nach Hause.

Ein andermal hatte mein Vater transparente Bilder gemalt, die im dunklen Zimmer in die geöffnete Tür gestellt, von rückwärts beleuchtet wurden. Eine Hochgebirgslandschaft mit Alpenglühen, ein Sonnenuntergang am Meere, eine Feuersbrunst in Konstantinopel, der feuerspeiende Vesuv und eine Karawane in der Wüste bei Mondschein waren besonders effektvolle Darstellungen. Für diese Abende, die eine Zeitlang das Stadtgespräch bildeten, waren die Honoratioren geladen.

3. In der Klippschule
Das spanische Kulturrohr und andere Erziehungsmittel / Orchesterstudium in Salzbrunn.

Inzwischen nahte für mich die Schulzeit heran. Ich war sieben Jahr geworden, ein strammer, gesunder, aber wie das allgemeine Urteil lautete, verzogener, doch sonst ganz gerissener Bengel, der außer seiner Musik allerlei Allotria im Kopf hatte und manchen Grund zu öffentlichem und geheimem Ärgernis gab. Mein Vater brachte mich in die Klippschule im Klostergebäude, wo Herr Redern, der gestrenge Ordinarius, den Bakel schwang. Knaben und Mädchen — doch nur christlichen Glaubens — wurden gleichzeitig unterrichtet. Stahlfedern kannte man noch nicht. In der ersten Zeit wurden Schiefertafeln benutzt, dann kamen Gänsefedern, die in der heißen Asche des häuslichen Herdes präpariert wurden, an die Reihe. Sobald eine Feder stumpf wurde, ging man zum Herrn Lehrer, der sie mit seinem Federmesser — daher der Name! — wieder gebrauchsfähig machte. Ich wurde regelrecht eingeschult und erhielt meinen Platz als Ultimus der Klasse. Mein Bruder war damals der Klippschule bereits entwachsen und besuchte die Rektoratsschule des gräßlichen Pfitzmann.

Bei meinem ersten Schulgange sollte mein Bruder mich begleiten; es wurde eine Katastrophe! Gemeinsam traten wir den Weg zum Kloster an und trollten, mit Mappe und Frühstücksbeutel versehen, den langen Weg geruhsam entlang. Aber nach und nach wurde ich unruhig und verlangsamte meine Schritte. In der Nähe des Klosters blieb ich stehen und wollte nicht weiter. „Es stinkt", sagte ich zu Philipp. War es Widerwillen gegen den Schulbesuch, war es der dumpfige Geruch, der aus den Fenstern des Kellers, in dem die Leichen sich befanden, drang — genug, ich bockte und wollte nicht weiter. Mein Bruder bat mich himmelhoch, schließlich auf den Knien, ihm doch zu folgen, aber ich nahm Reißaus, galoppierte zurück mit dem gellenden Ruf „Es stinkt, es stinkt!" die

Straßen entlang, unserer Wohnung zu, während der geängstigte Philipp hinterdrein gesprengt kam und ebenso gellend schrie „Es stinkt nicht, es stinkt nicht!" Atemlos langten wir zu Hause an, wo der gute Vater das unscheinbare, in seiner Wirkung aber furchtbare Rohrstöcklein zur Hand nahm, mir die Höschen stramm zog und mir a posteriori den Stinkadores gründlich austrieb. Dann faßte er gütig meine Hand, die er während des ganzen Weges zum Kloster nicht losließ, und lieferte mich im Schullokal ab, wo ich meinen Stammsitz auf der letzten Bank einnahm. Ich bat den Herrn Lehrer, mir zu erlauben, hin und wieder eine Zeitlang stehen zu dürfen; er gewährte es gnädig, ohne zu ahnen, daß mir das Sitzen Schmerzen verursachte.

Ich gestehe es offen: der Schulbesuch hat mir nie Freude gemacht. Ich war ein unaufmerksamer, fauler Schüler. Es lag zum Teil daran, daß mir die Musik ewig im Kopfe lag, zum anderen und größten Teil wohl daran, daß die damaligen Unterrichtsmethoden — auch in der späteren Gymnasialzeit — mehr Schrecken und Furcht als Freude und Eifer im Schüler zu erzielen vermochten. Grausame, schmerzende Strafen gab es in der Klippschule: Auf Erbsen knien, Ohrfeigen, daß einem das Hören verging (wörtlich zu nehmen), Schläge mit dem Rohrstock auf die Handflächen und ähnliche barbarische Züchtigungen. Auch später im Posener Gymnasium wurde nach Herzenslust geohrfeigt und mit dem Rohrstock geprügelt. War ein solcher zufällig nicht vorhanden, so mußte der arme Delinquent in die Nebenklasse gehen, um das Instrument zur Erzielung höherer Kulturfortschritte eigenhändig in Empfang zu nehmen und mit einem Kompliment dem Auftraggeber zu überreichen. In der Quinta des Gymnasiums hatte der — übrigens sehr beliebte — Ordinarius Dr. Schäfer ein regelrechtes Exekutionskomitee organisiert. Stand ein Strafvollzug bevor, so kommandierte der Herr Doktor: „Strafsektion vor!" worauf die vier stärksten Kameraden das Opfer packten, es über die Schulbank legten und durch Strammziehen seiner Hosen dem vollziehenden Herrn Doktor die Anwendung des spanischen Kulturrohres bequemer machten. Gräßlich war es auch, wenn wir das Schreien und Wimmern aus den Nebenklassen vernahmen. So geschehen in den Jahren des Heils 1858—1865 am Wilhelms-Gymnasium zu Posen.

Im Sommer 1856 mußte meine Mutter, die sich ein quälendes Halsleiden zugezogen hatte, Bad Salzbrunn aufsuchen; ich durfte sie begleiten. Bis Posen konnten wir die Eisenbahn benutzen, aber von dort bis Breslau gab es nur Postverbindung. Das war kein so übles Reisen, wie es so mancher sich ausmalt. Von Zeit zu Zeit Pferdewechsel, auf den Stationen genügend Aufenthalt für Mahlzeiten und Erfrischungen — schließlich kam man ja auch an! In Salzbrunn fesselte mich am meisten das Kurorchester. Während der ganzen Zeit des Musizierens stand ich wie bezaubert vor dem Musikpavillon und ließ kein Auge von den Streichern und Bläsern. Bald erregte ich die Aufmerksamkeit des Dirigenten,

der mich auf meine Bitte während der Pause mit ins Orchester nahm und auf mein flehentliches Ersuchen mir eine Klarinette und ein Fagott zeigte, mich auch hineinblasen ließ — erfolglos natürlich. Tags darauf durfte ich die Bekanntschaft mit einer Flöte und einem Horn machen, und so lernte ich nach und nach die Orchesterinstrumente kennen, während meine Kenntnis der Ouvertüren- und Tänzeliteratur bedeutend bereichert wurde. Das waren selige Stunden!

Im Jahr darauf durfte ich meine Mutter nochmals nach Salzbrunn begleiten; diesmal wurde auch Philipp mitgenommen und stolz konnte ich ihm gegenüber den Fremdenführer spielen. Die Reise gestaltete sich bequemer und müheloser — der Schienenweg von Posen bis Salzbrunn war fertiggestellt. In Breslau, wo wir auf der Rückreise einen Tag haltmachten, führte meine Mutter uns ins Opernhaus; es wurde „Fra Diavolo" gegeben. Die Freude am Geschauten und Gehörten zitterte noch lange in mir nach. Den größten Eindruck hinterließ mir der Flintenschuß, durch den der gute Onkel Diavolo vom Felsen heruntergeknallt wurde.

II.

Posen

1858—1865

1. Im Gymnasium.

Mein Vater, der uns Kindern eine höhere Schulbildung, als Samter sie zu bieten vermochte, angedeihen lassen wollte, faßte ein Jahr später den Entschluß, nach Posen überzusiedeln, wo wir das Gymnasium besuchen sollten. In dieser Absicht wurde mein Vater auch noch durch mehrere geschäftliche Fehlschläge bestärkt, die ihn materiell fast ruinierten. Durch die Unvorsichtigkeit eines Poliers war auf einem der umliegenden Güter ein großer, fast fertiger Gebäudekomplex — Wohnhaus, sämtliche Wirtschaftsgebäude, eine Brennerei und Gebäude für Arbeiter und Dienstleute — total niedergebrannt. Mein Vater, dem der Bau übertragen war, mußte für den ganzen Schaden aufkommen! Zudem mißglückte eine Holzspekulation infolge des außerordentlich niedrigen Wasserstandes der Warthe vollständig. Das waren harte Schicksalsschläge für meinen armen, nun wirklich armen Vater; doch mutig und unverzagt sah er der Zukunft entgegen.

In Posen fand sich nun nicht sogleich die Gelegenheit für ein Emporkommen. Harte Zeiten hielten Einzug in unser Heim, aus dem Schiffbruch wurde wenig gerettet, und schwere Sorgen drückten die armen Eltern. Zum Glück und zu meiner unbeschreiblichen Freude entging der alte Flügel dem Untergang, er diente mir noch viele Jahre, dann wanderte er, als er fürs Krematorium reif schien, zu einem Schulmeisterlein aufs Dorf.

Die Straße, „Am Graben" benannt, in der das Häuschen lag, das uns nun beherbergte, war durch Gustav Hoffmann, den Komponisten des populär gewordenen Liedes „500000 Teufel" zu einer Art Berühmtheit gelangt. Um nicht mit anderen Hoffmännern verwechselt zu werden, nannte der Künstler sich nach der Straße, in der er viele Jahre lang wohnte, „Graben-Hoffmann".

Hinter unserem Häuschen befand sich ein kleiner Garten, an den sich ein wahrhaft idealer Spielplatz schloß; er zog sich bis hinunter an die Warthe und war von beiden Seiten mit hochgeschichteten Stapelhölzern eingefaßt, die uns das schönste Material für allerlei Bauten lieferten, wobei uns der gute Vater mit Rat und Tat unterstützte. Es entstanden zunächst zwei schmucklose Villen, klein, aber doch geräumig genug, daß wir, Philipp und ich, hier den Nachmittagskaffee einnehmen und unsere Schularbeiten erledigen konnten. Oft kamen die Spielkameraden der Nachbarschaft, mit denen so mancher harte Strauß ausgefochten wurde. „Ritter und Räuber", Szenen aus dem „Lederstrumpf" und ähnliche Robinsonaden wurden mit Begeisterung und oft blutigen Köpfen aufgeführt.

Die Hoffnung meines Vaters, in Posen ein ausgiebiges Feld für seinen eigentlichen Beruf finden zu können, erfüllte sich so bald nicht. In der Not des Augenblicks ergriff er einen anderen Erwerbszweig: er fand Anstellung als Geometer. In der freien Zeit, die der Schulbesuch und meine Musik mir ließen, half ich später bei den Berechnungen und bei Handhabung des damals neu eingeführten „Planimeters" — eines Instrumentes, vermittelst dessen der Flächeninhalt eines Terrainabschnittes auf der Karte genau berechnet werden konnte. Das machte mir viel Freude, und ich gewann eine große Fertigkeit in der interessanten Arbeit.

Bald nach unserer Ankunft in Posen wurde ich auf dem polnischen Mariengymnasium eingeschult und der Sexta überwiesen. Meines Bleibens war jedoch nicht lange. Nach nur zweitägigem Schulbesuch verließ ich die Anstalt, da erstens der Unterricht in polnischer Sprache, die ich nicht genügend beherrschte, erteilt wurde, und zweitens infolge des Zwanges, allmorgendlich dem katholischen Gottesdienst in der nahen Bernhardinerkirche eine halbe Stunde lang beizuwohnen. Ich wurde nun im deutschen Wilhelms-Gymnasium angemeldet, wo ich nach Septima kam. Die unteren Klassen absolvierte ich ziemlich reibungslos. Latein, Geschichte und Geographie waren meine Lieblingsfächer, zu denen später das Griechische trat, und noch heute lese ich die alten Schriftsteller ohne Mühe. Eine besondere Freude bereiteten mir die Chorgesangstunden, die von dem musikalisch durch und durch gebildeten Oberlehrer Ritschl geleitet wurden. Er brachte es fertig, daß der Gymnasialchor einstmals den ganzen Paulus von Mendelssohn ungekürzt vortragen konnte; auch die Soli wurden von Schülern gesungen. Ritschl, mein Ordinarius in der Untertertia, war ein Rauhbein in der Klasse, aber wir verehrten ihn dennoch wegen seiner Gelehrsamkeit, seines Eifers beim Gesangunterricht und — weil er so gut Klavier spielen konnte. Zu Tätlichkeiten ließ er sich nie hinreißen, dagegen schimpfte er aus vollem Herzen und tiefster Überzeugung. Leider wurde der ausgezeichnete Mann im Jahre 1866 von der Cholera dahingerafft. Seine Schüler behielten ihn in treuem Gedenken.

Eine andere markante Erscheinung im Lehrerkollegium war Professor Dr. Jacoby. Soweit mir erinnerlich, erteilte dieser grundgelehrte, trotz seines unmäßigen Jähzornes von seinen Schülern geliebte und verehrte Lehrer lediglich griechischen Unterricht. Später erst erfuhren wir, daß er mit der Abfassung einer griechischen Grammatik beschäftigt war, die nach dem Urteil seiner Fachgenossen alle einschlägigen Werke dieser Gattung an pädagogischem Wert, eigenartiger Disposition und rationeller Systematik weit übertreffen sollte. Leider blieb die Arbeit ein Torso — Gevatter Tod entriß dem kleinen, unansehnlichen Herrn, den die Natur mit einem ausdrucksvollen Kopf und bemerkenswertem Buckel ausgestattet hatte, die fruchtbare Feder. Unberechenbar und bis zu sinnloser Wut jähzornig werdend, tat der Mann manches, was er — zu seiner Ehre sei's gesagt — bald bereute. So schlug er mal meinem Bruder eine Ohrfeige, die eine Schwellung der Gesichtshälfte und eine Störung des Gehörs zur Folge hatte. Tags darauf erschien Dr. Jacoby in unserer Wohnung, entschuldigte sich mit warmen, aufrichtigen Worten bei meinen Eltern und überschüttete nun sein Opfer und auch mich mit Freundlichkeiten und Wohlwollen. Allwöchentlich durften wir — und wie gern! — in seine Junggesellenwohnung kommen, wo er uns im Griechischen förderte und uns bei Kaffee und Kuchen Heldengeschichten vorlas und schöne Bilderbücher zeigte. Mit dem Professorentitel, den er bald darauf bekam, hörten die körperlichen Züchtigungen auf. Lange jedoch erfreute er sich des neuen Ehrentitels nicht. Ein typhöses Fieber raffte ihn hinweg, und das ganze Gymnasium gab ihm das letzte Geleit, das sich überaus eindrucksvoll gestaltete. Der Trauerzug setzte sich vom Gymnasium aus, in dessen Aula die Leiche aufgebahrt war, unter dem Geläute der nahen Petrikirche in Bewegung zum Petrikirchhof, voran die Kapelle des 6. Infanterieregiments, zuerst den Trauermarsch von Chopin, dann die Beethovensche Heldenklage aus op. 26 intonierend. Es war eine ergreifende Trauerfeier, an der die ganze Stadt teilnahm. Niemals habe ich es versäumt, wenn ich von Berlin aus in Posen zu Besuch weilte, das Grab des Unvergeßlichen aufzusuchen.

Neben Ritschl und Jacoby verschwanden die anderen Schulmeister vollständig, auch der Direktor, ein Gesinnungsschnüffler unliebsamen Angedenkens. Mühler war damals Kultusminister und hatte das ihm unterstellte Gebiet mit dem Gift muckerischen Strebertums und reaktionärer Maulwurfsarbeit total verseucht. Jede Regung selbständiger Denkart im Schüler, jeder versuchte Aufschwung zu geistiger Freiheit wurde durch heimliche, tückische Mittel und zuweilen auch ganz offen und brutal unterdrückt. Daß dies System, zumal in den obersten Klassen des Gymnasiums, Empörung, Wut und Widerstand auslöste, ist nicht zu verwundern. Es taten sich gleichgesinnte Schulkameraden zusammen und bildeten einen Verein mit freiheitlicher Tendenz, nach dem Muster studentischer Verbindungen. Allwöchentlich erschien eine Zeitung, mit Tinte hergestellt

für die die Mitglieder Artikel teils schulpolitischen, teils harmlos erzählenden Inhaltes verfaßten. Mein Bruder lieferte ergötzliche Zeichnungen.

Der Direktor hatte davon Wind bekommen und beorderte einen der Lehrer mit dem „Videant consules". Man hörte im direktorialen Arbeitszimmer wohl die Glocken läuten, konnte aber nicht ermitteln, wo sie hingen. Allerlei Fallstricke und Schlingen wurden uns gelegt. Treuherzig erbot sich der betreffende Herr Spion, uns in unseren Bestrebungen zu unterstützen, mehr „Zug in die Kolonne" zu bringen, uns im echt studentischen Komment zu unterweisen, Kommersbücher zur Verfügung zu stellen usw. Das „gütige" Anerbieten wurde mit „innigstem" Dank und „aufrichtigem" Bedauern abgelehnt, auch wurde das Lokal unserer Zusammenkünfte nicht verraten. Die Verbindung bestand noch, als wir im Jahre 1865 nach Berlin übersiedelten.

In den letzten Jahren unserer Posener Gymnasialzeit wurde der Schulburgfrieden unliebsam gestört. Die drei größten Schulanstalten — das deutsche Wilhelmsgymnasium, das polnische Mariengymnasium und die Realschule lagen hart beieinander, nur durch einen kleinen Raum, den „grünen Platz", voneinander getrennt. Auf diesem Platz entwickelten sich zur Zeit, als die polnische Erhebung begann — ich erinnere an die Polenführer Mieroslawski und an Langiewicz mit seinem weiblichen Adjutanten Frl. Pustowojtow — erbitterte Kämpfe zwischen den Schülern deutscher und polnischer Nationalität. Es kam zu regelrechten Belagerungen und wütenden Schlägereien, bei denen auch die deutschen Lehrer attackiert, beschimpft und mit Steinen beworfen wurden. Die Angriffe geschahen ohne Ausnahme von seiten der Polen und gar oft mußte die Polizei eingreifen, um den Kämpfen ein Ende zu machen.

2. Ländliche und musikalische Freuden / Die schwarzen Schafe in der Familie.

In das trübselige Dunkel der Posener Schulzeit fiel als leuchtender Sonnenschein die holde Musik. Ohne Anleitung brachte ich es dahin, daß ich z. B. das H-Moll Capriccio von Mendelssohn und Stücke ähnlichen Schwierigkeitsgrades technisch tadellos zu interpretieren vermochte. Auch bändelte ich mit den Hoboisten des 6. Infanterieregiments an, unter deren Mitwirkung ich Stunden reinster Freude erlebte.

Das erste Kammermusikstück, das ich mit meinen uniformierten Genossen spielen durfte, war das C-Moll-Trio op. 1 Nr. 3 von Beethoven. O du Göttlicher, der du uns diese Musik geschenkt hast! Dann kam auch das Blasquintett an die Reihe und viele, viele andere Perlen unserer Literatur. Der Cellist und der Violinist liegen längst unterm grünen

Rasen. Der erstere, Pohl mit Namen, ein verhungertes kleines Menschenkind, blies in der Militärkapelle die erste Klarinette; er ging bald an der Schwindsucht zugrunde; der andere, Drangosch, fiel im Kriege 1866 bei Königgrätz.

Auch von Posen aus wurde der Verkehr mit Ruxmühle aufs eifrigste gepflegt. Sobald die Ferienarbeiten fertig waren, zogen wir hin zu den Gefilden seliger Ausgelassenheit und herzerquickenden Jugendübermutes. Unverständiger- und bedauerlicherweise wurde uns eine ungeheuerliche Menge an Ferienarbeiten mit auf den Weg gegeben: zwölf griechische und ebensoviel lateinische Verba schriftlich durchzukonjugieren! Abkürzungen waren nicht erlaubt. Dazu Übersetzungen aus den alten Schriftstellern, ein deutscher Aufsatz, schriftliche Arbeiten in Geschichte und Geographie, kleinere französische und polnische Aufsätze, Auswendiglernen größerer Abschnitte aus dem Homer, Ovid, Tacitus usw. Auch ein neues Kirchenlied mußte man nach den Ferien hersagen können — ad majorem Dei gloriam! Die Hände konnten einem lahm werden von dem unsinnigen Geschreibsel, das man bereits in der ersten Ferienwoche so schnell als möglich erledigte. Während der anderen drei Wochen kümmerte man sich den Deubel um die Arbeiten. Die Absicht der Schulleitung, den Schüler während der ganzen Ferienzeit nützlich zu beschäftigen, schlug in allen mir bekannten Fällen total fehl; nur wenige Musterknaben folgten dem Sirenenruf kurzsichtiger Schulweisheit.

Bei Gelegenheit eines solchen Ferienausfluges führte mein Onkel Ludwig seinen zu einer kleinen Erntefestlichkeit geladenen nachbarlichen Gästen eine nette Komödie auf, in der ich die Hauptrolle übernehmen mußte. Nachdem einer der anwesenden Gäste ein nichtssagendes Stücklein auf dem Klavier vorgeklimpert hatte — ich Knirps befand mich nicht in der Gesellschaft —, teilte mein Onkel so ganz nebenbei mit, daß er einen kleinen zwölfjährigen Aushelfer in der Ölmühle habe, der auch ganz gut Klavier spielen könne. Man lächelte zuerst darüber, aber der Pfarrer aus Pinne, der sich unter den Gästen befand, wollte den Wunderknaben hören. Mein Onkel gab darauf heimlich den nötigen Auftrag: ich wurde in einen öligen Anzug gesteckt, meinem Gesicht die für den Anzug notwendige Tönung verliehen, das Haar etwas in Unordnung gebracht — und der Öljunge war, nachdem er Strümpfe und Stiefel abgelegt hatte, fertig. Schüchtern kam ich ins Zimmer und spielte nach Aussage meines Onkels meine Rolle hervorragend gut. Ich trug mit gewohnter Bravour einige Klavierstücke vor und erntete bewundernde Anerkennung seitens der Hörerschaft. Einer der Braven sagte mir: „Mein Sohn, du bist zu etwas Besserem geboren" — und drückte mir dabei einen halben polnischen Gulden (25 Pfennig) in die Hand. Dies war das erste Honorar, das mir durch musikalische Leistungen zufloß.

Sehr amüsant und lustig ging es zuzeiten auf dem geräumigen oberen Boden der Mühle zu. Dort bereitete der zu allerlei Kurzweil und

Lustbarkeit stets aufgelegte gute Onkel seinem Gesinde und dem Mühlenpersonal manch fröhlichen Abend. Er nahm die Geige zur Hand, spielte unermüdlich zum Tanz auf und ließ das junge Volk gehörig sich austoben. Ein Quart Schnaps — halb 90prozentiger Spiritus, halb aqua pura — erhöhte die allgemeine Glückseligkeit. Wie blitzten und strahlten die Augen des Józef, Woyciech, Bartek, wie zierlich drehten sich Tereska, Kasia, Marynka! Angeborene Grazie in diesen kleinen polnischen, glutäugigen Teufelinnen! Und wenn der Onkel die vom Geigenspiel ermüdeten Arme ruhen lassen wollte, faßte auch er eine der Barfüßerinnen um die Hüften und schwenkte sie mit jugendlichem Feuer im Kreise herum, während ich selbst die Fiedel strich.

Sehr oft zog ich mich auch später, von Berlin aus, in die Einsamkeit der polnischen Wälder zurück, wenn ich eine größere kompositorische Arbeit vorhatte oder wenn ich mich auf ein neues Programm vorbereiten wollte. Der alte, liebe Duysen schickte mir für diese Zwecke stets ein Klavier nach Nuxmühle, und ich bezog Großmutters Hinterzimmer, wo ich ungestört blieb. Nur manchmal glotzten ein paar erstaunte Augen durchs Fenster und mahnten mich daran, daß ich nicht ganz allein auf der Welt sei. Auch zur Winterzeit fand ich mich manchmal mit Weib und Kindern hier ein und frönte ausgiebig meiner Jagdpassion.

Einst hätte ich hier in Ausübung des zeitlebens leidenschaftlich von mir gepflegten Sports beinahe mein Leben eingebüßt. Ich folgte, das gespannte Gewehr im Arm, an den ziemlich hohen und steilen Ufern der Warthe der Spur eines „Krummen". Eine dicke Schneeschicht bedeckte den Boden, und der heftige Sturm hatte den Schnee auf dem hohen Ufer an einzelnen Stellen dermaßen zusammengefegt, daß die Konturen des festen Unterbodens nicht mehr deutlich zu erkennen waren. Im Eifer des schnellen Schreitens trat ich fehl und stürzte den Abhang hinunter in die Warthe hinein, die hoch mit Treibeis ging. Zum Glück wurde ich gegen eine Faschine getrieben, wo ich eine Wurzel erwischen und mich an Land schwingen konnte. Mein Gewehr hatte ich nicht losgelassen. Pudelnaß rannte ich, was die Beine nur hergeben konnten, nach dem zirka 3000 Schritt entfernten Wohnhaus, wo ich zunächst gehörig frottiert und dann ins Bett gepackt wurde. Einige Gläser Grog brachten mich wieder so ziemlich in Ordnung, doch ein recht ausgiebiger Schnupfen machte sich's für einige Wochen in meinem Organismus bequem und wich nicht eher, als bis ich ihm mit einer gehörigen Schwitzkur ein Ende bereitete.

Nicht lange nach diesem Ereignis klopfte der Sensenmann an Nuxmühles Pforte. Der gütige, liebe Onkel Ludwig wurde abberufen. Mit seinem Heimgang erlosch der Funke, der das belebende Feuer in den Herzen seiner Umgebung entzündete und lebendig erhielt. Ich eilte von Berlin aus an sein Sterbelager und drückte ihm die Augen zu. Rührend und ergreifend war der Abschied, den er von mir nahm. Er liebte mich wie den eigenen Sohn. —

Nurmühle gehört jetzt — 1921 — zur polnischen Republik — die Kommunikation ist sehr erschwert, aber dennoch fand manch Kistchen mit erwünschten ländlichen Liebesgaben den Weg nach Berlin; so namentlich zur Zeit der „gelben Gefahr“, als die entsetzliche gelbe Rübe als Leckerbissen serviert wurde.

Doch zurück zum Jahr 1864, zurück zu meinem alten Flügel, zu meinen blasenden und streichenden Freunden in Posen, zurück in die dumpfe Schulstubenluft. Die Zeit meiner Einsegnung nahte heran und die Vorbereitungen hierzu rührten mich innerlich tief auf. Pastor Klette von der Kreuzkirche, ein Geistlicher mit einem Herzen voll echter Frömmigkeit, leitete den Konfirmandenunterricht und streute den Samen göttlicher Liebe in die Herzen seiner Kindergemeinde, auf daß er Wurzel fasse und schöne Früchte trage. Zu der Zeit verfaßte ich einige fromme Verse und komponierte Choralmelodien dazu. Eindrucksvoll und mein Herz tief ergreifend war die kirchliche Feier am Tage der Einsegnung. Ich gelobte mir, meine albernen Streiche abzutun und ein fleißiger, braver Schüler zu werden. Während des Restes meiner Posener Gymnasialzeit kam ich denn auch gut vorwärts und erhielt bei meinem Abgang ein sehr gutes Zeugnis.

Mein Klavierspiel litt durch meine erhöhte Hingabe an die Aufgaben der Schule keineswegs, und auch meiner kompositorischen Tätigkeit konnte ich mich mit neuerwachter Lust und ungeschwächten Kräften widmen. Musikalischen Unterricht hatte ich nicht genossen; was ich an Kompositionen niederschrieb, war nach „berühmten Mustern“ verfaßt. So habe ich — als Vierzehnjähriger — ein Trio, natürlich in C-Moll, mehrere Tänze und eine Violinsonate in D-Moll geschrieben. Die Stücke sind längst vergessen und versunken und nur die Tonarten sind mir im Gedächtnis geblieben. Doch halt — nein; das Andante der Violinsonate habe ich mir gemerkt; sein Hauptthema fand etwa 30 Jahre später Verwendung zu einem Notturno, das im Rahmen eines Albums bei Peters erschienen ist.

Die äußeren Verhältnisse meines Vaters hatten sich während der Posener Zeit nicht gebessert; als Plus in der Konjunktur, die mit dem Verlassen Samters in Zusammenhang stand, konnte mein Vater nur die Möglichkeit einer höheren wissenschaftlichen Ausbildung seiner beiden Söhne buchen. Im übrigen aber gab es ein fatales Minus.

Eine erhebliche Beihilfe für unsere häusliche Wirtschaftsführung bot uns Onkel Ludwig — das Bild des teuren Mannes hängt über meinem Bett —, indem er seine drei Jungens in Pension zu uns gab und die elterliche Speisekammer und den Keller mit so mancher Fuhre Kartoffel und ähnlichen Erzeugnissen der Land- und Mühlenwirtschaft füllte. Mich beglückte er mit der Aufforderung, seinen drei Sprößlingen Klavierunterricht zu erteilen, einen halben polnischen Gulden für die Stunde! Ein damals hervorragendes Taschengeld für mich Vierzehnjährigen.

Freundlicher Verkehr wurde auch mit den anderen Geschwistern meiner Mutter, die in Posen ansässig waren, gepflegt. Die Kinder dieser

Familien haben sich zum Teil aus ganz kleinen Verhältnissen zu hohen Stellungen emporgearbeitet; aber es gab auch schwarze Schafe in der Herde. Der eine Sohn, ein sehr begabter Junge, war von einem untilgbaren Wandertrieb besessen. Alle guten Stellungen, die ihm durch seine einflußreichen Brüder geboten wurden, verließ er nach kurzer Zeit und begab sich ohne Abschied per pedes auf die Wanderschaft. Zuerst waren es nur einige Tage, die er, in Feld und Wald herumschweifend, fortblieb; dann wurden es Wochen, und endlich verschwand er für mehrere Jahre. Seine Wanderlust führte ihn durch fast ganz Europa — auch in Algier ist er gewesen, etappenweise sich die Mittel für sein Leben durch redliche Arbeit verschaffend. Ich erwähne seiner, weil er mein Vetter mütterlicherseits und vor seinem Entweichen mein unzertrennlicher, liebster Spielkamerad, uns allen aber ein unlösbares Rätsel war. Unbegreiflich erschien es uns, daß dieser weiche, herzensgute und intelligente Junge, der Liebling seiner von ihm vergötterten Mutter, seinen Eltern diesen namenlosen Kummer bereiten konnte. Heulend und aufs tiefste zerknirscht, stürzte er jedesmal nach seiner Wiederkehr der erschütterten und immer wieder verzeihenden Mutter zu Füßen, versprach bei allen Heiligen Besserung, ging wieder ins Bureau an die Arbeit und — verschwand lautlos nach ein paar Tagen. Die letzte Nachricht von ihm kam aus Prenzlau, wo der Typhus ihn dahingerafft hatte. Auf die Bitte seiner Mutter schickte ich ihr — ich lebte damals schon in Berlin — ein Häufchen Erde von seinem Grabhügel.

Mit den Verwandten meines Vaters hatten wir erfreuliche Fühlung nie erhalten können. Mein Großvater in Letschin, den ich kurz vor seinem Tode noch zu sehen bekam, war ein Mummelgreis, wortkarg, brummig und ohne Interesse für seine Enkel; die Großmutter, ein wenig behender und mitteilsamer, zeigte auch keine rechte Freude bei unserem einmaligen Besuch in ihrem Heim. Wir waren arg enttäuscht über die stocksteifen, freudlosen Herrschaften. Großen Eindruck machte es mir, als Großmutter uns erzählte, daß ihr Urgroßvater bei des Kronprinzen Friedrich beabsichtigter Flucht nach England beteiligt gewesen sei; nächtlicherweise habe man Wagen und Pferde bei ihm requiriert und ihn ersucht, die Flüchtlinge über die Grenze zu schaffen.

Auch zu den Geschwistern meines Vaters fühlten wir Kinder uns nicht hingezogen, obwohl sie sich nett und freundlich zu uns erwiesen und die guten Onkels und Tanten zu markieren versuchten. Aber es fehlte der warme Unterton im verwandtschaftlichen Zusammenklange. Junge Herzen haben dafür ein recht empfindliches Gefühl. Wie anders war das im Ruxmühler Verwandtenkreise! —

III.

Berlin

1865—1891

1. Böser Empfang / Lehrjahre / Kullak, Wüerst und der liebe alte Theodor Stöcker.

Die Aussichten, auf eine Hebung der wirtschaftlichen Lage meines Vaters waren mit der Zeit auf ihrem Tiefpunkt angelangt. Die Bautätigkeit lag lahm, der Feldmesserberuf war nicht ertragreich genug, und so entschloß sich mein Vater auf das aufmunternde Zureden seines Bruders Adolf, der in Berlin ein glänzendes Holzgeschäft betrieb, abermals seine Zelte abzubrechen und nach Spree-Athen überzusiedeln. Im Herbst 1865 erfolgte der Umzug und nur das Notwendigste wurde mit verfrachtet. Vorher schon war eine kleine Wohnung in der Wassertorstraße gemietet und auf das notdürftigste hergerichtet worden; an einem unfreundlichen Oktoberabend hielten wir unseren Einzug. Es war ein trauriger Abend und trauriger noch die Zeit, die nun folgte. Gleich am Tage nach unserer Ankunft trug sich ein Ereignis zu, an dessen Folgen meine Mutter längere Zeit zu leiden hatte. Mein Vater ging in der Frühe mit mir aus, um einige Möbelstücke zu kaufen. Während unserer Abwesenheit erhob sich, wie wir erfuhren, in der Nähe unseres Hauses ein großer Lärm, der meine Mutter veranlaßte, ans Fenster zu eilen. Hier sah sie zu ihrem Schrecken eine Menschenmasse sich heranbewegen, die auf schnell improvisierten Tragbahren verstümmelte Menschenleiber und Leichen — wohl 50 an der Zahl — mit sich führte. Konnte schon dieser Anblick Entsetzen hervorrufen, so mußte die Nachricht, daß in der Nachbarschaft ein Möbelmagazin eingestürzt sei, meine Mutter aufs ungeheuerlichste erschüttern. Qualvolle Stunden verlebte die Ärmste, und mit entsetzlichem Grauen blickte sie auf die teilweise furchtbar verstümmelten Körper, immer vermeinend, den Gatten, den Sohn zu erkennen. Zum Glück hatte mein Vater seine Einkäufe an anderer Stelle

besorgt. Die Nachricht von dem Einsturz bestätigte sich. Ein vierstöckiges Hinterhaus in unserer Nachbarschaft, in dem eine Möbeltischlerei betrieben wurde, war infolge zu starker Belastung durch Hölzer total in sich zusammengefallen und hatte sämtliche Insassen unter seinen Trümmern begraben. Als ich mit meinem Vater zurückkehrte, fanden wir den Arzt um meine Mutter beschäftigt; sie erholte sich sehr langsam von dem ausgestandenen Schrecken.

Nachdem unser neues Heim etwas wohnlich hergerichtet war und wir die Sehenswürdigkeiten der Großstadt in Augenschein genommen und so die erste brennende Neugierde befriedigt hatten, sollte ich nun meine Gymnasialstudien fortsetzen bzw. beenden, um, wie die Absicht bestand, Medizin zu studieren. Mit dem „Einjährigen" in der Tasche wurde ich im Gymnasium angemeldet; ich kam mitten in den Kursus hinein. Neue Lehrbücher, neue Lehrer, neue Schulkameraden. Alles so fremd, so unheimlich kahl und trostlos öde; unmöglich konnte ich mich da hineingewöhnen. Das ging einfach nicht. Mit sehr gemischten Gefühlen kam ich nach Hause. Es war an einem Mittwoch, der Nachmittag frei, und so benutzte ich die günstige Gelegenheit zu einem Sturm auf meines Vaters gutes Herz. In beredten Worten schilderte ich die fatalen Eindrücke des Vormittags — übertrieb wohl auch ein wenig — und konnte ihn überzeugen, daß es angesichts der trostlosen Vermögenslage sehr zweifelhaft, wenn nicht unmöglich für mich sei, unter den obwaltenden Umständen das Gymnasium absolvieren und Medizin studieren zu können. Lieber wollte ich den Beruf, zu dem ich mich so mächtig hingezogen fühlte — den als Musiker — ergreifen, der ja erstens die Möglichkeit schnelleren Erwerbes bot und zu dessen Vorbereitung außerdem lange nicht so große materielle Mittel nötig wären wie zum Universitätsstudium. Zu meiner großen Freude willigte mein Vater ein und — die Ärzteschaft wurde um einen Kollegen ärmer. Ich verließ das Gymnasium, dessen Bänke ich einen ganzen Vormittag hindurch gedrückt hatte, mietete ein Tafelklavier für neun Mark monatlich — der Posener Klapperkasten hatte die strapaziöse Reise nach Berlin seines ehrwürdigen Alters wegen nicht mitmachen können, und zog frohen Herzens zu Theodor Kullak.

Das alte baufällige Haus, in dem die „Neue Akademie der Tonkunst", dessen Begründer und Direktor Theodor Kullak war, sich befand, lag in der Dorotheenstraße, dort wo die Charlottenstraße einmündet. Durch ein altersschwaches Haustor gelangte man über eine ausgetretene Holztreppe in die erste Etage, deren Räume teils zu Unterrichtszwecken, teils als Wohnung des Direktors dienten. Das Institut mag damals — 1865 — 300 Schüler gehabt haben. Doch mit der Zeit, namentlich nach dem französischen Kriege, wuchs die Schülerzahl so bedeutend, daß Kullak sich genötigt sah, für das mächtig aufblühende Institut würdigere und der vermehrten Schülerzahl entsprechende Räumlichkeiten zu schaffen. Er fand diese im Hause Friedrichstraße Nr. 93. Obwohl nun genügend Platz

vorhanden war, so entsprachen die neuen Räume durchaus nicht den Anforderungen, die an eine Musikschule zu stellen sind. Durch die dünnen Wände vernahm man sehr unangenehm deutlich das Singen, Geigenkratzen und Klavierhämmern in den Nebenzimmern, und vom Korridor aus klang es wie die Generalprobe zum neuen Irrenhaus. Das war namentlich beim Theorieunterricht sehr störend. Zur Zeit meines Eintritts — Oktober 1865 — befand sich das Institut noch in der Dorotheenstraße, und klopfenden Herzens pochte ich an die Tür.

Bald darauf stand ich vor dem berühmten Pädagogen. Kullak, dessen Name damals schon Weltruf besaß — Schüler aus allen Ländern unseres Planeten strömten ihm zu —, war eine markante, äußerst frappierende Erscheinung. Auf dem schmächtigen, aber wie es schien, sehnigen Körper von kaum Mittelgröße, saß ein interessanter Kopf mit nicht gerade schönen Gesichtszügen. Durch die scharfen Brillengläser blitzten kluge, von starken Brauen beschattete Augen. Das Gesicht mager, knochig; auf der Oberlippe ein kurzgehaltener, struppig-stachliger Bart; die Unterlippe etwas vorgeschoben. Das Haar altmodisch über die Ohren gekämmt, etwa wie es Robert Schumann trug. Das Merkwürdigste aber waren die Hände; nie habe ich — auch nicht bei Liszt und Rubinstein — derartig der Klaviatur angepaßte Hände und Finger gesehen. Natürlich durch die Übung so gebildet; die Fingerkuppen waren zu kleinen Polstern geworden, und die Stellung der Hand auf der Klaviatur mußte den Neid aller Pädagogen erregen.

Freundlich und würdig empfing mich der berühmte Lehrer und hieß mich etwas vorspielen. Unter Zittern und Zagen wagte ich es mit dem H-Moll Capriccio von Mendelssohn; dann mußte ich einige Tonleitern spielen und zuletzt etwas vom Blatt lesen. Zu meiner großen Freude konnte ich meinem Vater melden, daß Kullak mich unter die Zahl seiner persönlichen Schüler aufgenommen habe. Der Unterricht begann dann auch alsbald, und ich bekam als ersten Unterrichtsstoff das Impromptu in As-Dur von Chopin und eine Etüde (D-Dur) aus Czernys „Kunst der Fingerfertigkeit".

In der Klavierklasse, die wöchentlich zweimal abgehalten wurde, befanden sich sechs bis acht Kunstjünger, von denen jedoch jedesmal nur drei bis vier zum Vorspielen gelangten. Aber man lernte in den Stunden, auch wenn man nicht zum Spielen kam, trotzdem sehr beträchtlich; erstens durch die Fehler der anderen, zweitens durch Kullaks famose kritische Bemerkungen, und drittens lernte man viel neue Literatur kennen. Wir bekamen das Neueste vom Neuen zum Studium vorgesetzt. Neben Bach und Beethoven wurden Chopin und Schumann in ihren größeren und weniger bekannten Werken aufs gewissenhafteste studiert, desgleichen Raff und Brahms; von Liszt die gehaltvollsten und musikalisch wertvollsten; auf den bloßen virtuosen Vortragskram war der Unterricht nicht zugeschnitten. Auch Kammermusik mußten wir studieren und

bekamen an der Anstalt Gelegenheit zum Ensemblespiel. Von den Mitschülern der Klavierklasse sind mir Moritz Moszkowski und Jean Louis Nicodé, Hans Bischoff und Alfred Grünfeld in der Erinnerung geblieben. Auch Agathe Bakker, die graziöse Norwegerin, studierte damals bei Kullak; sie zeichnete sich auch durch ein beachtenswertes Kompositionstalent aus.

Den theoretischen Unterricht erteilte Richard Wüerst, der auch die aus den Streichinstrumentenklassen gebildete Orchesterklasse leitete. Die fehlenden Blasinstrumente wurden durch das Klavier ersetzt, was für den hierzu bestimmten Schüler eine sehr ersprießliche Übung im Partiturspiel bedeutete. Wüerst war ein sehr gewissenhafter, seinen Schülern freundlich geneigter Lehrer aus der Mendelssohnschen Schule. Reinliche Harmonien, keine Querstände und um Himmelswillen keine Quintenfolgen! Wir brachten dann auch, um unserem verehrten Lehrer seine Nachtruhe nicht zu rauben, fein säuberlich frisierte Arbeiten von tadellosem Wohllaut. Kurz und bündig waren seine Anweisungen für die Fugen- und Sonatenform. „Nehmt euch ein Beispiel an Bach und Beethoven; die sind die besten Lehrmeister!" So schloß er seine Erklärungen, und wir handelten demgemäß.

In seiner Eigenschaft als Kritiker war er der Schrecken der neuzeitlich angehauchten jungen Generation. Das Triumvirat Wüerst (Fremdenblatt), Engel (Vossische Zeitung), Gumprecht (Nationalzeitung) bildete die oberste kritische Instanz der „Metropole der Intelligenz". Ich erinnere mich, daß einer von ihnen — ich glaube, es war Wüerst — sich bei Gelegenheit einer Besprechung von Schumanns C-Dur-Fantasie zu folgender Äußerung verstieg: „Diese Musik macht den Eindruck, als bearbeitete der Pianist die Klaviatur mit den Füßen und die Pedale mit den Händen." Damit sollte nicht etwa die mangelnde Fähigkeit des Ausführenden charakterisiert werden, nein — diesen Eindruck hatte der kritische Hörer vom Schumannschen Werk!

Die drei Triumvirn gehörten — äußerlich — zu den „Gezeichneten". Der eine war blind, die anderen hatte die Natur mit ansehnlichen Buckeln ausgestattet. Der böse Berliner Volkswitz nannte die Ecke im Opernhaus, wo die drei Gewaltigen nahe beieinander saßen: „Ebenezer".

Im Partiturspiel unterwies uns Musikdirektor Kriegar, ein Schwager Adolf Menzels, nach dessen Amtsniederlegung der alte Heinrich Dorn, Kapellmeister am Königlichen Opernhause, an seine Stelle trat. Ein feiner, geistreicher, witziger Kopf, der zu den heftigsten Gegnern seines ehemaligen Schülers Richard Wagner gehörte. Man erzählte sich, daß der alte Grimmbart, als er nach der Generalprobe der „Meistersinger" den Opernplatz betrat, angesichts der aufziehenden Militärwache ausgerufen haben soll: „Gott sei Dank, endlich mal wieder anständige Musik!"

Auch der Chorgesang wurde kultiviert. Bernhard Scholz leitete die Chorklasse, die sich aus den Eleven der Gesangs- und Instrumentalklassen

zusammensetzte, mit großer Liebe und Energie. Es wurde sehr ernst studiert: der Chor konnte bei einer besonderen Gelegenheit ein Requiem seines Leiters ganz respektabel zu Gehör bringen. In der großen Pause jeder Übungsstunde wurden seitens der vorgeschrittenen Instrumentalschüler Vortragsstücke serviert. Auch auswärtige Künstler verschmähten es nicht, sich hier hören zu lassen. So erfreute uns gelegentlich Clara Schumann mit dem Vortrag der symphonischen Etüden ihres Robert.

Kullaks „Neue Akademie der Tonkunst" war aus einer im Verein mit Julius Stern gegründeten Musikanstalt hervorgegangen. Doch die Gründer trennten sich wieder, und so entstanden die obengenannte „Neue Akademie" mit Kullak an der Spitze und das nach seinem Begründer benannte Sternsche Konservatorium, das heute noch floriert und in hohem Ansehen steht. Kullaks Schöpfung ging nach seinem Tode an seinen Sohn Franz über, der die Leitung eine Zeitlang weiterführte. Doch bald verlor er das Interesse an dem nach und nach verfallenden, einstmals so blühenden Institut. Die Schüler stoben allmählich auseinander, und eines Tages gehörte die „Neue Akademie der Tonkunst" der Vergangenheit an.

Meine Lehrzeit währte drei Jahre; selten kam ich zum Vorspielen, denn ich konnte wenig „üben". Mein Mietsklavier wurde nach zweimonatlichem Gebrauch vom Verleiher wieder abgeholt, weil ich die Miete nicht entrichten konnte. So versuchte ich es, an den kameradschaftlichen Sinn meiner Studiengenossen zu appellieren und hatte das Glück, daß einzelne von ihnen mir hin und wieder die Benutzung ihres Instrumentes gestatteten. Auch Schüler meldeten sich nach und nach — die Stunde zu 50 Pfennig —, und nach Ablauf von einigen Monaten konnte ich wieder ein Klavier mieten. Infolge meiner erhöhten Lehrtätigkeit kam ich jedoch lange nicht genügend zu dauerndem, regelmäßigem Klavierstudium. Die Wege zwischen den Wohnungen meiner Schüler nahmen, da sie per pedes zurückgelegt werden mußten, sehr viel Zeit und — Stiefelsohlen in Anspruch. Es war eine sehr traurige, entsagungsvolle Zeit. Mein Vater war trotz eifrigster Bemühungen um eine passende Beschäftigung ganz erwerbslos geworden, und so suchte ich nach immer neuen Quellen für die Beschaffung des Allernötigsten. Ich mußte mich schweren Herzens und mit furchtbarem Widerwillen endlich entschließen, durch Spielen auf Tanzböden und in Bierlokalen meine Einnahme etwas zu erhöhen. In das Ende dieser Leidenszeit — sie währte zwei volle Jahre — fiel mein erstes öffentliches Auftreten in einer der Aufführungen, die Kullak alljährlich veranstaltete und in denen die besten Schüler der Anstalt einem größeren Publikum vorgeführt wurden. Diese Aufführungen fanden im Arnimschen Saale, Unter den Linden Nr. 44, später in der Singakademie mit Orchester statt.

Neben den ausgezeichneten, damals schon von den größten Virtuosen wie Tausig, Rubinstein und v. Bülow mit Vorliebe benutzten Bechsteinschen

Instrumenten waren auch die Stöckerschen Flügel im Konzertsaal oft zu hören. Äußerst solide gebaut, von tadelloser Mechanik und schönem, gesangvoll-weichem Ton, waren sie so recht die Instrumente für den Hausgebrauch und die Kammermusik, denn ihr Ton akkommodierte sich aufs glücklichste den Streichinstrumenten. Diese Flügel wurden in den genannten Aufführungen von uns Schülern benutzt.

In einem dieser Konzerte — um Ostern 1867 — spielte ich Mendelssohns D-Moll-Konzert. Als ich geendet hatte, trat der alte Hofpianofabrikant Stöcker mit der Frage an mich heran, ob das Instrument, das ich soeben benutzt hatte, mir gefallen habe. Auf mein ehrlich-freudiges „Ja" vernahm ich aus seinem Munde die mir märchenhaft klingenden Worte: „Nun, dann werde ich Ihnen den Flügel morgen in Ihre Wohnung schicken; behalten sie ihn zum Andenken an den alten Stöcker." Und so geschah es. Am nächsten Tage kam wahr und wahrhaftig der prachtvolle Dreibein in meine bescheidene Musenhütte. Ich war überglücklich, und nun begann ich ernstlich mich mit meinem neuen Stubengenossen anzufreunden. Du lieber, teurer Freund Stöcker, du ahntest wohl kaum, wie glücklich du einen jungen Musikanten gemacht hattest. Noch einen anderen, nicht minder beglückenden Erfolg konnte ich mit Schumanns Konzert, das ich im folgenden Jahre vortrug, verzeichnen: Kullak engagierte mich als Lehrer für sein Institut. Eine Aufbesserung meiner materiellen Lage trat damit allerdings nicht ein, denn mein Sold — die Stunde zu 75 Pfennig — wurde zum Ausgleich des mir von Kullak gestundeten Schülerhonorares verrechnet. Nach Verlauf eines Jahres stieg mein Stundenhonorar auf 1 Mark. Als wohlbestallter Lehrer ließ ich mir nun mit nicht geringem Stolz Visitenkarten anfertigen mit dem volltönenden Titel „Lehrer an der Neuen Akademie der Tonkunst". Aber o weh! — der Graveur hatte statt Tonkunst: „Turnkunst" gesetzt, und ich korrigierte, um die Kosten für einen Neudruck zu sparen, mit Radiermesser und Gummi auf jeder einzelnen Karte eigenhändig den fatalen Stichfehler.

2. Breitkopf und Härtel / Mein erstes Opus / Der erste Schritt in die Öffentlichkeit / Besuch bei Liszt / Tonkünstlerfest in Weimar / Fürstin Carolath.

Das folgende Jahr — 1869 — brachte des Ereignisreichen und Interessanten in reicher Fülle. Um Ostern fand die alljährliche Aufführung des Kullakschen Instituts in der Singakademie statt. Ich dirigierte bei dieser Gelegenheit eine von mir komponierte Ouvertüre und spielte Liszts Es-Dur-Konzert. Neben den regelmäßigen Arbeiten, die die kontrapunktischen und sonstigen Studien erforderten, verfaßte ich selbständig

zwei größere Kompositionen: ein Trio für Klavier, Violine und Violoncell (op. 1 Fis=Moll) und eine Sonate für Klavier und Violine (op. 2 D=Moll). Um dieselbe Zeit entstand auch das erste Heft der Polnischen Tänze (op. 3), dessen erste Nummer eine so ungeahnt große Verbreitung finden sollte. Als die fünf Stückchen fertig waren, schickte ich das Heftchen an Breitkopf & Härtel und bot es der Firma zum Verlag an. Ich hatte nur geringe Hoffnung auf einen zusagenden Bescheid; hatte ich doch gehört, daß junge unbekannte Autoren die Kosten der Drucklegung meistens selbst zu tragen hatten. So war ich denn aufs freudigste überrascht, als ich von der Weltfirma ein sehr anerkennendes Schreiben erhielt mit der Zusage, das Werkchen in ihren Verlag zu nehmen, doch — so hieß es weiter in dem Schreiben — hätte ich ja meine Honorarforderung nicht genannt! Alle Wetter — das kam unerwartet! Ich wäre ja schon heilfroh gewesen, mein Erstlingswerk überhaupt nur gedruckt zu sehen, und nun — gedruckt und Honorar! Nachdem ich mich vom ersten, übermäßig freudigen Schreck erholt hatte, fielen mir die letzten Worte des Idealräubers Karl Moor ein, und ich handelte danach. In gewählten Worten entgegnete ich dreist und gottesfürchtig, daß ein Honorar von 1 Friedrichsdor pro Stück wohl nicht zu hoch gegriffen erscheinen dürfte. (Ach, damals gab es noch wirkliche Goldstücke!) Mit wendender Post erhielt ich denn auch einen unheimlich schweren Brief (in festem Leinwandumschlag) mit der erhebenden Aufschrift:

„Inliegend 5 (in Worten fünf) Friedrichsdor in Gold."

Die funkelnden Goldfüchse waren mit fachmännischer Routine fein säuberlich in die Schlitze eines steifen Papierabschnittes eingeklemmt. Wie ich später von Carl Reinecke erfuhr, hatte er bei Breitkopf & Härtel, deren Vertrauensmann und Berater er war, mein Werkchen zur Annahme empfohlen.

Im Besitz einer so großen Summe gedachte ich nun etwas Außergewöhnliches zu unternehmen. Ich beschloß, meine Beziehungen zu meinen Verlegern zu vertiefen und weiter zu entwickeln, nahm mein Trio und die Violinsonate als Reisegepäck unter den Arm, löste ein Billett dritter Klasse nach Leipzig — eine vierte Klasse gab's damals noch nicht — und fuhr frohgemut in den schönen Frühlingsmorgen hinein. Ohne die Sehenswürdigkeiten von Klein-Paris vorläufig auch nur eines einzigen Blickes zu würdigen, begab ich mich mit meinem „Gepäck" direkt vom Bahnhof — damals noch weit außerhalb der Stadt — zur Nürnberger Straße ins Geschäftshaus von Breitkopf & Härtel. Dort meldete ich mich an, wurde von einem dienstbaren Geist durch einen langen, schmalen Saal, an einer schier endlosen Reihe von besetzten Schreibpulten vorbeigeführt und stand bald darauf vor zwei würdigen älteren, in ihrem Äußeren sehr verschiedenen Herren, den beiden Chefs des Welthauses: Dr. Hermann Härtel und Stadtrat Raymund Härtel. Der erstere ein feiner,

charakteristischer, interessanter Kopf — die ideale deutsche Professorengestalt, hoch aufgeschossen, hager, würdevoll in den Bewegungen, ernst, aber nicht unfreundlich. Der andere, kleiner von Figur, etwas zur Wohlbeleibtheit neigend, mit gütig freundlichem Ausdruck und von gewinnender Natürlichkeit. Beide Herren nahmen mich äußerst liebenswürdig auf; ich freute mich herzlich der anerkennenden Worte über mein Opuskulum, was in dem anheimelnden sächsischen Dialekt, den beide Herren meisterhaft beherrschten, außerordentlich sympathisch klang.

Die Herren erzählten mir viel Interessantes über Robert Schumann und Mendelssohn-Bartholdy. So erfuhr ich unter anderem aus ihrem Munde, daß Schumanns Novelletten jahrelang als „Ladenhüter" unbeachtet im Winkel liegen mußten und daß die gestochenen Druckplatten, da das Werk so gar keine Abnehmer fand, schließlich eingeschmolzen wurden. Auch von einer Orchesterprobe im Gewandhaus, in der Schumann seine B-Dur-Symphonie einstudierte, berichtete Stadtrat Härtel als Augen- und Ohrenzeuge folgende drollige Episode. Schumann stand schüchtern und befangen am Dirigentenpult, neben ihm Robert Franz, der ihn in der Kontrolle des Orchesters unterstützen sollte. Bald nach Anfang der Symphonie gab's einen schrecklichen Mißton — aus der Reihe der Bläser erklang ein Fis statt F. Da Schumann unentwegt weiter dirigierte, ohne den Fehler zu monieren, stieß Franz ihn an, was zur Folge hatte, daß Schumann ein schüchternes „F" ins Orchester hineinrief. Doch Franz veranlaßte den Dirigenten energisch, abzuklopfen und die Stelle wiederholen zu lassen. Derselbe Fehler und nochmals Schumanns schüchternes „F". Er dirigierte nun, ohne auf Robert Franz' Bitten und Drängen zu achten, den Satz zu Ende, wendete sich dann an seinen Assistenten und sagte mit traurigem Ausdruck: „Er hat doch Fis geblasen!"

Im Laufe unserer weiteren Unterhaltung lenkte ich diplomatisch die Aufmerksamkeit der Herren auf mein „Reisegepäck". Etwas zagend, den Dolch im Gewande, zog ich nun blank, und auf die Frage: „Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!" öffnete ich mein Gepäckstück und legte den Inhalt auf den Tisch des Hauses. Ohne Zögern nahmen die Herren meine beiden Werke an und ersuchten mich, ihnen einiges aus ihren allerneuesten Verlagswerken vorzuspielen. Sie geleiteten mich in einen Nebenraum, in dem sich ein Flügel ihrer Firma befand. Freudigen Herzens setzte ich mich an das Instrument, spielte einzelne Teile meiner beiden Werke bruchstückweise vor und erntete während des Vortrages so manches: „Ganz famos; wees Gott, sehr scheen. Da hamm mer wieder mal en wirklichen Musiker!"

Nachdem ich geendigt, führten mich die Herren durch die Geschäfts- und Arbeitsräume ihres umfangreichen Hauses. Ein kolossaler Betrieb! In einem der Notenstechersäle konnte ich dem Stecher zuschauen, der gerade mit der Herstellung der Platten zu meinen „Polnischen Tänzen" beschäftigt war. Eine mühsame Arbeit, viel komplizierter und zeitraubender als das Komponieren. Die Besichtigung nahm eine volle Stunde in Anspruch.

Schnell war dann die Honorarfrage erledigt. Hundert blanke Taler bar und sechs Freiexemplare! Mit warmen, ermunternden Worten und Wünschen für eine weitere gedeihliche Tätigkeit, deren Früchte ich immer zuerst Breitkopf & Härtel anbieten sollte, entließen mich die lieben alten Herren und ich zog hochbeglückt von dannen. Zunächst in ein Tuchgeschäft, wo ich für meine Mutter einen prächtigen braunen Wollenstoff zu einem Kleide kaufte; dann in einen Zigarrenladen, in dem ich 100 echte Leipziger Zigarren für meinen Vater erstand. So bepackt begab ich mich in Äckerleins Keller und stärkte meinen, durch die Reise und das aufregende „Geschäft" stark mitgenommenen Korpus durch ein solennes Mittagsmahl (trockenes Gedeck 3 Mark!). — Das frohe Ereignis — den Erfolg meiner Reise — begoß ich mit einem halben Fläschchen Josephshöfer. Nachdem ich dann die geheiligte Stätte der Wirksamkeit Mendelssohns und Schumanns — das alte Gewandhaus — besucht hatte, pilgerte ich zum Bahnhof und war abends wieder zu Hause, wo ich mit Jubel empfangen wurde. Feucht stieg es in den Augen der Eltern auf — auch in den meinigen. Nicht lange währte es, und sechs Freiexemplare der gedruckten, prächtig ausgestatteten Tänze befanden sich in meinen, vor freudiger Erregung zitternden Autorenhänden. Im Laufe des Jahres erschienen dann auch das Trio und die Violinsonate.

Während des Sommers beschäftigte ich mich ernstlich am Klavier, denn ich gedachte im Laufe des kommenden Winters ein eigenes Konzert mit Orchester in der Berliner Singakademie zu geben. Aber auch die Komponierfeder ließ ich nicht ruhen, soweit meine Lehrtätigkeit diesen Luxus mir gestattete. Einen Teil der großen Ferien (im Juli) verbrachte ich in meinem lieben Ruxmühle, wo ich tapfer bei der Ernte zugriff und mich auch in der Mühle nützlich machte. Abends gab's dann Spiel, Tanz und allerlei andere Kurzweil.

Die letzte Ferienwoche benutzte ich zu einem Ausflug nach Rügen. Onkel Ludwig hatte mächtig in seinen alten ledernen Geldbeutel gegriffen und mir die Mittel zu dieser Extratour spendiert; er legte das Sümmchen in lauter einzelnen sogenannten polnischen Halbguldenstücken (à 25 Pfennig) vor mich auf den Tisch des Hauses hin. Das Reisen war damals so schrecklich billig — so du noch einen Onkel hast!

Auf der Rückreise machte ich in Greifswald halt, um meinen Schulfreund Below, der hier Medizin studierte, zu besuchen. Er nahm mich glänzend auf und bereitete auf seiner Bude eigenhändig den Nachmittagskaffee sowie zum Abendbrot einen delikaten Pferdegulasch, dessen Hauptbestandteil und Zutaten wir gemeinsam eingekauft hatten. Der Gulasch war also keineswegs eine Vorspiegelung falscher Tatsachen, sondern ein bewußtes, veritables Hottehügericht. Es schmeckte vorzüglich, und keiner von uns beiden hatte nach dem Essen das Bedürfnis zu wiehern. Below war Pferdekenner und Anatom! So hatte er mit untrüglicher Sachkenntnis und durch die Gewohnheit

geschärftem Kennerblick das saftigste Stück des Ladens — ein blendend schönes Filet erwischt.

Bei langer Pfeife und Eldenaer Bier wurde dann der Plan eines Konzertes, das ich in Greifswald geben sollte, besprochen. Das Konzert kam im Laufe des Winters wirklich zustande; es war sehr erfolgreich, denn Below hatte die Reklametrommel virtuos gerührt, die Kommilitonen auf die Beine gebracht und einige fulminante Artikel für die Zeitungen verfaßt.

Am 26. November fand das in Aussicht genommene Konzert in der Singakademie mit dem Berliner Symphonieorchester unter Wüersts Leitung statt. Es wurde mit einer Ouvertüre von mir eröffnet. Dann spielte ich das Klavierkonzert von Schumann und das in Es-Dur von Liszt. Zwischendurch Präludium und Fuge E-Moll (Notre temps No. 7) von Mendelssohn, H-Moll-Scherzo von Chopin und eine Oktavenetüde von Kullak. Ein paar Zugaben und — der Erfolg war über alles Erwarten glänzend. Die Kritiken waren sehr ermunternd, Kullak strahlend und von dem Erfolg seines Schülers so hingerissen, daß er mir 50 Pfennig Zulage pro Stunde anbot. Ich akzeptierte.

Ein Konzert mit Orchester war damals ein „Ereignis". Konzertdirektionen, Agenturenbureaus und ähnliche, der wahren Kunstliebe gewidmete Anstalten gab es noch nicht. Man ging zu Bote & Bock (Unter den Linden), verabredete das Nötige und bekam dann eine Abrechnung, die sich zu einer heutigen ausnimmt, wie die Mücke zum Elefanten. Luxussteuer, Gewerbeschein und sonstige, die Kunst und ihre berufenen Vertreter so ungemein fördernde Einrichtungen kannte man nicht.

Klavierspielend, komponierend, unterrichtend, das Herz voll freudiger Hoffnung, trat ich ins neue Jahr 1870! Es begann glückverheißend. Zu meinem Geburtstag am 6. Januar kam der alte Stöcker und legte drei Hunderttalerscheine auf die durch Elternliebe geschmückte Festtafel mit dem Bemerken, daß mein für den 12. Januar in Posen angesetztes Konzert mit Orchester möglicherweise ein Defizit aufweisen könnte. Da sollte ich denn für alle Fälle sorgenfrei ans Klavier treten können! Um den Hals fiel ich dem alten Herrn und küßte ihn, nach polnischer Sitte, auf beide Backen.

Kurz darauf zog ich denn, so glänzend ausgerüstet und wohlvorbereitet hin zur alten, wohlbefestigten Wojwodenstadt Posen, der Stadt, an die sich so manche liebe Erinnerung knüpfte, wo ich die seligen Stunden der ersten Bekanntschaft mit Beethoven erlebte, wo das vierzehnjährige Schülerherz zum erstenmal in heftiger Liebe für ein „Wesen aus höheren Regionen" erglühte, wo ich fast jedes Haus wie einen alten, lieben Bekannten begrüßen konnte — ach, es war gar zu wunderbar, daß ich nun nach der kurzen Zeitspanne, die mich von der Posener Schulbank trennte, als Künstler hintreten konnte vor die staunenden Verwandten, vor meine alten Lehrer und Schulkameraden. Und als ich gar, da ich mich vor den

Flügel setzte, den Oberpräsidenten, den kommandierenden General und den Gymnasialdirektor im Saal erblickte, da schlug mir das Herz hörbar gegen die Rippen. Doch ich griff mutig in die Tasten; die Aufregung beschwingte die Flügel meiner zu hohem Fluge ansetzenden Musikseele. Es war ein wonnesamer Abend, und frohe Mär meldeten die Zeitungen am nächsten Tage. Diesem Konzert folgten einige kleinere Ausflüge; so nach Greifswald, Sommerfeld, Wismar und in die nähere Umgebung Berlins.

Das neue Jahr brachte mir noch ein anderes bedeutungsvolles Ereignis: die Bekanntschaft mit Liszt. Mein später zu so großer Popularität gelangter Polnischer Tanz op. 3 Nr. 1 sollte die unschuldige Ursache hierzu werden. Und das kam so: Moritz Moszkowski und sein Freund Karl Wittkowski — letzterer ein vorzüglicher, obwohl kein beruflicher Musiker und Pianist — hatten bei einem gemeinsamen Ausflug ins Thüringerland in Weimar halt gemacht und auf Kullaks Empfehlung an Liszts Tür gepocht, die ihnen bereitwilligst geöffnet wurde. Auf Ersuchen des illustren Meisters spielte Moszkowski eine ungarische Rhapsodie, deren Vortrag vom Komponisten sehr beifällig aufgenommen wurde. Auf die Frage Liszts, ob auch der junge Reisekamerad die Tasten meistere, setzte sich Wittkowski an den Flügel und spielte meinen Polnischen Tanz op. 3 Nr. 1. Liszt fragte nach dem Namen des Komponisten dieses Stückes, und als er den erfahren hatte, trug er Grüße für mich auf mit dem freundlichen Zusatz, daß es ihn freuen würde, mich kennenzulernen. So erzählten mir Mosz- und Wittkowski nach ihrer Rückkehr. Daß diese Nachricht mich aufs tiefste erregte, ist wohl erklärlich. Ich sollte Liszt kennenlernen, Liszt, den ich verehrte, vergötterte! Und es war sein Wunsch, mich den kaum dem Knabenalter entwachsenen Grünling, kennenzulernen! Das war fast zuviel des Glücks. Unverweilt eilte ich zu Kullak, nahm Urlaub für zwei Tage und entpumpte ihm 20 Taler zur Reise nach Weimar. Tags darauf dampfte ich nach Ilm-Athen. Dort angelangt, machte ich mich im „Erbprinzen" zunächst besuchsfähig und begab mich darauf, im Innersten mächtig erregt, zur „Hofgärtnerei". Pauline — sprich: Bauline — die treusorgende Wirtschaftsfee des Gewaltigen, wies mich die Treppe hinauf. Oben angelangt, empfing mich Spiridion, des Meisters ungarischer Kammerdiener. Er fragte — im unverfälschten Mikoszdialekt — nach Namen und Art des Eindringlings und bat um meine Karte. Leider hatte ich mein Visitenkartentäschchen nicht mit mir; aber halt — da kam mir ein genialer Gedanke! In meinen Klappzylinder hatte ich an Stelle des üblichen Monogramms die Anfangstakte meines polnischen Tanzes geklebt, um so einer Verwechselung mit anderen, ähnlichen „Behauptungen" vorzubeugen. Schnell entschlossen klappte ich die Angströhre mit hörbarem Ruck zusammen und überreichte den zum Präsentierteller gewordenen Deckel dem etwas maliziös lächelnden Spiridion mit der Bitte, diese ungewöhnliche Visitenkarte seinem Herrn und Gebieter zu übermitteln. Er tat, wie ich verlangt und bald darauf öffnete sich die Tür —

Liszt stand mit ausgebreiteten Armen, herzlich lachend, vor mir; glückstrahlend flog ich ihm entgegen. Meine eigentümliche Visitenkarte hatte es ihm angetan. Er, der Unvergeßliche, hatte nicht vergessen; er erinnerte sich beim Anblick der kurzen paar Takte im Zylinder ganz genau meines Namens, bat mich vollends hinein in sein Allerheiligstes und erkundigte sich mit liebenswürdigstem Interesse nach allem, was mich betraf. Schließlich schob er mich sanft ans Klavier, und ich spielte ihm seine Ricordanza und zwei meiner polnischen Tänze vor.

Nun kam ich mit einer großen Bitte: ich möchte gar zu gern seine C-Moll-Polonäse studieren, sagte ich und bat ihn, mir das herrliche Stück vorzuspielen. Ohne Zögern entsprach der Gütige meinem Wunsche und spielte, wie nur er es vermochte. Wie traumverloren, improvisierend den Anfang, dann das süße Liebesduett des Mittelsatzes mit bezaubernden, unnachahmlichem Ausdruck; darauf jäh und krachend hineinstürzend in die himmelstürmende Variante des ersten Themas. Staunen, fast Grauen erweckte dies elementare Toben der gewittergleich dahinjagenden Episode, die dann unter dumpfem, donnerähnlichem Grollen allmählich in das blühende Gefilde der phantastischen, in den prächtigsten Farben schillernden Kadenz führte. Liszt spielte dies alles nicht textgetreu, viel kleine Varianten liefen mit unter, namentlich in dem zarten, duftigen Passagengewebe; ob bewußt oder unbewußt — ich weiß es nicht. Meinem enthusiastischen Danke begegnete der teure Meister, indem er mir eine feine Havanna und einen sehr guten Kognak anbot; erstere in Anerkennung meines Vortrages der Ricordanza und der polnischen Tänze; den Kognak aber dafür, daß ich so brav zugehört habe. Nachmittags wohnte ich einer „Klavierstunde" bei, in der von den Männlein und Weiblein manches Gute und viel Mittelmäßiges produziert wurde. Ich verabschiedete mich dann von dem großen, gütigen Meister und hatte die Freude, eine Einladung für die nahe bevorstehende Vorfeier des 100jährigen Geburtstages Beethovens zu erhalten, der ich Ende Mai auch entsprach.

Für diese Festlichkeit, die mit der alljährlich stattfindenden Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins verbunden war — sie fand in den Tagen vom 25.—29. Mai statt — hatte Liszt eine „Beethoven-Kantate" geschrieben; ein schwungvolles, edel geformtes Stück, das tiefen Eindruck hinterließ. In der Stadtkirche kam Beethovens „Missa solemnis" durch den Riedelverein aus Leipzig unter Riedels Leitung zu musterhafter Wiedergabe. Im Hoftheater dirigierte Liszt die „Neunte"; im Chorsatz gab es manche Schwankungen, aber der Totaleindruck war ein gewaltiger. Hier ließ sich auch Saint-Saens hören; er spielte Beethovens C-Moll-Variationen — von Noten! Carl Tausig, mit dem ich die Reise von Berlin nach Weimar gemeinsam gemacht hatte, entzückte durch den grandiosen Vortrag des Es-Dur-Konzertes von Beethoven; Liszt dirigierte. Der Flügel klang, wie auch bei den Variationen, hart und

spröde; wohl eine Folge der für den Klavierton nicht günstigen Akustik des Theaterraumes. Zwischendurch gab es Novitäten an Kammer- und Gesangmusik. Auch Saint-Saens wartete mit einem Novum auf: „Die Hochzeit des Prometheus".

Das Fest war vom herrlichsten Maienwetter begünstigt; die Musenstadt zeigte sich in ihrem duftigsten Frühlingskleide. Es waren schöne, unvergeßliche, an musikalischer Ausbeute fast überreiche Tage; aber auch die Geselligkeit kam zu ihrem Recht. Im „Erbprinzen", „Elefanten", im „Russischen Hof" und an vielen anderen, der leiblichen Erholung dienenden gastlichen Stätten traf man sich nach den Konzerten und hielt bei Rebenblut oder Gerstensaft teils geruhsames, teils lebhaftes Zwiegespräch. Öfters sah man auch Liszt mit seinen Getreuen bei diesen Ilm-athenienischen Symposien. Das gab dann stets eine enthusiastische Ovation für den Meister, der sie in seiner bescheidenen, unnachahmlich-chevaleresken Weise hinnahm und für jedermann ein freundliches Wort hatte.

Es wimmelte von Berühmtheiten und solchen, die es werden wollten. Bei Liszt lernte ich Frau Pauline Viardot-Garcia und ihren unzertrennlichen Freund Turgenieff kennen; ferner die für den Bayreuther Meister mit Löwenmut kämpfende Baronin Schleinitz; dann Ernst Dohm, Joachim Raff, Hellmesberger und den treuen Freund Felix Mendelssohns: Ferdinand David aus Leipzig; außer den Genannten auch viele dii minorum gentium.

Graf Kalckreuth, der Direktor der Kunstschule, hatte, wie viele seiner Mitbürger, einen Teil seiner geräumigen Wohnung den Festteilnehmern zur Verfügung gestellt, und ich hatte den Vorzug, in seinem Hause gastliche Aufnahme zu finden; ich wohnte dort Wand an Wand mit Georg Henschel und Ernst Rudorff.

Nicht lange nach den Weimarer Festtagen zogen drohende Gewitterwolken am politischen Horizont auf; sie verdichteten sich binnen kurzem zu dem furchtbaren Unwetter, das den Franzosenkaiser vom Thron fegte und ein einiges Deutschland schuf. Der Krieg rief auch mich zu den Fahnen. Ich meldete mich unverzüglich beim Bezirkskommando in der Niederwallstraße, wo auf dem Hofe des Grundstücks fliegende Bureaus errichtet waren. Dort erhielt ich einen Zettel und eine Nummer mit dem Bemerken, mich beim Brigadekommando zu melden. Auf meine Frage, ob ich denn nicht beim Franz-Regiment, dessen Kaserne in der Nähe meiner Wohnung lag, eintreten könne, erhielt ich zustimmenden Bescheid. Mein Zettel — er trug die Nummer 743 —wurde mir abgenommen und man bedeutete mir, daß ich einen schriftlichen Bescheid abzuwarten hätte. Trotz einer nochmaligen Meldung meinerseits erhielt ich den erwarteten Bescheid nicht, und so mußte ich Verzicht leisten auf meine kriegerische Teilnahme.

Nach dem Kriege, als der Milliardensegen sich über Deutschland ergoß und als durch die fieberhafte Bautätigkeit ganz neue Stadtteile

entstanden; als die Schöneberger Bauerntöchter nach Dresden und Genf verfrachtet wurden, um „Bildung zu lernen“; als das alte Berlin verschwand und neue „Prachtbauten“ mit angeklebtem Stuck wie — ungenießbare — Pilze aus der Erde schossen — da gelang es auch meinem Vater, ein Glückszipfelchen zu erhaschen. Er vermochte nun seine Familie standesgemäß zu erhalten, wodurch ich in die Lage versetzt wurde, nun nicht mehr Frondienste leisten zu müssen, sondern meinen Neigungen — Klavierspiel und Komponieren — mich mehr widmen zu können.

In der Folgezeit wurde ich — wie auch schon während der beiden verflossenen Jahre — durch die Mitwirkung in Wohltätigkeitskonzerten und sonstigen, künstlerischen und geselligen Zwecken dienenden Veranstaltungen vielfach in Anspruch genommen. Meine lückenlose Programmsammlung gibt folgende Auskunft über Vereine und Gesellschaften, in denen ich mich pianistisch und öfters auch als Autor betätigte: Der „Berliner Tonkünstlerverein“, dem Professor Dr. Alsleben, ein Musiker von großem Wissen und reicher Erfahrung, würdevoll und dabei kollegialherzlich präsidierte. Ferner: die „Akademische Liedertafel“ mit Professor Richard Schmidt als Chorleiter an der Spitze. Die „Gesellschaft der Freunde“, wo Professor Fabian Rehfeld, erster Konzertmeister am Königl. Opernhause, die musikalischen Honneurs machte. Die „Artistisch-literarische Gesellschaft“, begründet und geleitet von Frau Gayette-Georgens. Die „Assemblee“, ein Verein junger Ministerialbeamter, dessen Mitglieder nach dem musikalischen Teil der „Soiree“ lustig das Tanzbein schwangen und in der „Kaffeepause“ um Mitternacht bei Mokka und Pfannkuchen mit allerlei neckischem Gespiel aufwarteten. Ferner der „Frauenverein für die Gustav-Adolf-Stiftung“ und andere. Eine recht stattliche Anzahl von Vereinigungen für das damals noch kleine, aber auf dem Gebiete der Vereinsmeierei sehr betriebsame Berlin. Außerdem gab es eine große Anzahl von Veranstaltungen zu allen möglichen wohltätigen Zwecken: für die notleidenden Ostpreußen; für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen; für die Blinden, für die Armen, für die Witwen der im Beruf verunglückten Feuerwehrleute usw. Aus dieser Zeit stammt ein Reliefporträt von mir, das der junge Bildhauer Steinmann anfertigte.

Eine der privaten Wohlfahrtsveranstaltungen hinterließ mir einen sehr starken Eindruck; es war ein Musikabend bei Frau Eva Krause, der Gattin des Sohnes aus dem bekannten Bankhause. Eine vornehme, zahlreiche und zahlfreudige Gesellschaft war dem Rufe der jungen anmutigen Hausherrin gefolgt und lauschte andächtig den musikalischen Vorträgen. Zu den Mitwirkenden zählte Fräulein Lilli Lehmann, der leuchtend aufgehende Stern unserer Hofoper; Frau Harriers-Wippern, damals auf der Höhe ihres eminenten Könnens. Ferner der Cellovirtuos Jules de Swert und der junge Geiger Felix Meyer. Das schöne Konzert klang an reichbesetzter Tafel aus, an der in wundervollen Kristallpokalen

ausschließlich roter Schaumwein serviert wurde. Es war der erste Sekt meines Lebens. Daher wohl auch der tiefe Eindruck des Abends!

Neben der regen Tätigkeit auf dem Konzertpodium und im Unterrichtszimmer fand ich allerdings nur karg bemessene Zeit zum Schaffen. Der Komponierteufel saß mir festgekrallt im Nacken und ließ nicht locker. In schneller Folge schrieb ich das Scherzo op. 4 und die „Erzählungen am Klavier" op. 5. Ferner die Klaviersonate op. 6, Polonäse op. 7, Ballade op. 8, ein Heft polnischer Tänze op. 9 und die Lieder op. 10. Sämtlich — nach dem Abkommen — bei Breitkopf & Härtel erschienen. Auch für meinen Studiengenossen Hermann Heiser, der mich um einige Klavierstücke leichteren Genres ersuchte und im Fall meiner Zusage ein Verlagsgeschäft gründen wollte, schrieb ich ein paar Stückchen im erbetenen Stil: „Tarantella", „Grande valse brillante" und „Polonaise" (französische Titel waren damals sehr beliebt!). Diese Untreue scheinen Breitkopf & Härtel übel vermerkt zu haben, denn sie lehnten ein größeres Werk, das ich zum Verlag anbot, in höflichster Form, aber nicht ohne eine gewisse Berechtigung ab. Es war eine umfangreiche, zweiteilige Phantasie für Klavier in B=Moll. Wie sich später herausstellte, war die Ablehnung ein großes Glück für mich. Ich modelte, feilte, raspelte und hobelte an dem Stück herum und kam endlich auf den erleuchteten Gedanken, das Orchester hinzuzunehmen. So entstand das Klavierkonzert op. 32, B=Moll, dem später so große Erfolge beschieden waren. Es ist Liszt gewidmet.

Breitkopf & Härtel wurden bald wieder versöhnt; sie druckten die Lieder op. 15, Polonäse und Mazurka op. 16 und das Impromptu op. 17; später noch eine lange Reihe sehr umfangreicher Werke.

Im Jahre 1871 gab ich mein zweites Konzert in der Berliner Singakademie. Der unvergessene Heinrich de Ahna, ein Vollblutkünstler, der seinem großen Quartettgenossen Joachim in keiner Beziehung nachstand, unterstützte mich im Vortrag meiner Violinsonate op. 2. Ich spielte in diesem Konzert unter anderem Liszts „Spanische Rhapsodie" und die „Variations sérieuses" von Mendelssohn. Am Morgen des Konzerttages erwachte ich mit schrecklichem Kopfschmerz. Antipyrin und ähnliche Linderungsmittel kannte man damals nicht, und so verordnete und bereitete meine fürsorgliche Mutter ein heißes Fußbad, das mir das Blut vom Kopf ziehen sollte. Da ich nun jede Minute zur Vorbereitung für den Abend benutzen mußte — Klavierstunden und die Probe mit de Ahna warteten meiner noch — so wurde ein Gefäß voll heißen Wassers vor das Übungsklavier gestellt; ich begann die Kur, bei der natürlich das Klavierpedal außer Betrieb kam, und bald spürte ich Erleichterung. Diesen Moment der Fußwaschung hat Bruder Philipp durch eine Bleistiftskizze festgehalten. Der Kater, aufmerksamer Zeuge dieser ungewöhnlichen Situation, ist ein wirklich lebendes Wesen, nicht etwa ein Symbol des Ursprungs meines Zustandes!

Kurze Zeit darauf erging vom russischen Hofmarschallamt durch Professor Grünwald, den Cheflehrer der Violinklassen an der „Neuen Akademie der Tonkunst", die Frage an mich, ob ich gewillt sei, nach Petersburg überzusiedeln und dort die Söhne des Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch zu unterrichten. Es war ein glänzendes Angebot; Kullak redete mir eindringlich zu, trotzdem er mich ungern scheiden sah. Aber das Engagement kam nicht zustande. Man verlangte von Petersburg aus meine Photographie, curriculum vitae und sonstige Ausweise. Resultat: ich wurde für zu jung befunden! Diesen Fehler legte ich mit der Zeit ab. Das Scheitern der hoffnungsvollen Berufung ging mir sehr zu Herzen, doch geschah es schließlich zu meinem Heil.

Im Jahre 1872 unternahm ich im Verein mit Frau Franziska Wüerst, der Gattin meines verehrten Lehrers Richard Wüerst, eine Konzertreise, die uns nach Bromberg, Thorn, Marienburg, Danzig und Königsberg führte. Ich war in der Wüerstschen Familie ein oft und gern gesehener Gast. Den beiden Kindern, Franz und Beate, war ich der „Onkel Schari", und mit Frau Franziska, der feinsinnigen Liedersängerin, musizierte ich sehr viel und profitierte ausgiebig beim Liederbegleiten, während im Nebenzimmer der Hausherr in seinem Beruf als Kritiker die armen Opfer des vorhergehenden Tages vermöbelte, daß die Haare flogen. Sichtlich erleichtert kam der Unerbittliche dann zu uns an den Familienteetisch und las uns die von ihm verfaßten und unterzeichneten Todesurteile vor. Hin und wieder gelang es mir, ein oder das andere scharfe Urteil im Interesse meiner Leidensgenossen zu mildern — ich goß dem gestrengen Richter, unbemerkt von der scharfsichtigen Hausfrau — ein Gläschen Rum in seine Teetasse, was dann schließlich den beabsichtigten Zweck nicht verfehlte.

Durch Frau Wüersts gute Beziehungen lernte ich auf der Reise viel interessante Menschen kennen. In Thorn wohnten wir bei dem bekannten, redegewandten Reichstagsabgeordneten Dr. Meyer-Thorn, der ein spielfreudiger Musikenthusiast und hervorragender Kenner der Musikliteratur war und seiner sangeskundigen Gattin vortrefflich am Klavier sekundierte. Unsere Bekanntschaft wurde später in Berlin erneuert und sorgsam gepflegt.

In Königsberg waren wir Logiergäste beim eben erwählten Oberbürgermeister Szczepanski, der am Morgen des Konzerttages seine Antrittsrede im Nebenzimmer laut memorierte und zwischendurch an den Frühstückstisch kam, um sich durch ein Gläschen Portwein die trocken geredete Kehle anzufeuchten.

In Königsberg traf ich auch mit Louis Köhler, der obersten Musikinstanz der alten Krönungsstadt, zusammen. Schriftsteller, Komponist, Pädagoge, Kritiker — alles in einer Person; eine stille, beschauliche Natur, mehr Gelehrter als Musiker, der sein Stehpult nur im äußersten Notfall verließ. Einiges aus seinen instruktiven Klavierwerken, vor allem

aber seine „Systematische Lehrmethode“, ein fein durchdachtes, erschöpfendes Werk, ist heute noch empfehlenswert.

Auch den Nestor der Königsberger Musiker, den ehrwürdigen Professor Zander, lernte ich kennen. Er war in unserem Konzert und suchte nach Schluß meiner Vorträge mich im Künstlerzimmer auf, wo er mir freundliche Worte über meine „Erzählungen am Klavier“, die ich eben vorgetragen hatte, widmete und die Stücke in feinsinniger Weise, ihrem poetischen Inhalt nach, analysierte. Es war mir hocherfreulich, mich verstanden zu wissen.

Mit dem Danziger Konzert verknüpft sich die lebhafte Erinnerung an den Buch- und Musikalienhändler, der die Vorbereitungen zum Konzert so vorzüglich getroffen hatte, daß wir einen zweiten Abend veranstalten konnten. Der liebenswürdige und gastfreie Herr lud uns zu Tisch, und bei der Gelegenheit bemerkte ich, daß er zwei Daumen an jeder Hand besaß, was ihn beim Aufzählen der Goldstücke aus dem Konzerterlös, Gottlob, nicht behinderte.

Im Dezember gab ich mein drittes Konzert in der Berliner Singakademie mit ganz neuem Programm: F-Moll-Phantasie, die große A-Moll-Etüde op. 25 Nr. 11 und Andante spianato und Polonäse op. 22 von Chopin; ferner Schumanns Karneval, einige eigene Stücke, und zum Schluß die Tell-Ouvertüre von Liszt-Rossini.

Während des Sommers hatte ich mich in Ruxmühle gehörig vorbereitet; dem Duysen-Klavier und auch mir selber merkte man es an; drei Klavierhämmer, sieben Saiten und einen Daumennagel brachte ich zur Strecke.

Aus dem Jahre 1873 ist in musikalischer Beziehung nicht viel Bemerkenswertes zu berichten. Mit Conrad Behrens, dem tongewaltigen Baßbarden, gab ich im Januar ein erfolgreiches Konzert in Kiel, wo ich Gelegenheit fand, die Bekanntschaft mit schwedischem Punsch zu machen. Unkundig der sinnverwirrenden Wirkung dieses süßen Giftes habe ich wohl nach dem Konzert beim schwedischen Konsul Schneekloth des Guten zuviel getan. Von der Abendtafel mußten wir direkt zum Bahnhof, denn Behrens hatte am nächsten Tage Theaterprobe in Berlin. Ich erinnere mich nicht, wie ich zum Bahnhof gelangt bin, doch fand ich mich plötzlich in einem Eisenbahnabteil Behrens gegenüber, der mir liebreich-lächelnd mitteilte, daß wir soeben Spandau passiert hätten. Ich schämte mich — aber ich hatte traumlos geschlafen und fühlte mich sehr wohl; ein Fußbad war nicht nötig.

Im Laufe des Sommers folgte ich einer Einladung der Fürstin Elisabeth von Carolath-Beuthen nach Schloß Carolath in Schlesien. Hofkapellmeister Carl Eckert hatte mich der Fürstin vorgestellt, und ich fand in der bezaubernd liebenswürdigen und geistreichen Frau eine enthusiastische Verehrerin unserer Kunst. Mein „Dienst“ verpflichtete mich zu nichts weiter, als abends vor den Altären der Hausgötter Beethoven und

Wagner zu opfern. Oft kamen Gäste aus der Umgegend, vornehmlich Offiziere aus dem nahen Beuthen. Auch Fürstin Alma, die frühere Majoratsherrin auf Carolath, die ihren Witwensitz in einem nahe gelegenen Schlößchen hatte, erschien zuweilen. Ich hatte mich der besonderen Gunst dieser edlen, kunstbegeisterten Frau zu erfreuen. Die hier angeknüpften freundlichen Beziehungen spannen sich später in Berlin, als ich bereits ein eigenes Heim begründet hatte, zu einem mich und meine junge Frau hochbeglückenden freundschaftlichen Verkehr aus. Tagsüber, in meinem schönen, geräumigen Arbeitszimmer, von wo aus ich einen herrlichen Ausblick über den Park und die Oder hinaus in die weite Ferne hatte, komponierte ich oder beschäftigte mich mit der Umarbeitung und Instrumentation meines B-Moll-Konzertes. Suchte ich Abwechselung, so entnahm ich dem reichen Waffenschrank des Fürsten ein Schießeisen — was mir gestattet war — und zog „durch die Felder, durch die Auen". Wilde Kaninchen, Eichhörnchen, Raubzeug und wildernde Katzen fielen meiner Mordlust zum Opfer.

Fürstin Elisabeth fuhr von Zeit zu Zeit nach Berlin zu Gustav Richter, dem die dankbare Aufgabe zugefallen war, ein lebensgroßes Bildnis der wunderschönen Frau zu malen. Das sehr gelungene Porträt gelangte zur Ausstellung in Berlin und fand bewundernde Anerkennung. Die gefeierte, von alt und jung schwärmerisch verehrte Fürstin traf ich einige Jahre später in Venedig. Ein Schleier, gewoben aus Wehmut und Entsagung, lag über der holden Erscheinung — ein Glück war gestorben — der eiserne Kanzler hatte es vernichtet.

3. In Reih und Glied / Anton Notenquetscher / Eine Unglückstour / Carlotta Patti / Camillo Sivori / Bote und Bock als Ehestifter.

Nach sechswöchentlichem Aufenthalt in Carolath ging ich nach Rügen, um mich durch die Seebäder für die nun kommende schwere Zeit — dem Dienstjahr beim Militär — zu stärken. Der erste Oktober fand mich mit 43 anderen jungen Marssöhnen in spe — unter ihnen Alexander Moszkowski — auf dem Kasernenhofe des Kaiser-Franz-Regiments. Durch den Unteroffizier, der die Rekruten ausbilden sollte, wurde mir zunächst bedeutet, daß ich mich schleunigst meines reichen Haarschmuckes zu entledigen hätte. Der bald darauf anlangende Hauptmann, Freiherr von der Horst, dekretierte, als er meines glatten, faltenlosen Gesichtes ansichtig wurde, daß ich am folgenden Tage „mit Schnurrbart" anzutreten hätte. Ich stand stramm und erlaubte mir, ein wenig zu lächeln, was ja gegen jede militärische Subordination war, doch der Hauptmann, ein humaner

und liberaler Vorgesetzter, der mir im Laufe des Jahres so manche Diensterleichterung gewährte, sah über mein Vergehen hinweg und lächelte auch — aber doch etwas grimmig, wie mir schien.

Der Dienst begann; erst piano e teneramente, dann crescendo poco a poco, accelerando, più crescendo, con fuoco, furioso fortissimo al Fine — bis die armen Knochen und zermarterten Gelenke den Dienst versagten und uns die Lust zum Weiterleben verging. Mein Unteroffizier hatte den Krieg 1870/71 mitgemacht, was eben nicht gerade zur Verfeinerung der Umgangsformen mit seinen Untergebenen beigetragen hatte. Ganz neue Kosenamen lernte man da für die Bezeichnung „Rekrut" aus der reichen Schatzkammer dienstlich gebrauchter Ausdrücke kennen. Erst lautlose Empörung unsererseits, dann Gleichgültigkeit, schließlich inneres Kranklachen. So erinnere ich mich lebhaft einer mir vom Unteroffizier wegen mangelhaften „Kniedurchdrückens" erteilten Rüge, zu deren Wortlaut der während des Kulturkampfes oft genannte, später verhaftete Erzbischof von Posen, Herr von Ledochowski, seinen Namen hergeben mußte. Der Unteroffizier — es war einer in Vertretung des unsrigen, der sich revierkrank gemeldet hatte — hielt mich wahrscheinlich für einen renitenten Stockpolacken oder Erzkatholiken. Wütend und ob meiner unvorschriftsmäßigen Haltung ganz außer sich, schnob er mir die Worte entgegen: „Na warten Sie mal, Sie verdammter Ledochowski Sie, ich werde Ihnen die Knochen schon grade biegen."

Wie ich schon andeutete, erwies Hauptmann v. d. Horst sich als ein nachsichtiger, mir freundlich gesinnter Vorgesetzter, soweit der Dienst es irgend zuließ. Gern hätte er es gesehen, wie er mir sagte, wenn die Leute seiner Kompagnie während des Marsches gut sängen. Ob ich wohl etwas dazu beitragen könne? Ich erbot mich mit Freuden hierzu. Die Kompagnie mußte im Turnsaal antreten, und ich suchte mir zunächst die brauchbarsten Stimmen aus. Bald begannen regelmäßige Übungsstunden unter meiner Leitung. An einer Wandtafel erklärte ich den rauhen Kriegsleuten die Noten; ein Klavier wurde zur Stelle geschafft, und binnen kurzem erklangen die beliebtesten Marschlieder zweistimmig in ganz passabler Ausführung. Aus der Korona der Mannschaft bildete ich dann einen kleinen vierstimmigen Elitechor, der diesem Friedensberuf mit Lust und Liebe oblag. Meine Chorstunden erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit, denn die Sänger waren an den Tagen der Chorübung vom Turnen und Bajonettieren befreit.

Ich dankte dem verehrten Vorgesetzten für seine vornehme Denkweise dadurch, daß ich den Dienst äußerst streng nahm, mich tadellos führte und so zum Schluß meines Dienstjahres beim Vorexerzieren in Gegenwart des Brigadekommandeurs am besten abschnitt. Ich wurde zum Unteroffizier befördert und erhielt das Qualifikationsattest als Leutnant der Reserve.

Der stramme, anstrengende Dienst, zumal während der Rekrutenzeit, nahm täglich 9—10 Stunden in Anspruch. Später, in der Kompagnie,



„Variations sérieuses“ (Mendelssohn)
Gezeichnet von Philipp Scharwenka



„Der polnische Tänzer"
Karikatur auf Xaver Scharwenka



„Franz Liszt"
Karikatur, von Georg Henschel gezeichnet

wurde es erträglicher, d. h. ich hatte mich an die Strapazen gewöhnt. Meine Muskeln wurden zu Stahl, und die Nerven konnten bezüglich ihrer Widerstandsfähigkeit den Vergleich mit soliden Ankerketten getrost aushalten. Da ich nicht in der Kaserne zu wohnen brauchte, so konnte ich die Abende meinen Neigungen widmen. Ich vollendete die Instrumentation meines Klavierkonzertes — es erschien später als op. 32 — und schrieb einige Klavierstücke für den Verlag Carl Simon in Berlin: Menuett op. 18, Scherzo con due Intermezzi op. 19, drei Klavierstücke op. 20, „Nordisches" op. 21 (vierhändig) und sechs Präludien und Etüden op. 27.

Doch auch für die Geselligkeit und die harmlosen Freuden, die der Umgang mit sympathischen, geistig anregenden, mit Humor und Witz gesegneten Altersgenossen zeitigt, fand sich so manche dienstfreie Stunde. Ein kleiner Kreis von Freunden hatte sich zusammengefunden, unter ihnen Moritz und Alexander Moszkowski, sowie Carl Wittkowsky, denen sich später Alfred Pringsheim, Mathematiker und leidenschaftlicher Musikfreund, zugesellte. Es war wie ein satzungsloser Bund mit der unausgesprochenen Tendenz: Frohsinn, Scherz und harmlos-jungblütiger Ulk. Die Zusammenkünfte, an keinen bestimmten Tag gebunden, fanden abwechselnd in unserem Heim, bei den Moszkowskis und später, nach längst absolviertem Militärjahr, auch im Palazzo Pringsheim, Wilhelmstraße 67 statt. Ungeheueren Jubel erregte es jedesmal, wenn Alexander Moszkowski ein eben fertig gewordenes Kapitel seines „Anton Notenquetscher" vortrug. Den Höhepunkt erreichte die Fidelitas, als der Autor das „Lied von der Glocke" — ein Intermezzo aus dem „Notenquetscher" — seinen, vor Lachkrämpfen sich windenden Zuhörern zum erstenmal vorlas. Wir lernten dies parodistische Kunstwerk auswendig, an der Hand des uns geläufigen Schillerschen Originals war das nicht schwer, und noch jetzt, nach fast einem halben Jahrhundert, entschlüpfen Zitate aus diesem Meisterwerk humoristischer Epik unwillkürlich meinen Lippen:

Wohltätig sind die Hände dann,
So lang der Mensch nicht spielen kann;
Läßt er sie still im Schoße ruhn,
Nie werden sie was Böses tun.
Doch furchtbar Schicksal uns bedrängt,
Wenn Technik sich dazwischen mengt,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die Tochter der Klaviatur!
Wehe, wenn sie losgelassen
Sich aufs donnernde verlegt
Und mit wucht'ger Schläge Massen
Ein Klavier zum Krüppel schlägt!
Denn vernünft'ge Menschen hassen
Den, der so zu pauken pflegt. —

Eine ganze Reihe von Zitaten in diesen wenigen Zeilen, die passend anzuwenden, der Besuch unserer Konzertsäle gar oft Gelegenheit bietet. Bruder Philipp hatte das Werk mit drastisch-humorvollen Illustrationen geschmückt und damit den Beweis geliefert, daß seine zeichnerische Begabung hinter der für die Musik nicht zurückstand.

Regen Verkehr pflogen wir Brüder auch mit dem jungen Franz Skarbina, der Wand an Wand mit uns wohnte. Er war ein stiller, in sich gekehrter, fabelhaft fleißiger Kunstjünger, der außer der Beschäftigung mit Pinsel und Farben und einem geruhsamen Plauderstündchen bei Dünnbier und Zigaretten keine anderen Freuden der Welt kannte. Bis an sein Lebensende blieben wir ihm treu verbunden.

Nach meiner Dienstentlassung — Ende September 1874 — mußte ich zunächst meine durch das Kriegshandwerk stark strapazierten Hände und Finger wieder gebrauchsfähig zu machen suchen. Der Daumen meiner rechten Hand wies eine starke Knochenauftreibung am Knöchelgelenk auf — sie ist bis zum heutigen Tage nicht gewichen — und von der letzten größeren Felddienstübung im strömenden Regen brachte ich eine Fieberattacke mit, von der ich mich nicht sobald erholte.

Alles in allem aber hatte das Dienstjahr beim Militär mein körperliches Ich außerordentlich gekräftigt. Über den Verlust meines mir vorher unentbehrlich dünkenden Hauptschmuckes tröstete ich mich bald, denn als Ersatz zierte nun das „auf Befehl des Herrn Hauptmanns" meiner Oberlippe entsprossene Zeichen wehrhafter Männlichkeit mein Antlitz, dem ich — im Andenken an die frisch-frei-frohe — doch nicht immer fromme — Militärzeit das Asylrecht bis an mein Lebensende zu gewähren mir vornahm. Aber auch meinem inneren Menschen tat das Dienstjahr sehr gut: gesteigerte Energie, Mut, schnelle Entschlußfähigkeit, Tatkraft, Wagemut und kameradschaftlicher Sinn sind mir in allen Lagen meines wechselreichen Lebens treu geblieben und haben mich durch viele Klippen, an denen das Schicksalsschifflein vieler anderer wohl zerschellt wäre, unbeschädigt hindurchgeleitet. Die genannten Eigenschaften trugen zum Gelingen namentlich der größeren Unternehmungen, die ich ins Leben rief oder zu Ansehen und Geltung zu bringen half, gute Früchte: die Konservatorien in Berlin und Neuyork; die Orchesterkonzerte im Konzerthaus; die drei Aufführungen des Requiems von Berlioz; die Abonnementskonzerte in der Singakademie; die Begründung des Musikpädagogischen Verbandes und des „Verbandes der konzertierenden Künstler Deutschlands" und andere.

Ich setzte mich nun wieder vor die Klaviatur, die sich während der ersten Tage sehr hartmäulig und spröde erwies, übte Tonleitern, Terzen, Sexten, Oktaven, Akkorde und Passagen, daß die Nachbarschaft rebellisch wurde und der Hauswirt mit Kündigung drohte. Um dem zu entgehen, wandte ich mich notgedrungen der Komposition zu, und es entstanden auf Anregung des Verlages Präger & Meier in Bremen folgende Klavierstücke:

Novellette und Melodie op. 22, Wanderbilder op. 23, Aus alter und neuer Zeit op. 24 (vierhändig), Zwei Romanzen op. 25, Bilder aus Ungarn op. 26, außerdem für Breitkopf & Härtel: Sechs Walzer op. 28, Zwei polnische Tänze op. 29, Impromptu op. 30.

Im Dezember war ich soweit entmilitarisiert, daß ich mich für eine groß angelegte Konzerttournee verpflichten lassen konnte; sie fand jedoch ein vorzeitiges, ruhmloses Ende.

Die Unternehmer dieser Tour, die Herren Becker und v. Pirwnicki, hatten nach dem Muster der Ullmann-Konzerte eine Reihe in- und ausländischer Künstler engagiert, unter denen der Name meiner dereinstigen Schwägerin Marianne Stresow, sowie der meinige sich gar bescheiden ausnahmen. Donna Silvia Montoja aus Spanien! Signor Augusto Parboni aus Neapel! Signor Ernesto Palermi aus Milano! Herr de Worobieff aus Petersburg! Mlle. F. Bontemps aus Paris! Welch illustre Gesellschaft! Herr Becker war nach Paris gefahren — Schnellzug erster Klasse natürlich — und hatte dort das fabelhafte Glück, diese Sterne allererster Größe zu einem Engagement mit horrenden Gagen für die beabsichtigte Tournee zu gewinnen. Es war eine ungewöhnlich ausgedehnte Reise geplant, sie sollte sechs Wochen dauern.

Das erste Konzert in der Berliner Singakademie — wir eröffneten es mit einem Trio von mir — hatte ein zahlreiches Publikum angelockt. Schon in der Probe am Vormittage, als Palermi, der Tenor, zu meckern begann und Parboni darauf seinen von Natur aus mächtigen, aber gänzlich unkultivierten basso profundo erschallen ließ, bekam ich's mit der Angst zu tun. Ich hoffte auf den „Star" der Gesellschaft, die durch ungeheuere Reklame bis zur Unkenntlichkeit entstellte Signora Silvia Montoja. Herrgott, dachte ich, wie soll das heut abend werden! Ein zwirnsfadendünnes Stimmchen mit Konservatoriumskoloratur! Was werden die Berliner dazu sagen? Den besten Eindruck machte Mlle. Bontemps aus Paris; sie hieß mit dem Vornamen Frieda! Na also! Auch Worobieff, der Cellist, machte seine Sache ganz gut.

Der Konzertabend kam. Ich hegte die stille Hoffnung, daß das ausländische Gesangskleeblatt in der Probe nur „markiert" habe und vielleicht durch die ungewohnte Akustik des Saales in der Entfaltung der Stimmittel übervorsichtig oder gar behindert gewesen sei. Aber nein — Palermi meckerte wie der Ziegenbock auf grüner Au, Parboni brüllte gleich dem polnischen Bären vor dem Bienennest, und die schöne Silvia fiel gleichfalls unzweideutig und gründlich durch. Dies trug sich am 15. Dezember zu.

Für den 18. war ein zweites Konzert angesetzt; ich glaubte, es würde infolge der abfälligen Tageskritik nicht stattfinden können, aber die beiden Herren Direktoren bestanden auf ihren Schein, und wir mußten kontraktmäßig gehorchen. Gähnende Leere im Saal und in der Kasse. —

Am 26. Dezember wiederholte sich das Trauerspiel im Leipziger Gewandhaus. Das Ende vom Liede war, daß die beiden Herren Direktoren unter Hinterlegung ihrer Uhren und Pretiosen im Hotel, wodurch die Gesamtrechnung jedoch nicht ganz gedeckt wurde, verdufteten und den trauernden Hinterbliebenen die Regelung des Defizits überließen. Für die Ausländer war gesorgt worden, doch für uns armselige Deutsche war Deckung nicht vorhanden. Wir hatten uns keineswegs mit größeren Barmitteln versehen, denn Hotel- und Reisekosten waren uns kontraktlich garantiert. Fräulein Stresow hatte nichts, Herr von Worobieff verfügte über 35 Mark 70 Pfennig. Herr Sternberg, der Begleiter, hatte mich bereits angepumpt, und Mlle. Frieda Bontemps — siehe Stresow.

Nach dem lendemain trommelte ich den Rest der Gesellschaft zusammen und erklärte den Herrschaften, daß ich den Versuch machen wollte, ihnen aus der Klemme zu helfen. Ich ging zu Breitkopf & Härtel mit der Bitte, mir 500 Mark zu leihen, wofür ich Kompositionen zu liefern versprach. Die Bitte wurde ohne diesen Vorbehalt bereitwilligst gewährt, der Hotelwirt befriedigt, und wir begaben uns schleunigst von den Ufern der Pleiße zur eisbedeckten Spree zurück.

Das ereignisreiche neue Jahr — 1875 — begann sehr bedeutungsvoll: In den von Professor Julius Stern geleiteten „Großen Vokal- und Instrumentalkonzerten" (in den Reichshallen am Dönhoffsplatz) spielte ich am 20. Januar den Klavierpart von Beethovens Chorphantasie und am 14. April mein B-Moll-Konzert zum erstenmal mit Orchester. Das war „des Lebens ungemischte Freude"! Hier wurde sie einem Sterblichen zuteil. Die Wonne des jungen Mutterglücks kann nicht größer, nicht erhabener sein, als wenn das, was aus dem geheimnisvollen Dunkel der eigenen Seele zum Licht drängt, nun klanglich in die Erscheinung tritt. Mit der Instrumentation war ich vollkommen zufrieden, doch die Form des Konzertes genügte mir noch immer nicht. Wieder dokterte ich an dem Stück herum und gab ihm endlich die Gestalt, in der es bald im Druck erschien.

Später konzertierte ich in Bremen, wo ich meine Violinsonate op. 2 spielte und kurz darauf im „Künstlerverein" ein großes Programm solo am Klavier absolvierte; ferner in Görlitz im Verein mit der anmutigen Sängerin Hedwig Müller, die Martin Blumner später als Gattin in seine behagliche Dienstwohnung in der Singakademie heimführte; schließlich in Quedlinburg und einigen anderen Städten.

Während des Sommers stattete ich Liszt einen Besuch in Weimar ab und spielte ihm mein Klavierkonzert vor, das er ebenso wie die Widmung aufs freundlichste aufnahm. Tags darauf lud er zu einer Nachmittagsmusik ein, zu der auch der Großherzog in der Hofgärtnerei erschien. Auf des Meisters Ersuchen spielte ich nochmals mein Klavierkonzert, das er aus der Partitur auf dem zweiten Klavier — einem Pianino — begleitete. Nach Schluß der Vorträge versammelte der gütige Wirt seine Gäste um

den großen Tisch des Speisezimmers, auf dem eine mächtige Bowle prangte. Wir sprachen ihr wacker zu. Musikmachen und auch Zuhören — zumal bei 20° Grad im Schatten — trocknet bekanntlich die Kehle aus — auch die des Nichtmusikers.

Einen Teil des Sommers verbrachte ich in Reichenhall, wo ich einem langwierigen Rachenkatarrh — einem unliebsamen Andenken an die letzte Felddienstübung — den Garaus machen wollte. Hier traf ich mit Fürstin Alma von Carolath zusammen, deren Güte ich viele freundliche Stunden meiner durch den Genuß kuhwarmer Milch und heißer Solbäder nicht übermäßig verschönten Erholungszeit verdankte. Die Fürstin hatte in ihren Räumen ein Klavier, das ich natürlich nicht unbeachtet ließ, und öfters, an den Spätnachmittagen, gab es kleine Ausflüge zu Wagen in die Umgegend, einige Male auch zum „Mauthhäusel", wo die Forellen so ausgezeichnet mundeten. Einmal kam die liebreizende Prinzessin Marie von Mecklenburg, die spätere Großfürstin Wladimir von Rußland, auf der Durchreise zu Besuch; sie sang an dem Abend zwei meiner Lieder aus op. 10: „Es muß was Wunderbares sein" und „Sonnenlicht, Sonnenschein" mit kleiner, aber wohlgeschulter Stimme und rührend-schlicht im Ausdruck.

Nach Berlin zurückgekehrt, nahm ich meine Unterrichtstätigkeit wieder auf. Zu meinen interessantesten Schülerinnen zählte Fräulein Zenaide Gousseff — doch davon später in einem Sonderartikel.

Im Januar des neuen Jahres — 1876 — begab ich mich auf eine ausgedehnte Konzertreise, zu der Impresario Weiser mich verpflichtet hatte; à la Ullmann geplant und als „Patti-Konzerte" angekündigt, war das Unternehmen von glänzendem Erfolg begleitet. Außer mir nahmen teil an diesem Unternehmen: Signora Carlotta Patti, die um drei Jahre ältere Schwester der Divina Adelina; Camillo Sivori, der sich stolz „den" Paganinischüler nennen ließ und Kapellmeister Richard Metzdorff, der feinsinnige Begleiter am Klavier. Die Reise begann mit einem Konzert am 10. Januar in Stuttgart und führte uns nach Karlsruhe, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Darmstadt, Heidelberg, Neustadt a. H., Würzburg, Chemnitz, Dresden, Prag, Görlitz und Breslau, wo sie am 24. endigte — eine respektable Leistung innerhalb von knapp zwei Wochen! Es war alles vortrefflich vorbereitet — ganz wie bei einer Stangenschen Gesellschaftsreise nach dem Orient. Auf die Minute mußte das Programm erledigt sein, damit um Gottes willen der Nachtzug nicht versäumt würde. In den Hotels fanden wir unsere Zimmer, nach Nummern für den Einzelnen leicht aufzufinden, schön hergerichtet und meist wanzenfrei vor; der vorausgeeilte Untersekretär hatte vorzüglich funktioniert. Impresario Weiser schmunzelte vergnüglich bei Einsicht in die Kassenberichte und verstieg sich sogar einmal zu einem Sektsouper, das er uns servieren ließ. Es blieben mir sehr angenehme Erinnerungen an diese Reise.

Auf die Dauer war allerdings das ewige Einerlei der immer und immer wiederkehrenden Traviata-Arie, des Lachliedes und der zwölfmaligen

Repetition der übrigen Programmnummern ermüdend; der arme Metzdorff! Ich wenigstens hörte die Musik nur gedämpft vom Künstlerzimmer aus, aber der Ärmste mußte den reichen Musiksegen coram publico über sich ergehen lassen. Ich selbst hatte mir drei verschiedene Programme für meine Vorträge ausbedungen, denn ich fürchtete ernstlich für mein besseres Ich, wenn ich zwölfmal schnell hintereinander die Appassionata hätte spielen sollen.

Carlotta Patti lahmte bekanntlich ein wenig; deshalb mußte für sie meistens eine spanische Wand auf dem Podium aufgestellt werden, hinter der sie, wenn sie nicht sang, einsam die Zeit vertrauerte. Auf diese Weise blieben ihr die manchmal beschwerlichen Wege vom Künstlerzimmer zum Podium erspart.

Die sympathische Erscheinung der Sängerin, ihre schöne, biegsame Stimme, ihre außerordentliche Virtuosität im Bereich der Koloratur sicherten ihr unbedingten Erfolg. Im Umgang mit mir war sie von äußerster Zurückhaltung, denn seit 1870 haßte sie die Deutschen mit aufrichtiger Inbrunst, auch schien die Diva über den Artikel eines süddeutschen Blattes verschnupft, in dem sie lesen mußte, daß die Bezeichnung „Patti-Konzerte" nicht glücklich gewählt sei, denn der einzige, der wirklich ernste, gute Musik mache, sei doch Xaver Scharwenka usw. Trotz ihrer Antipathie gegen alles, was sich deutsch nannte, strich die Unnahbare die Goldstücke mit dem Bildnis unseres ehrwürdigen Kaisers mit ungeheuchelter Freude ein. Am Schluß der Reise beglückte sie mich unaufgefordert durch ihre Photographie mit Widmung und ersuchte mich um die meinige. So schieden wir als versöhnte Feinde.

In Wiesbaden gab's während des Konzertes eine tragikomische Szene im Künstlerzimmer. In der großen Pause kam August Wilhelmj zu uns, und bald begann ein lebhafter Meinungsaustausch zwischen ihm und der Patti. Die Unterhaltung wurde immer lauter und erregter und steigerte sich dermaßen, daß wir ein Handgemenge befürchten mußten. Zum Glück ertönte das Zeichen, das die Patti aufs Podium rief. Mit Gebärden des Abscheus gegen Wilhelmj und zornfunkelnden Auges trat sie hinaus aufs Podium und sang das „Lachlied"! Gewiß ein Zeichen starker Selbstbeherrschung; ich hätte es nicht vermocht.

Aus ganz anderem Holz war Camillo Sivori geschnitzt. Ein kleines, älteres verhutzeltes Männchen, machte er einen recht trübseligen Eindruck, doch strich er seine Stradivarius äußerst behende und temperamentvoll. Leider gab er seine stupende Technik nur für ganz inhaltlose Virtuosenstücke her. Sein Ton war nicht groß, nicht edel, auch die Technik, namentlich in den höheren Lagen nicht immer ganz zuverlässig, — es fehlte überall das „Tüpferl überm i". Sivori war in seiner Jugend ein blendender Virtuos — sozusagen ein homöopathisch stark verdünnter Sarasate. Von kleiner Gestalt, wortkarg, mit stets wechselndem Gesichtsausdruck, fröstelnd in sein Pelzchen gehüllt, so kauerte er während der Eisenbahnfahrt in der

Wagenecke, machte hin und wieder ein Nickerchen, fuhr dann plötzlich wie aufgescheucht in die Höhe, kratzte sich am Hinterkopf, gähnte, rekelte sich und murmelte ein paar italienische Worte vor sich hin. Es war ein komischer Anblick — wie ein Äffchen auf dem Leierkasten.

Von dem übrigen Teil der Reise ist mir nur noch Görlitz in Erinnerung geblieben. Dort lebten mir liebe Bekannte: Bürgermeister Minzlaff, ein begeisterter Musikfreund, der für das Görlitzer Musikleben so außerordentlich anregend wirkte; Kammerherr von Kęszycki, in dessen Familie ich gastliche Aufnahme fand, und Gräfin Matuszka von Topolczyn, die infolge eines Leidens am Konzertbesuch behindert war, der ich jedoch am folgenden freien Vormittag gern ein Stündchen am Klavier widmete. —

Schon längere Zeit trug ich mich mit dem Gedanken, mich nun schaffend wieder der Kammermusik zuzuwenden. Mit Ausnahme des Trios op. 1, der Violinsonate op. 2 und der Klaviersonate op. 6 sowie der beiden Liederhefte op. 10 und 15 hatte ich ausschließlich für Klavier allein geschrieben. So ging ich denn ans Werk und entwarf den ersten Satz eines Quartetts für Klavier, Violine, Bratsche und Violoncell. Die Arbeit ging mir flott von der Hand, denn die Themen besaßen diejenige Elastizität der melodischen und harmonischen Struktur, die für ihre Weiterentwicklung und kontrapunktische Verwertung sehr günstig, ja unerläßlich ist.

Nun muß ich aber eine Pause in dem Bericht über den Fortgang meiner Arbeit eintreten lassen und einer Episode Erwähnung tun, die tief in mein bisheriges Junggesellenleben eingreifen sollte.

Eines Tages im Oktober wurde mir ein junger Mann gemeldet, der mich in einer Unterrichtsangelegenheit zu sprechen wünschte. Ich ließ ihn hereinbitten. „Mein Name ist Scharwenka", stellte er sich vor. „So", entgegnete ich, „da habe ich also das Vergnügen, einen Verwandten in Ihnen zu begrüßen?" „Ach bitte um Verzeihung", entschuldigte sich etwas verlegen der Jüngling; „ich hatte während meines Kommens Ihren Namen so auf der Zunge, daß ich ihn unwillkürlich bei meiner Vorstellung aussprach. Mein Name ist Bernhard Kübler, ich bin der Sohn des Direktors vom Wilhelms-Gymnasium und komme im Auftrage von Frau Sophie Goussеff, die vor kurzem schriftlich bei Ihnen angefragt hatte, ob Sie geneigt wären, ihrer Tochter Klavierunterricht zu erteilen; ihr Sohn Sascha ist mein Schulkamerad und in Pension bei meinen Eltern. Und so bat Frau Goussеff mich, persönlich bei Ihnen anzufragen, da sie einen Bescheid nicht erhalten hatte." —

Nun hatte ich allerdings von Frau Goussеff einen Brief mit der erwähnten Anfrage erhalten. Da dem Schreiben jedoch keine Wohnungsangabe beigefügt war, das Adreßbuch auch keine Auskunft erteilte, so mußte die Angelegenheit meinerseits unerledigt bleiben. Ich bat den jungen Herrn — er ist jetzt ein berühmter Professor an der Universität Erlangen und ich grüße ihn herzlich mit diesen Zeilen —, mein unverschuldetes Schweigen freundlichst an betreffender Stelle motivieren zu

wollen, und ich versprach für den folgenden Tag meinen Besuch bei Frau Gousseff in der Viktoriastraße Nr. 5. Die vornehme Dame aus Rußland war mit ihrer Tochter Zenaide längere Zeit auf Reisen gewesen — ihren Gatten fesselte schweres, unheilbares Siechtum an Petersburg — und sie hatte die Absicht, für die nächsten Jahre Aufenthalt in Berlin zu nehmen. Auf ihre Anfrage bei Bote & Bock wurde ihr mein Name als Klavierlehrer für die Tochter genannt, und so lernte ich — meine Frau kennen ... Ehen werden bekanntlich im Himmel geschlossen, doch manchmal unter ganz eigentümlichen Vorbedingungen; im vorliegenden Fall durch die Vermittlung der Firma Bote & Bock.

Der Klavierunterricht begann. Die elegante junge Dame, graziös, temperamentvoll und tadellos chic, war begabt und fleißig und machte recht anerkennenswerte Fortschritte, so daß sie zu Beginn des neuen Jahres das G-Moll-Konzert von Mendelssohn technisch korrekt und gut musikalisch vorzutragen vermochte.

Im gastfreien Hause herrschte ein lebhaft geselliger Verkehr, an dem teilzunehmen ich aufs freundlichste gebeten wurde. Zwischen Lehrer und Schülerin entwickelte sich bald ein harmlos-freundliches Verhältnis, auf das die gütigen Augen der Mutter mit freudiger Teilnahme blickten. Ich wurde von den beiden lieben Frauen recht verwöhnt, was ich mir ohne Murren gefallen ließ.

Die Arbeit an meinem Quartett machte erfreuliche Fortschritte, und auch das Klavierspiel wurde nicht vernachlässigt, denn für das Frühjahr standen einige Konzerte in Aussicht.

4. Abenteuer auf Rügen / Brahms als Prophet / Venedig / Paris / Die beiden Popen / Tonkünstlerfest in Hannover / Besuch in Weimar / Hans von Bülow.

Der Sommer nahte und mit ihm die Frage: Wohin? Da Frau Gousseff mich eingeladen hatte, die Sommerreise gemeinschaftlich mit ihrer Familie zu machen und mich um Rat und um Angabe über das Wann und Wohin ersuchte, so schlug ich Saßnitz auf Rügen vor, was freudig akzeptiert wurde. Zwei Möbelwagen brachten am Abend vor der Abreise die 36 Koffer, deren Inhalt die Damen in Saßnitz notwendig zu gebrauchen vermeinten, zum Stettiner Bahnhof. In Saßnitz! — damals ein kleines Fischerdörfchen mit strohbedeckten Häuschen. Auch ein Piano wurde mitgenommen. Schon vorher war das ganze Haus des Fischers Hahlbeck in Beschlag genommen worden, denn unsere Gesellschaft war recht zahlreich: Frau Gousseff mit Tochter und Sohn; des letzteren Hauslehrer, Herr cand. theol. Feiertag; die französische Gesellschafterin

Mlle. Lenoir; Köchin Mina und Stubenmädchen Amanda; dazu mein wertes Ich — in Summa acht Personen! In Greifswald mußte das Gepäck — man erinnere sich: 36 Koffer und ein Piano — vom Bahnhof zum Schiff befördert werden. Es gelang ja schließlich, doch konnte der Dampfer nur mit einstündiger Verspätung seine Fahrt antreten. Am Landungsplatz in Lauterbach dieselbe Katastrophe. Dann kam die fünfstündige Wagenfahrt im Schneckentempo. Gegen Mitternacht langten wir in Saßnitz an, die Wagenburg — drei Leiterwagen und zwei Landauer — wurde ihres Inhalts entledigt und wir kamen erst bei Sonnenaufgang zur Ruhe. Einige Stunden Schlaf brachte uns wieder in Ordnung und die gebratenen Flundern beim Frühstück ließen uns die ausgestandenen Strapazen vollends vergessen.

Mein erstes Seebad, früh 6 Uhr, sollte mir die Gelegenheit zu einer interessanten Bekanntschaft bieten. Ahnungslos plätscherte ich in den sanft bewegten Wogen umher, als sich mir eine apollinisch gebaute Gestalt wassertretend näherte — ich mußte unwillkürlich an Böcklins „Spiel der Wellen" denken — und mich mit den Worten ansprach: „Gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle: Ludwig Barnay". Auch ich nannte meinen Namen. Wir reichten uns — immer wassertretend — die Hände und ich bemerkte dem unermüdlichen Wassertreter, daß ich ihn in dieser Rolle zu bewundern heute zum erstenmal die Gelegenheit habe. In anregender Weise genossen wir noch ein Weilchen, plaudernd auf dem Rücken schwimmend, das köstliche, erfrischende Naß.

Nach dem Verlassen des Bades begegnete mir von ungefähr Georg Henschel, damals im Zenit seines Sängerruhmes. Seine erste Frage nach unserer Begrüßung war: „Haben Sie schon Brahms gesehen? Nein? Nun, dann kommen Sie heut abend ins Hotel Fahrenberg. Sie werden uns beide dort in der Veranda finden. Addio und auf Widersehen." Voll erwartungsvoller Spannung begab ich mich, nach kräftigem Morgenimbiß, zur Vormittagspromenade in den herrlichen Buchenwald, umfangen von Waldesgeflüster und fernem Meeresrauschen. „Auf geheimem Waldespfade", in dunklem Tannendickicht, auf schmalem Fußsteige, traumverloren dahinwandelnd, bemerkte ich in einiger Entfernung ein menschliches Wesen mir entgegenschreitend, mittelgroß, untersetzt, bartlos, in einem Jackettanzug von unmöglichem Schnitt und unbestimmter Farbe; hervortretend war ein mattes Rötlichbraun, klein karriert. Beinkleider sehr ausgiebig, aber zu kurz, Kopfbedeckung in der Hand. Der einsame Wanderer ging lautlos vorüber. Nach einigen Schritten sah ich mich um, und auch der Braunkarrierte wendete sich im selben Augenblick, und so sahen wir uns einen Moment in die Augen. Den ganzen Tag kam mir die Begegnung mit diesem eigentümlich ausschauenden Menschen nicht aus dem Sinn.

Abends pilgerte ich zum „Fahrenberg". Henschel kam mir entgegen und führte mich zu dem Braunkarrierten. Herr Gott, welche Überraschung!

Es war Johannes Brahms! Wir plauderten nun gleich wie „alte Bekannte", denn auch er erinnerte sich der Begegnung im Walde. Auf seine Frage, ob ich Frühaufsteher sei, was ich bejahen konnte, forderte er mich auf, ihn am folgenden Morgen um 3 Uhr zum Flundernfang zu begleiten. Natürlich sagte ich gern zu. Im Laufe der Unterhaltung zeichnete Henschel mit griffelkundiger Hand allerlei scherzhaftes Allotria auf die Rückseite eines „Menü" — die Bezeichnung „Speisekarte" war damals in Deutschland noch wenig bekannt — und erregte große Heiterkeit, namentlich durch die drollig karikierte Darstellung bekannter Persönlichkeiten, unter denen der vergnügt lächelnde Weimarer Meister besonders gut gelungen erschien. Ich bat mir die Speisekarte mit dieser pièce de résistance für meine Sammlung aus. Auf dem Heimweg gingen wir mit Brahms an meinem Wigwam vorüber, in dem ich ein Giebelzimmer bewohnte.

Brahms wollte mich früh Schlag 3 Uhr abholen; ich sollte ihn vor meiner Haustür erwarten. So schieden wir, es war wohl 11 Uhr abends geworden. Er verschwand im Dunkel der Nacht gen Krampas hin, während Henschel ins Hotel zurückkehrte.

Bald schlief ich ein. Von der Reise ermüdet und von so manchem Glas Pilsener eingelullt, mag wohl mein Schlaf ein ziemlich fester und dauerhafter gewesen sein. Da plötzlich ein wahnsinniges Poltern, ein entsetzliches Krachen und Klirren zerbrochener Fensterscheiben. Mit fürchterlichem Schreck fahre ich empor aus süßen Träumen. Eine Männerstimme ben marcato e con energia ertönt von der Straße herauf: „Raus aus den Federn; der Hahn hat zum drittenmal gekräht." Richtig! Ich hatte die verabredete Zeit verschlafen; es war Punkt 3 Uhr! Was war geschehen? Brahms hatte, um mich zu wecken, mit einer Bohnenstange die Fensterscheiben eingeschlagen. Ein echter Brahms! Rasch war ich aus den Federn und in den Kleidern. Gemächlich schlenderten wir zum Strande, wo uns der gute Hahlbeck mit dem Boot erwartete. Abends genossen wir unsere „in grün" zubereitete Beute an der gastlichen Tafel meiner gütigen Wirtin.

Die Kochkunst unserer schwedischen Küchenfee muß meinem illustren Jagdgenossen wohl gewaltig imponiert haben, denn er lud sich ohne Ziererei für den nächsten Tag zum Mittagessen zu uns ein, worüber wir natürlich sehr erfreut waren. Brahms kam — es war an dem Tage sehr heiß — und bat gleich nach der Begrüßung um die Erlaubnis, den Hemdkragen ablegen zu dürfen, was er nach allseitiger Zustimmung ungeniert und, wie es schien, als etwas Selbstverständliches tat. Wir sahen in dieser Huldigung an den Geist zwangloser Gastfreundschaft ein erfreuliches Zeichen, daß Brahms sich in unserem Kreise wohl und ganz at home fühle. Bei Tisch hielt unser nun kragenlose, damals auch noch bartlose Ehrengast eine anzügliche, humorvolle Rede mit bedeutsamem Augenzwinkern und gelinden Sticheleien auf die Tochter des Hauses und ihren

Lehrer. Wirklich und wahrhaftig — es lag damals keine Veranlassung zu den allerdings ganz harmlosen Anzüglichkeiten vor. Aber dennoch — Brahms war ein Prophet! — —

Mein neuer, großer, unsterblicher Freund mußte uns leider bald verlassen. Nach einigen Wochen konnte ich ihm meine Verlobung mit Fräulein Zenaide anzeigen, zugleich mit der Bitte, die Widmung meines „Romanzero" op. 33, der in Saßnitz entstand, als ein Zeichen meiner hohen Verehrung und Bewunderung entgegennehmen zu wollen. Brahms antwortete mit folgenden Zeilen:

„Geehrter Herr!

Sie haben gut lachen
Und anderen eine Freude machen!

Das bessere Teil haben Sie doch erwählt; ich kann gar nicht anders, als mich erst dessen freuen und Ihnen von Herzen Glück wünschen. Dann aber will ich mit meinem Teil, dem Notenpapier, zufrieden sein und wirklich — aber jetzt wird es schwer zu sagen, wie ich mich darüber und darauf freue. Wenn ich an Saßnitz zurückdenke, weiß ich, was ich heute von Ihrem Notenpapier erwarten darf — ist aber auch eine Kunst — und da bin ich schon wieder bei Ihrem Teil, und daß ich es seit Saßnitz auch wider alle Weltordnung gefunden hätte, wär's nicht so gekommen.

Ich kann heute nichts als Sie bestens grüßen und mich den Damen angelegentlich empfehlen. Liegt das Notenheft erst vor mir, soll es keinen dankbareren und aufmerksameren Zuhörer geben können. Einstweilen ist meine Adresse Wien, Karlsgasse 4.

Verzeihen Sie die konfusen Zeilen

Ihrem sehr ergebenen
J. Brahms."

Die schönen Saßnitzer Tage verflogen gar schnell. Brahms, Barnay und Henschel waren abgereist, und von unserem näheren Bekanntenkreise blieb nur Gustav Kadelburg, der sich als fanatischer Entomologe entpuppte. An windstillen Abenden saß er vor seinem abseits am Waldesrand gelegenen Häuschen vor der Tür, die Lampe vor sich auf dem Tisch, und fing die um das Licht flatternden Motten mit kundiger, bis zu höchster Virtuosität ausgebildeter Hand. Als auch er uns verlassen hatte, packten auch wir unsere sieben Sachen — Pardon, nein, 36 Koffer und ein Pianino — und zogen heimwärts.

Am Vorabend unserer Abreise, ach, es war ein so märchenhaft schöner Vollmondabend, ging ich mit Fräulein Zenaide nochmals hinab zum Strand, um Abschied zu nehmen von all den Herrlichkeiten, die die allgütige Mutter Natur über dieses reich gesegnete Fleckchen Erde verschwenderisch hingebreitet hat. Stumm ergriffen blickten wir von unserer Lieblingsbank aus durch das Buchenlaub auf die silbern glänzende See,

weltvergessen und versunken in den traumhaft schönen Anblick. Keins sprach ein Wort, kein Blättchen rührte sich; nur ein leichtes, glitzerndes Kräuseln auf der silbernen Bahn, die der himmlische Nachtwandler auf das in mattem Glanze schimmernde Wasser zeichnete. Wie es kam, daß unsere Hände mit leichtem Druck sich fanden, daß wir uns entgegenneigten und endlich zu der Überzeugung gelangten, daß die Lippen nicht ausschließlich zur Lautbildung und als Pforte zur Mundhöhle geschaffen seien — wie es kam? Der alte Nachtwächter am Himmelszelt weiß es genau; fragt ihn. Er hat so etwas gewiß schon sehr oft geschaut, hat aber still geschwiegen! Auch heut geleitete er lautlos zwei Glückliche zurück ins Haus. Brahms ist ein Prophet!

Erst in Berlin machten wir der Mutter Mitteilung von unserem Herzensbunde; den zukünftigen Schwiegersohn nahm die Gütige mit herzlicher, aufrichtiger Freude in die Familie auf. Meine Eltern waren sehr überrascht, doch freudig, und so erstrahlte uns die Zukunft im rosigsten Licht.

Während der nächsten Tage beendete ich den für Brahms bestimmten Romanzero und eine „Valse caprice" (op. 31), die ich mit dem Namen meiner Braut schmückte.

Und dann kam eine wundervolle Zeit.

Meine Schwiegermutter wollte mir aus ihres Herzens Güte heraus eine Freude bereiten und fragte, was ich mir wohl wünsche? „Bayreuth und darauf Italien", sagte ich. Gesagt, getan. Einige Koffer waren noch nicht ausgeladen und konnten für die bevorstehende „Verlobungsreise" unberührt, wie sie in Saßnitz geblieben waren, mitgenommen werden.

In Bayreuth genossen wir die Erstaufführung des Nibelungenzyklus, und von hier aus, am Siegfriedstage, wurde unsere Verlobung bekanntgegeben. Dann ging's über München nach Salzburg, hinein in die Berge. Wir hatten einen Landauer gemietet, der uns während der nächsten sechs Tage an die schönsten Punkte des Salzkammergutes führte. Das Wetter war uns nicht günstig; meistens Regen oder trüber Himmel, aber im Wagen eitel Sonnenschein. In Wörgl verließen wir das Gefährt und begaben uns zunächst nach Innsbruck, wo wir im „Tiroler Hof" unser „schweres Gepäck" vorfanden und uns einige Tage lang — gottlob regenfreien — von den Strapazen der sechstägigen Wagenfahrt erholten. Unser nächstes Ziel war Riva, wo wir einen himmlischen Abend am Gardasee verbrachten; er erinnerte lebhaft an das mondbeglänzte Abschiednehmen von Saßnitz. Nach zweitägigem Aufenthalt brachte uns das Dampfboot nach Peschiera, von wo aus wir die Reise nach Venedig fortsetzten. Dort langten wir bei anbrechender Dunkelheit an und genossen den zauberhaften Anblick einer von den Venezianern zur Feier der Anwesenheit ihrer geliebten Kronprinzessin Margherita veranstalteten „Serenata". Vom Bahnhof aus setzte sich die aus vielen Hunderten von blumengeschmückten Gondeln bestehende Flottille, der wir uns anschlossen,

in Bewegung. Voran ein für diesen Zweck hergestelltes mächtiges prahmartiges Fahrzeug, auf dem ein Orchester und ein großer Gesangschor aufgestellt waren. In feenhafter Beleuchtung ging die Fahrt unter rauschender Musik den Canale grande entlang, vorbei an den mit Margaretenblumen reich geschmückten, in tausend leuchtenden Farben märchenhaft erstrahlenden Palazzi, bis zum Hafen, wo die bunt bewimpelten Schiffe in bengalischem Lichte dem phantastischen Zuge entgegenleuchteten. Hier fand die eigentliche Feier statt. Huldigung vor der Kronprinzessin, Chorgesang mit Orchester, Festrede, Feuerwerk, Evvivas aus viel tausend Kehlen, Kanonenschläge, Orchestertusch, Tücherschwenken und ähnliche Zeichen von südländischem Enthusiasmus.

Im Verlauf der weiteren Reise besuchten wir Verona, Bologna, Florenz, Pisa, La Spezia, Genua und Turin und nahmen in allen diesen Städten mehrtägigen Aufenthalt, wobei meine beiden Begleiterinnen, die Italien genau kannten, mir vortreffliche Ciceronedienste leisteten. Durch den Mont-Cenis-Tunnel gingen wir an den Genfer See, von wo aus die Heimreise geplant war. Aber den „promessi sposi" sollte hier — es war in Ouchy — eine ganz besondere Überraschung zuteil werden, die darin bestand, daß die Fahrkarten nicht den Aufdruck „Berlin", sondern „Paris" zeigten! Grenzenloses, freudiges Erstaunen! Die „promessi sposi" jubelten und tanzten in unbändiger Freude um die gütige mütterliche Reisemarschallin herum. Rasch waren die Koffer wieder gepackt und am nächsten Morgen waren wir in Paris.

Ehe ich nun an die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, der Kirchen, Standbilder, Museen und sonstiger Kunstsammlungen schritt, trieb mich meine Wißbegierde zunächst zur Besichtigung der im Kriege 1870/71 oft genannten Punkte. Versailles studierte ich mit besonders ehrfürchtigem Interesse. Soweit es gestattet war, besichtigte ich alles, was meinem, der ruhmvollen Vergangenheit zugewandten Auge erreichbar war. Das Schloß, den Park und die Stätten, wo der alte liebe Kaiser, der Kronprinz, Bismarck, Moltke und die übrigen Helden das Deutsche Reich zusammengeschmiedet hatten. — Dann unternahm ich Streifzüge durch Paris, um das Stadtbild kennenzulernen — meine Damen ließen mich vertrauensvoll ziehen; überdies war ihnen Paris nicht unbekannt. Gemeinsam besuchten wir dann die Kunstsammlungen — vor der schönen Frau von Milo hatten wir eine besonders weihevolle Stunde — und machten den großen Unsterblichen des Père Lachaise unseren Besuch. Nachdem so die erste Neubegier befriedigt und nachdem auch Oper und Théâtre Français mit ziemlich strapazierten Sinnen genossen waren, kamen die Damen nun auf den eigentlichen Zweck der veränderten Reiseroute: die Toilettenfrage! In dem „Grrrrand magazin du Louvre" und im „Bon marché" verbrachten wir so manchen soliden Vormittag. Stumpfsinnig stand ich mit am Ladentisch, heuchelte aber fabelhaftes Interesse für die Einkäufe. Kleider, Stoffe, Tücher, Hüte, Bänder — Herrgott,

was verstand ich davon! Manchmal wurde ich hinausgeschickt; es kamen wohl Sachen zur Auswahl, die ich „noch" nicht sehen durfte. Ich segnete diese, ach so kurzen Momente und konnte extra muros mit Behagen meine Havanna rauchen. Im Hotel du Louvre, wo wir Wohnung genommen hatten, bewunderte ich die Boulemöbel, mit denen unser Salon ausgestattet war. Meine Bewunderung der kostbaren Stücke hatte zur Folge, daß ein Wagen bestellt wurde, der uns zu dem Magazin führte, wo eine Zimmereinrichtung im Stil Louis XVI. für unser zukünftiges Berliner Heim in Auftrag gegeben wurde.

Endlich blieb in Paris nichts mehr zu sehen und zu tun übrig; ich drängte zur Heimreise, die Koffer wurden gepackt — zwei neue waren hinzugekommen, um die erworbenen Kostbarkeiten mitzuführen — und bald waren wir wieder an den grünen Ufern der Spree.

Es war Oktober geworden. Nach einigen Tagen innerer Sammlung machte ich mich wieder an die Arbeiten zu meinem Klavierquartett, von dem der erste Satz und das Adagio Ende November beendet waren.

In das junge Glück fiel die Trauerbotschaft von dem Hinscheiden meines Schwiegervaters in spe, der in St. Petersburg seinem schweren Leiden erlegen war. Gattin und Tochter eilten, dem in Geistesnacht Dahingeschiedenen das letzte Geleit zu geben. Mit ihm war, wie ich aus dem Munde der Gattin und Tochter erfuhr, ein hochherziger, edler, guter Mensch, ein liebevoller Gatte und Vater dahingegangen. Seines Zeichens Kaufmann erster Gilde — was etwa unserem Geheimen Kommerzienrat entspricht — lebte er meistens der Verwaltung seiner Güter, die im Gouvernement Wiatka belegen waren und in dessen Hauptstadt Slobadskoj die Familie ihren ständigen Wohnsitz hatte. Hier erblickten meine Braut und ihre sieben Geschwister das Licht der Welt. Da Slobadskoj nicht die Möglichkeit einer vollkommenen Schulbildung und Pflege höherer Geisteskultur bot, so wurden die Kinder, sobald sie das entsprechende Alter erreicht hatten, nach Moskau in das Kaiserliche Institut geschickt. Hier genoß auch meine zukünftige Frau ihre wissenschaftliche Fortbildung.

Wir besitzen ein künstlerisch sehr wertvolles Gemälde, das den Dahingeschiedenen im Kreise seiner Familie zeigt und das die Herzensgüte und Liebenswürdigkeit seines Wesens aus seinem fein und vornehm geschnittenen Antlitz ahnen läßt. Von seiner großzügigen Hilfsbereitschaft hatte ich einen Beweis bei Gelegenheit der Nachlaßregulierung. Es fanden sich viele Schuldscheine über ausgeliehene große Summen vor, die von den Empfängern nie zurückgezahlt und vom Verleiher nie eingefordert worden waren; auch Dankschreiben über Schenkungen an Kirchen, Hospitäler und andere gemeinnützige Anstalten befanden sich in reicher Anzahl unter den hinterlassenen Papieren; desgleichen Briefe, in denen die Schreiber ihren Dank ausdrückten für ein ihnen geschenktes Reitpferd, eine Kuh und dergleichen mehr. Ein Vermögen lag da vor

uns aufgestapelt. Die Schuldscheine, deren Betrag weit über die Hunderttausend Rubel ging, wurden den Flammen übergeben. Sanft ruhe ihre Asche!

Die hinterbliebene Witwe, meine Schwiegermutter in spe, von Geburt Finländerin, entstammt einer alten Soldatenfamilie. Der Vater, Karl von Nymander, stand als General im Heeresdienst; er wurde mir als charaktervoller, energischer Mann voll soldatischer Tugenden geschildert. Seinen Kindern ließ er eine vorzügliche Erziehung angedeihen. Den jüngsten seiner Söhne, Peter von Nymander, lernte ich kennen und wir freundeten uns sehr an. Er starb als Präsident des Oberlandesgerichts in Kalisch.

Nach Rückkehr meiner Lieben aus Petersburg mußten wir, die Herzen voll Trauer, an die Herrichtung und Schmückung unseres zukünftigen Heims schreiten, das wir in der Regentenstraße Nr. 1 gefunden hatten. Tag und Stunde wurden beim Standesamt festgesetzt, und ich begab mich in Begleitung meiner Braut zum russischen Popen, Herrn von Seredinski, um mich mit ihm über die kirchliche Trauung zu verständigen. Die Einsegnung unserer Ehe nach den Gebräuchen der griechisch-katholischen Kirche war notwendig, weil eine nach anderem Ritus vollzogene Ehe einer Russin mit einem Andersgläubigen in Rußland nicht anerkannt wird; auch werden gegebenenfalls etwa vorhandene Besitztitel vom Staat konfisziert. Herr von Seredinski war päpstlicher als der Papst. Zwar war er geneigt, unsere Ehe einzusegnen, doch mit der Bedingung, daß ich einen Revers zu unterschreiben habe, durch den ich mich verpflichte, meine zu erwartenden Kinder im orthodoxen griechisch-katholischen Glauben taufen und erziehen zu lassen! Tableau!

Daß ich dieses unerhörte Verlangen recht energisch zurückwies, ist selbstverständlich.

„Dann kann ich Sie nicht trauen", meinte der um das Seelenheil meiner noch nicht existierenden Kinder so besorgte Gottesmann. Ich erwiderte, daß ich mich an einen anderen Popen wenden würde, denn die Personenfrage sei mir gleichgültig.

„Sie werden keinen Popen finden, der ohne den Revers die heilige Handlung vollziehen wird", entgegnete der Priester.

„Das ist meine Sache", schloß ich die Unterhaltung; wir empfahlen uns und überlegten, was nun zu tun sei. Das nächstliegende war, unser Heil beim Popen der Dresdener Kirche zu versuchen. Noch am selben Tage begaben wir uns nach Elbflorenz und fanden bei dem dortigen Oberhirten der russischen Kirche ein sehr freundliches Entgegenkommen. Der schöne, stattliche Mann wunderte sich sehr über die Weigerung seines Berliner Amtsbruders; seit längerer Zeit schon sei — wie er uns mitteilte — ein Ukas des russischen Kaisers in Kraft, der die Ehe zwischen einer griechisch-katholischen Russin und einem Ausländer anderen Glaubens ohne jede Einschränkung gestattet. „Aber ich wäre Ihnen sehr dankbar",

ergänzte der Seelenhirt seine Erklärung, „wenn Sie für die armen Blinden unserer Stadt ein kleines Opfer bringen würden — durchaus keine Bedingung meinerseits, sondern als freiwillige Gabe erbeten.“ Gern erklärte ich mich bereit und legte einen entsprechenden Schein in den sich mir entgegenstreckenden „Opferstock“. Die Bahn war nun frei.

Die nüchternen Formalitäten beim Standesamt wurden am 20. Januar 1877 in Berlin erledigt, die kirchliche Trauung fand in der russischen Kirche zu Dresden am 21. Januar unter sehr eindrucksvollen, aber außerordentlich komplizierten und ermüdenden Zeremonien statt. Ein solennes Festmahl vereinigte in den Nachmittagsstunden die Hochzeitsgäste im Hotel de Saxe, zu dem die Verwandten und Freunde aus Berlin und die beiden Chefs der Firma Breitkopf & Härtel, die Herren Dr. Oskar von Hase und Stadtrat Wilhelm Volkmann aus Leipzig, erschienen waren. Herr von Hase, eine urgermanische, kraftvoll-männliche Erscheinung, brachte den ersten Toast aus. Impulsiv und elastisch sprang er von seinem Sitz auf, glitt auf dem glatten Parkett aus und fiel der Länge nach unter den Tisch. Sofort wieder auf den Beinen, brachte er sich und die Gäste durch eine sehr geistreiche Behandlung dieses „Falles“ über den Schreck hinweg und sprach nun sehr warm und eindrucksvoll. Ich erinnere mich, daß er dem Inhalt seiner Rede den „Rattenfänger von Hameln“ zugrunde legte. Nach Beendigung des Mahles benutzten wir und die Berliner Gäste den Nachtzug nach Berlin, wo uns unser schönes, inzwischen bis aufs kleinste hergerichtetes Heim aufnahm.

Nachdem die üblichen Besuche und Gegenbesuche erledigt waren, machte ich mich wieder an die Arbeit. Ich schrieb das Scherzo meines Klavierquartetts, eine Klaviersonate (op. 36) und mehrere Stücke für Klavier. Im April spielte ich mein Klavierkonzert in Bremen, hier zum erstenmal in der neuen, dreiteiligen Fassung. Die inzwischen erschienene Partitur sandte ich an Liszt, der das Werk zur Aufführung in der Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins empfohlen hatte. Er sandte mir seine Karte mit folgenden Worten:

„F. Liszt freuet sich, Herrn X. Scharwenka bei der Tonkünstlerversammlung in Hannover wiederzusehen und Ihm für die Widmung seines Konzertes aufrichtig zu danken. Diesem ausgezeichneten Werke besten Erfolg wünschend, grüßt freundlichst F. Liszt.“

Das Tonkünstlerfest in Hannover — im wunderschönen Monat Mai — wurde mit einer Aufführung der Heiligen Elisabeth von Liszt im Hoftheater eröffnet. Auf der Bühne waren Orchester und Chor amphitheatralisch aufgestellt — ein imposanter Anblick. Für den Festdirigenten war ein sehr erhöhter Stand hergerichtet. Erwartungsvolle Spannung bei den Festteilnehmern; Liszt in der kleinen Intendantenloge, rechts an der Bühne. Aller Augen auf ihn gerichtet. Unter andächtiger Stille des Publikums begann das Orchester mit der Einleitung des Werkes. Doch es leuchtete kein guter Stern über der Aufführung. Schon während der





Bräutigam und Braut

15. August 1876



1889

ersten Takte schwankte es sehr bedenklich im Orchester. Die allgemeine Unsicherheit der Einsätze steigerte sich von Takt zu Takt, und die Zuhörer atmeten auf, als der erste Teil zu Ende war. Der zweite Teil ging noch schlechter, und deutlich sah man auf Liszts Antlitz, wie er litt. Kurz vor dem Ende des Werkes kam die Katastrophe. Der Dirigent — ich verschweige seinen Namen — erfaßte plötzlich mit der linken Hand das Geländer seines erhöhten Standes, neigte sich hintenüber, das Geländer brach krachend auseinander und der Unglückliche stürzte aus der Höhe von mindestens vier Metern rücklings hinunter vor die Füße seiner Zuhörer im Parkett. Ein Schreckensschrei aus vielen hundert Kehlen — allgemeines Durcheinander, teilnahmsvoll sich äußerndes Mitgefühl — — alles ohne Grund! Dem Mann war nichts passiert, nur — er war nüchtern geworden!

Schon vor der Aufführung hatte er sich mit Alkoholizis stark übernommen und während der Pause zwischen den beiden Teilen des Werkes — wie Augenzeugen berichteten — 14 Glas schweren Bieres getrunken. Der Unmäßige behauptete dagegen, es seien nur 13 gewesen! Er war als Festdirigent erledigt; an seine Stelle trat für die übrigen Konzerte Kapellmeister Fischer, der dann auch am folgenden Tage mein Klavierkonzert dirigierte. Diese Aufführung ebnete mir und dem Werk den Weg in die großen Konzertsäle der Welt.

Zunächst spielte ich es in Kassel. Bei meiner Rückkehr nach Berlin fand ich eine Nachricht von Liszt vor, die mir sagte, daß er für kurze Zeit in Berlin weile und sich freuen würde, mich zu sehen. Ich begab mich zu ihm — er wohnte beim Minister des kgl. Hauses Grafen Schleinitz, dem Gatten der bekannten Protektorin der Bayreuther Festspiele — und ich hatte die Freude, von dem Meister ersucht zu werden, den um ihn und seine kunstbegeisterten Gastgeber versammelten Freunden mein Klavierkonzert vorzutragen, wobei er selbst die Orchesterpartie an einem zweiten Klavier übernahm. Daß am nächsten Tage einige Zeitungen über diese interne Angelegenheit berichteten, ist wirklich nicht meine Schuld. Ich stelle dies ausdrücklich fest im Hinblick auf eine Äußerung Hans von Bülows, deren ich an geeigneter Stelle Erwähnung tun werde.

Auf Liszts spezielle Einladung machte ich im Sommer desselben Jahres mit meiner Frau einen Besuch bei ihm in Weimar. Der Meister hatte mir den Wunsch ausgedrückt, mein Quartett kennenzulernen; er lud die Quartettgenossen, unter ihnen den ausgezeichneten Geiger Kömpel, persönlich ein. Nach einer eingehenden Vorprobe spielten wir in der Hofgärtnerei die fertigen drei Sätze. Eine hervorragend gute Bowle — an Stelle des fehlenden vierten Quartettsatzes, wie Liszt meinte — hielt uns noch bis zum anbrechenden Abend beisammen.

Für die Bowle revanchierten wir uns. Im Hotel zum „Erbprinzen", wo wir abgestiegen waren, richteten wir am folgenden Abend ein splendides Gastmahl her, zu dem wir den Meister und seine Freunde, unter

ihnen Sophie Menter, Anna und Helene Stahr, Organist Gottschalg u. a. sowie die hervorragendsten seiner Schüler eingeladen hatten. Nach dem Essen wurde allerlei Kurzweil getrieben: Rätsel, Rebus, Kartenkunststücke und dergleichen. Auch Liszt trug zur allgemeinen Heiterkeit bei. So ersuchte er mich, einen krähenden Hahn aufzuzeichnen, und als ich mit dem Kunstwerk fertig war, nahm er mir den Bleistift aus der Hand und schrieb in den offenen Schnabel des Hauspropheten das Wörtchen „pianissimo" hinein. Keiner fand des Rätsels Lösung. Nach erwartungsvollem Schweigen gab der Meister die Erklärung: „Das ist ein Kanzleisekretär" (ganz leise kräht er). Zum Schluß kam noch eine besondere Überraschung. Der dienende Geist erschien auf meinen Wink mit einer verdeckten Schüssel, die er auf den Tisch vor Liszts Platz setzte. Ich ersuchte den Meister, den Deckel zu heben, was er auch tat. Entgegen hob sich ihm das Köpfchen unseres über alle Maßen kleinen weißen Seidenspitzchens Bello, das unter Blumen in der Schüssel lag. Liszt nahm das reizende Tierchen heraus, liebkoste es sehr zärtlich-vorsichtig und gab es dann weiter. Als wir uns trennten, ersuchte uns Liszt wiederzukommen, wenn das Klavierquartett beendet sei, was wir natürlich herzlich gern versprachen.

Nach Berlin zurückgekehrt, stürzte ich mich mit erneuter Lust auf die Komposition, vollendete das Quartett, schrieb ein Trio für Klavier, Violine und Violoncell (op. 45) und eine Sonate für Klavier und Violoncell (op. 47). Heinrich Grünfeld kam damals in unser Haus, und so hatte ich einen vortrefflichen Interpreten des Celloparts.

Im Oktober war ich wieder pianistisch tätig. Hermann Ritter hatte unter mühevollen Studien seine Viola alta konstruiert — bekanntlich fand dieses Instrument im Bayreuther Orchester Verwendung und er beabsichtigte nun, seine Erfindung einer größeren Öffentlichkeit zu unterbreiten. Er plante eine Konzertreise, zunächst durch Bayern, und ersuchte mich, mit ihm zu gehen. Außerdem nahmen noch teil an der Reise: Philippine von Edelsberg, gefeierte Sängerin an der Berliner Hofbühne, Heinrich Sontheim, der Tenorist, und Eduard Hermann, Violinist aus St. Petersburg. Die Konzerte begannen am 15. Oktober in Nürnberg; dann folgten München, Augsburg, Regensburg, Bamberg und Würzburg. Als Ensemblenummern hatten wir Mozarts Bratschentrio in Es-Dur und die Märchenerzählungen von Schumann auf dem Programm. Hermann Ritter, den ich schon von Kullak her kannte, wurde mir während der Reise ein lieber, vertrauter Freund. Er legte sich später auf die Musikwissenschaft und veröffentlichte einige wertvolle Schriften, unter denen sein „Repetitorium der Musikgeschichte" besondere Beachtung verdient. Er lebt gegenwärtig als Professor an der Musikhochschule in Würzburg. Der Schluß des Jahres brachte Aufführungen meines Klavierkonzertes und Quartetts in Braunschweig, Bremen und Hannover.

War ich bisher der — soweit mir bekannt — einzige öffentliche Interpret meiner Werke, so erfüllte es mich mit um so größerer Freude, als ich

erfuhr, daß mein Klavierkonzert in einem der berühmten Kristallpalastkonzerte in London (Sydenham) zu erfolgreicher Aufführung durch den ausgezeichneten Pianisten Eduard Dannreuther gelangt war. Diese erfreuliche Nachricht verdankte ich der Lektüre eines der temperamentvollen Reisebriefe, die Hans von Bülow, der damals in England konzertierte, an den Herausgeber der „Signale für die musikalische Welt", Herrn Bartholf Senff, richtete und in denen er die Eindrücke, die er von dem englischen Musikleben erhielt, in seinen Lieblingsfarben: lebhaftes Rot und grau in grau in wohltuender Abwechselung mit giftig Grün, schilderte. Hans von Bülow schreibt (November 1877) über die Aufführung folgendes: — — — „Die zweite Nummer war eine neueste Novität: Herrn Xaver Scharwenkas B=Moll=Klavierkonzert, gespielt von Herrn Eduard Dannreuther. Ich hatte in jüngster Zeit das Malheur, von diversen teils gestochenen, teils stichsüchtigen Klavierkonzerten heimgesucht zu werden, deren mastodontisches Volumen mir das demütigende Bewußtsein insinuierte, nicht mehr auf der Höhe der „Neuzeit" zu stehen, und zur Erholung mich nach Mendelssohns und Moscheles' G=Moll=Opera wieder greifen machte. Herrn Scharwenkas B=Moll=Konzert rechnete ich etwas voreilig zu jenen Monstra; auch hatte mich eine flüchtige Lektüre des zweiklavierigen Arrangements etwas stutzig gemacht wegen der unverkennbaren Anleihen, die der Pole beim Russen (nämlich bei Tschaikowskys mir gewidmetem op. 23 dito in B=Moll) zu machen beliebt hat. Endlich hatten mich die etwas allzustark amerikanischen Reklamen Berliner Blätter mit unfreundlichem Mißtrauen erfüllt. Dieselben hatten mich nämlich vergangenen Sommer mit dem Fortissimotusch erschüttert, Herr Abbé Dr. Franz Liszt sei expreß von Weimar nach Berlin gereist, um daselbst in jenem hocharistokratischen Hotel, wo man den Tee nicht mit Sandwiches, sondern mit Patronatscheinen serviert (welche zu „belegen" natürlich den Gästen obliegt), eine zweibechsteinige Xaverfeier zu veranstalten. Um so erquicklicher war meine Überraschung über das durchweg liebenswürdige, oft interessante und originelle, durch natürlichen Fluß und beinahe absichtslos gewandte Form ausgezeichnete Tonwerk, das mit einem Chopinschen den Vorzug echter Klaviergemäßheit teilt, vor ihm jedoch den einer vortrefflichen Orchestration voraus hat, einen Vorzug, den Chopins E=Moll erst durch Tausig, sein F=Moll=Konzert erst durch Klindworth empfangen haben.

Der Komponist darf auf den hiesigen Erfolg seines Opus bei Publikum und Kritikern stolz sein, er darf sich aber auch beim Interpreten für die vorzügliche Wiedergabe des Prinzipalparts bedanken. Herr Dannreuther spielte ihn feurig, hell und klar, wie die Beinkleider, welche der Pianist in englischen Morgen= oder Nachmittagskonzerten (Gehrock und farbige Krawatte vollenden die Unfeierlichkeit) zu tragen hat, wenn er sich nicht lächerlich machen will, was er übrigens auch durch Anlegen des

Falkenordens* oder irgendeines anderen die legion d'honneur von weitem vorspiegelnden Bändchens erreichen kann."

Zur Richtigstellung einiger „historischer" Ungenauigkeiten, die sich in den obigen Zeilen finden, fühle ich mich veranlaßt, urbi et orbi mitzuteilen, daß erstens von einer zu dem genannten Zweck unternommenen Expreßreise des Herrn Abbé Dr. Franz Liszt selbstverständlich nichts zu lesen war, zweitens daß ich, als der Entwurf zu meinem Klavierkonzert in mir aufdämmerte, das Tschaikowskysche Werk nicht kannte. Wie ich an anderer Stelle berichtet habe, entstand die Idee zu meiner Komposition, die ich anfangs als eine Klaviersolo-Fantasie entworfen hatte, schon sehr frühzeitig, jedenfalls zu einer Zeit, da das Tschaikowskysche Werk in Berlin und Umgegend noch gänzlich unbekannt war. Worin die „unverkennbaren Anleihen" bestehen, die der „Pole", der zu sein ich weder die Ehre noch den Ehrgeiz habe, beim „Russen" gemacht haben soll, ist weder mir noch jemals einem meiner Kritiker aufgegangen. Drittens möchte ich mich ausdrücklich gegen das mir gespendete Lob verwahren, in der Instrumentation ein erfolgreicher Rivale Tausigs zu sein. Man sehe sich seine „Verarbeitung" des Chopinschen E-Moll-Konzertes an! Die Auflage ist noch zu haben, wenn sie nicht, wie ich hoffe, eingestampft ist.

So habe ich denn mein Herz von einer schweren Bürde befreit und vermag nun wieder ruhig zu schlafen. Über den „Reisebrief" habe ich mich aufrichtig gefreut; auch gab ich meiner großen Verehrung für den Briefschreiber dadurch Ausdruck, daß ich ihm mein zweites Klaviertrio (op. 45) widmete. Bülow gab damals ein Konzert in der Berliner Singakademie, in dem er die fünf letzten Klaviersonaten von Beethoven unvergleichlich schön spielte. Voller Bewunderung für diese außerordentliche Tat schrieb ich ihm, wie sehr entzückt ich über den „letzten Beethoven" gewesen sei. Scheinbar hat Bülow diesen Ausdruck, der dem ganzen Zyklus galt, nur auf die letzte Sonate (op. 111) allein bezogen, denn er antwortete auf meinen Brief, der zugleich meine Anfrage bezüglich der Widmung enthielt, mit folgenden Zeilen:

Hannover, 27. Oktober 1878

Verehrter Herr!

Genehmigen Sie hierdurch meinen verbindlichsten Dank für Ihre nachsichtige Beurteilung meines Berliner Wagnisses. Die wahrhaft tropische Hitze der Lokalität hatte meine Kräfte anfangs in für mich selbst überraschender Weise gelähmt. Es ist mir deshalb doppelt tröstlich, wenn ein kompetenter Bruder in Apollo es durchschaut hat, daß ich's „besser

---

* Großherzogl. Sachsen-Weimarscher Orden, der wie jener der Ehrenlegion am roten Bande getragen wird.

zu machen" imstande bin, als ich's gemacht habe. Der Bekanntschaft mit Ihrem neuen Werke freudig entgegensehend, die mir von Ihnen zugedachte Ehre dankbar akzeptierend

in vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebenster
Hans von Bülow.

Im Januar des neuen Jahres — 1878 — spielte ich in Kassel Beethovens Es-Dur-Konzert unter des alten Hofkapellmeisters Reiß' Leitung sowie mein Klavierquartett, dessen Violinpart Hofkonzertmeister Wipplinger, ein Schüler Spohrs, ausführte. Dann am 8. Februar in Berlin, unter Franz Mannstädts ausgezeichneter Leitung mein B-Moll-Konzert. Für den 14. Februar hatte mich Carl Reinecke zum Vortrag dieses Werkes in einem der Gewandhauskonzerte eingeladen, dem am 15. im selben Saale ein Konzert folgte, in dem ich im Verein mit Reinecke Schumanns Variationen für zwei Klaviere spielte. Es war mir sehr interessant von Reinecke einiges über Tempo und Vortrag dieses Werkes, wie er es aus Schumanns Munde vernommen hatte, zu hören.

Das Konzert, zum Benefiz für Reinecke veranstaltet, war nur schwach besucht; er war sehr niedergeschlagen über den materiellen Mißerfolg und bekam feuchte Augen über die Teilnahmslosigkeit seiner Leipziger.

5. Bei unsern englischen Vettern / Familienopus I / Des Vaters Tod / Wien und Budapest / Fürst Konstantin zu Hohenlohe / Brahms / Ferdinand Hiller / Liszt segnet sein Patenkind / Die Abonnementskonzerte in der Singakademie / Hans Richter / Liszt und Frau Zenaide spielen vierhändig.

Kurze Zeit darauf fragte die Firma Augener & Co. in London bei mir an, ob ich gewillt sei, ihrem Hause einige Kompositionen in Verlag zu geben. Gleichzeitig erhielt ich eine Einladung von Herrn George Augener, dem Chef des Hauses, zu einem Besuch Londons und während meines dortigen Aufenthaltes sein Gast zu sein. Das reizte mich ungeheuer. Anfang März fuhr ich über den Kanal, wurde jämmerlich seekrank, verfluchte Augener, mich und alles, was sich zum Verfluchtwerden nur irgend eignete. Es war eine schauderhafte Überfahrt; sie dauerte sechs statt der gewöhnlichen zwei Stunden. Das kleine Boot schwankte dermaßen, daß das Wasser in den Schornstein lief. Endlich war ich in Dover und bald darauf

an der Blackfriarsstation in London, wo Mr. Augener, der stundenlang gewartet hatte, mich in Empfang nahm und mich zunächst zum Hotel de Kayser geleitete. Tags darauf siedelte ich in sein eigenes Heim in Adelaide Road über, wo ich mich bald heimisch fühlte. Aus dem geschäftlichen Verkehr erwuchs bald ein freundschaftliches Verhältnis, und ich verlebte sehr glückliche Tage in der mit zahlreichen und sehr lieben Kindern gesegneten Familie des Gastgebers. Die Stadt imponierte mir ganz gewaltig und ich versäumte nicht, sie gründlich zu studieren. Ein Bekannter des Hauses, Herr Hermann Franke, Violinist und Konzertunternehmer, gab mir Gelegenheit, mich in einigen Konzerten hören zu lassen; für die nächstjährige Saison — 1879 — wurden Konzerte größeren Stils geplant.

Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in London kehrte ich heim, nicht ohne ein gewisses Grauen vor der Kanalfahrt; aber Wind und Wetter waren mir gnädig.

Im April folgte ich einer Einladung nach Posen zum Vortrag meines Klavierkonzertes. Dann kamen einige Wochen der Ruhe, zu der ich infolge einer durch einen unglücklichen Fall hervorgerufenen Knieverletzung verurteilt war.

Im Juli gab es wieder eine längere Konzertreise. Ein bekannter Oratoriensänger versuchte sich nach Verlust seines prächtigen Organs mit dem Arrangieren von Konzerten und lud Marianne Brandt, die unvergeßliche Altistin unserer Hofoper, Heinrich Grünfeld und mich zu einer Reihe von Konzerten in einigen der besuchtesten Bäder ein. In Aussicht genommen waren Soden, Homburg, Langenschwalbach, Neustadt a. H., Kreuznach, Kissingen und Marienbad. In Soden, wo wir nachmittags ankamen und abends auftreten sollten, bemerkten wir zu unserem Erstaunen, daß das Konzert in keiner Weise angekündigt war; weder Plakate im Kurgarten noch Annoncen in der Zeitung. Wir begaben uns zu dem vom Impresario uns genannten Konzertarrangeur, um Auskunft zu erbitten über den Beginn des Konzertes, den Saal usw. Der Mann hatte keine blasse Ahnung; ihm sei kein Auftrag erteilt und ein Konzert fände heut abend nicht statt. Das war ein verheißungsvoller Beginn unserer Konzertreise!

Da begegnete uns auf dem Wege zum Hotel Marianne Brandt im Gespräch mit der Fürstin Eilsabeth von Carolath-Beuthen. Auch der Fürstin war über das Konzert nichts bekannt, aber sie machte uns den Vorschlag, einen kleinen Musikabend im intimsten Kreise im Saale ihres Hotels zu veranstalten. Gern sagten wir zu, die Fürstin trommelte ihre zahlreichen Freunde und Bekannte zusammen, und es wurde ein sehr anregender und vergnügter Abend.

Die übrigen Konzerte gingen glatt vonstatten, nur kurz vor Neustadt a. H. hatten wir ein kleines Abenteuer. Das dortige Konzert sollte nachmittags um 3 Uhr beginnen. Diese ungewöhnliche Zeit war gewählt worden, damit auch den Konzertbesuchern aus den entfernter liegenden

Ortschaften Gelegenheit zur rechtzeitigen Rückfahrt geboten würde. Unser Zug, der uns um 2 Uhr nach Neustadt bringen sollte, mußte wegen eines Maschinendefektes auf einer Station kurz vor unserem Reiseziel liegen bleiben. Für alle Fälle wollten wir uns aber „konzertfähig" machen, verständigten uns mit dem Bahnhofsvorsteher, ließen unsere Koffer aus dem Gepäckwagen in den Güterschuppen schaffen und machten hier Konzerttoilette; Marianne züchtig hinter einer Pianokiste! Bald nach Beendigung dieser Metamorphose ging ein Güterzug nach Neustadt, der es uns ermöglichte, das Konzert mit einer halbstündigen Verspätung zu beginnen. Ich hielt eine kurze, entschuldigende Ansprache an das bereits unruhig gewordene Publikum, und das Konzert nahm seinen ungestörten Verlauf.

Für Ende August war ich für zwei Konzerte in Norderney eingeladen, die ich im Verein mit meiner Kusine Elisabeth, einer stimmlich sehr begabten, jungen Sängerin absolvierte. Dann spielte ich im November mein Klavierkonzert in Braunschweig, wobei der alte Franz Abt den Taktstock schwang. Ein urgemütlicher alter Herr, der einen guten Tropfen zu schätzen wußte — nur durften ihrer nicht zu wenige sein. Er erzählte viel und sehr launig von seiner Amerikafahrt und den Erfolgen, die er jenseits des großen Teiches in den Kreisen der Sangesbrüder und auch beim Publikum hatte.

Zu diesem Ausflug hatte ich meinen Vater eingeladen; während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Braunschweig strich er durch die Straßen der Stadt und genoß — als Architekt von Gottes Gnaden — in vollen Zügen und mit kundigen Augen die Schönheiten des interessanten Stadtbildes.

Der Dezember brachte das bedeutsamste Ereignis des Jahres: das am 12. Dezember im Selbstverlage der Eltern erschienene Familienopus 1. Winzig zwar in der Form, doch in der Gliederung seiner einzelnen Teile gut entwickelt und organisch fehlerlos gestaltet, erwies sich das neueste Opus als ein durchaus lebensfähiger Zuwachs meiner gesammelten Werke; mit einem Wort: es hatte Hand und Fuß. Die kleine Weltbürgerin war nun für die nächste Zeit Trumpf und beherrschte mit sehr hoher, jedoch noch ungeschulter Stimme die Situation.

Zu der Freude, die das kleine Wesen uns brachte, gesellten sich zu unserem großen Schmerz die trüben Nachrichten über das besorgniserregende Befinden meines Vaters. Schon seit einigen Monaten litt er unter den Nachwirkungen eines leichten Schlaganfalles, die sich gegen Weihnachten so steigerten, daß er ständig das Lager hüten mußte. Sein sehnlichster Wunsch, das erste Enkelkind in die Arme zu schließen, konnte zur Zeit nicht in Erfüllung gehen; er selbst war ans Lager gefesselt, wogegen wir es nicht wagen durften, das kleine, zarte Wesen der damals herrschenden barbarischen Kälte auszusetzen; es war ein langer Weg zur Wohnung meiner Eltern.

In die aufregenden Tage des Januar 1879 fiel ein Vortragsabend im Kaiserin-Augusta-Stift, für den meine Mitwirkung erbeten war. Kaiserin Augusta hatte sich angesagt und war pünktlich erschienen. Nach meinen Vorträgen erbat sich die hohe Frau eine Zugabe von mir: Andante und Finale der Appassionata von Beethoven. Zum Glück hatte ich die Sonate gut in Kopf und Fingern. Es folgte ein freundlicher Dank seitens der Kaiserin und am folgenden Tage ein liebenswürdiges Geschenk.

Dann kamen Wochen des Kummers und der schwersten Sorge um das Befinden meines Vaters. Täglich war ich bei ihm, mußte aber zu meiner großen Trauer sehen, wie es allmählich zu Ende ging. Für den 18. Februar hatte ich eine Einladung von Bernhard Scholz in Breslau erhalten, dort mein Klavierkonzert zu spielen. Tiefbewegt nahm ich Abschied von dem Kranken, ahnte jedoch nicht, daß das Ende so nahe bevorstand. Vom Konzertsaal in Breslau fuhr ich, ohne mich umzukleiden, direkt zum Bahnhof, war früh in Berlin und eilte sofort ans Lager des teuren Kranken. Ich kam zu spät — er erkannte mich nicht mehr, und so konnte ich ihm nur noch die Augen zudrücken. Die Beerdigung fand auf dem Jerusalemer Kirchhof statt, doch wurde die Leiche später, als ich auf dem Matthäikirchhof eine Familiengrabstätte erworben hatte, dorthin überführt.

Mit dem Heimgange des Vaters verlor ich einen wirklichen Freund und Berater. Seiner rührenden Güte und Nachsicht hatte ich es zu danken, daß ich meinen Lebensberuf nach eigenem Ermessen mir wählen durfte. Sein gütiges, anspruchsloses Wesen, seine Freude an harmloser häuslicher Geselligkeit und vor allem die Fähigkeit, von seinen geschäftlichen Sorgen die Seinigen nichts merken zu lassen, breitete Sonnenschein über das Familienleben. Die trauten Abende im engsten Familienkreise bleiben mir in unauslöschlichem Gedenken, wenn die Mutter an irgendeinem fast unmöglich gewordenen Kleidungsstück herumdokterte, während das männliche Trio eine Partie 66 „mit Trommeln und Pfeifen" exekutierte und dabei einen milden Knaster (Marke Eigenlob) zu Asche verwandelte und einige Gläser alkoholfreier Getränke genoß. O ihr schönen Zeiten! Sie waren nun entschwunden, und neben der Erinnerung blieb nur — ein frisches Grab.

Doch bald verlangte das Dasein wieder seinen Tribut von den Überlebenden: ein bestimmtes Quantum an Arbeit und Energie. Wir hatten unseren lieben Toten am 22. Februar zur letzten Ruhe gebettet — am 25. rief mein Beruf mich wieder in die Ferne.

August Manns, der Dirigent der Crystal-Palace-Konzerte in London hatte mich eingeladen, am 1. März dort mein Klavierkonzert zu spielen — an derselben Stelle, wo 1½ Jahre bevor Dannreuther es vorgetragen hatte. Ich folgte, wenn auch schweren Herzens, dem Ruf und erhielt nach der erfolgreichen Aufführung eine große Anzahl von Engagements für London und die größeren Städte Englands. Zunächst mußte ich jedoch noch einige Konzerte auf dem Kontinent absolvieren. Schon am

4. März spielte ich im Kölner „Gürzenich" unter Ferdinand Hillers Leitung mein Klavierkonzert. Hiller hatte mich persönlich eingeladen und gleichzeitig um die Angabe meiner Honoraransprüche ersucht. Scherzhaft antwortete ich ihm, daß das Konzert aus drei Sätzen bestände, von denen ein jeder einzeln mit 100 Mark zu honorieren sei; doch dürfte keiner der Sätze etwa gestrichen oder gekürzt werden, da es doch ein „Kürzenich"-Konzert sei, zu dem ich eingeladen sei. O weh! Da war ich an den Rechten gekommen! Bei unserem Zusammensein in Köln hagelte es seinerseits von ähnlichen, manchmal noch schlimmeren Kalauern, und selbst die Orchesterproben und die Aufführung blieben von dem gegenseitigen Bombardement nicht verschont. Ich speiste bei ihm zu Mittag und er führte mich vor dem Essen in sein Bibliothekzimmer. Um mir Appetit zu machen? Der eine große Schrank enthielt nur Partituren von Oratorien eigener Feder. Auf den Lederrücken der gut gebundenen und infolge seltenen Gebrauches wohlerhaltenen Exemplare prangten in Goldschnitt viel berühmte Namen des alten Testaments. Hiller war ein lieber alter Herr, klein und sehr wohlgenährt von Ansehen, witzig, unterhaltend, wohlwollend und gelegentlich auch sarkastisch, doch nie verletzend. Meine Begegnung mit ihm bleibt mir in freundlichster Erinnerung, die ich von Zeit zu Zeit durch die Lektüre seiner humorvollen Briefe und epigrammatischen Postkarten auffrische. Anfang April kehrte ich nochmals, auf meiner Reise nach London, in Köln ein und führte im dortigen Tonkünstlerverein eine Anzahl meiner Kammermusikwerke vor.

Am 8. März spielte ich in Berlin zugunsten eines Obeliskenfonds. Der Obelisk sollte — ausgerechnet — auf dem Potsdamer Platz zu stehen kommen. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, wodurch gewiß so mancher Unfall verhütet wurde. Nach einem kurzen Ausflug, bei dem ich Danzig und einige kleinere Städte Pommerns berührte, kehrte ich nach England zurück, wo ich zuerst in einem der von dem alten Ella veranstalteten Nachmittagskonzerte in St. James Hall, dem damals vornehmsten Konzertsaal Londons, auftrat. Der Saal bot einen, von der üblichen Anordnung der Sitzplätze, abweichenden Anblick. Der Flügel stand mitten im Saale auf einem speziell für diese Konzerte hergerichteten Podium, die Zuhörer ringsumher im Kreise. Ella, ein kleiner würdiger alter Herr mit einem außergewöhnlich interessanten, scharf geschnittenen Profil, machte seinem hocharistokratischen Publikum in gemessener Weise die Honneurs, begrüßte die hervorragendsten Zuhörer persönlich, gab dann, von erhöhtem Standpunkt aus, eine biographische Skizze des vortragenden Künstlers und analysierte in wohlerwogenen Worten die zu Gehör kommenden Werke. Dann begann die Musik. Nach den Vorträgen, die nicht länger als eine Stunde dauern durften — der five o'clock wartete — wurde ich einigen der notabelsten Herrschaften präsentiert und erhielt Einladungen und schöne Worte von den ladies und gentlemen — unter ihnen der Earl of Aberdeen, der Count von N. N., der Prince of X

und so manche andere Zelebrität. Ella nahm mir das Versprechen ab, nochmals bei ihm zu spielen.

Gleich darauf sollte mir Gelegenheit zu einer kecken Tat werden, die von der Kritik und dem Publikum hoch bewertet wurde. Eines Sonnabends befand ich mich mit meiner Frau, die inzwischen in London eingetroffen war, unter den Zuhörern im Crystal-Palace-Konzert. Wir hatten unsere Plätze nahe dem Orchester. Nach der Ouvertüre sollte Mad. Montigny-Remaury aus Paris das Es-Dur-Konzert von Beethoven spielen. Es trat eine längere erwartungsvolle Pause ein — das Publikum fing an unruhig zu werden. Da plötzlich sehe ich August Manns, den Dirigenten der Konzerte, vom Podium steigen und auf mich zukommen. Mit erregten Worten teilte er mir mit, daß Mad. Montigny-Remaury zur Vormittagsprobe nicht erschienen sei und auch jetzt sich nicht blicken ließe. Ob ich das Konzert wohl spielen wolle, fragte Manns; die Orchesterstimmen lägen auf den Pulten, das Orchester sei sicher und meine Tat würde zweifellos Anerkennung bei Kritik und Publikum finden. Gern sagte ich zu, stieg mit Manns aufs Orchesterpodium, von wo aus er eine kurze, die Situation schildernde Ansprache ans Publikum hielt. Ein gewaltiger Beifall ertönte, der sich nach Beendigung meines Vortrages zu einer kolossalen Ovation steigerte. Ich spielte dann während dieser „season" noch einmal an derselben Stelle, gab einige eigene Rezitals in London und wirkte in mehreren Konzerten der Hauptstadt und in der Provinz mit.

Wir hatten ein sehr angenehmes Quartier in der Wigmorestreet. Broadwoods, deren Flügel ich in meinen Konzerten benutzte, hatten mir ein sehr gutes Instrument gestellt. Über uns hauste Ignaz Brüll, doch störten wir uns gegenseitig nicht, und so konnte ich auch schaffend tätig sein. Hier entstand mein Variationenwerk op. 48, sowie einige kleinere Klavierkompositionen zwei- und vierhändig, die Augener & Co. in Verlag nahm.

Ende Juni kehrten wir heim, und ich hatte das Bewußtsein, im künftigen Jahr wiederkommen zu dürfen, was auch geschah.

Einen Teil des Sommers verlebte ich in Nurmühle, nach den turbulenten Londoner Wochen die Freuden ländlicher Einsamkeit genießend. Um nicht in Versuchung zu einem brutalen Angriff auf das schwindsüchtige Tafelklavier zu geraten, setzte ich meinen Koffer auf den vierbeinigen Kasten und glaubte so gegen den Spielteufel gesichert zu sein. Bald jedoch mußte, auf unabweisbares Drängen des dem Spielteufel übergeordneten Komponierdämons das Klavier wieder „entkoffert" werden, und die Arbeiten an meinem zweiten Trio und einem neuen Klavierkonzert (C-Moll) führten mich reumütig wieder zu dem alten Vertrauten, der meine Liebkosungen unter verzeihendem Wimmern willig entgegennahm. Mit den fast vollendeten Arbeiten kehrte ich nach Berlin zurück, wo die Freuden eines Wohnungswechsels mich erwarteten. Zwar genügten

die bisherigen Räumlichkeiten den Anforderungen der Gegenwart, doch — ein gewissenhafter Familienvater sorgt auch für die Zukunft!

Ohne Mühe — damals! — fand ich eine passende Wohnung in dem schönen Gersonschen Hause, Bellevuestraße 10, Ecke der Lennéstraße. Speziell für Gustav Richter, den Maler, hergerichtet, bot sie uns einen wunderschönen, geräumigen Konzertsaal — das frühere Atelier des Malers — in dem meine beiden Flügel, ein amerikanischer Steinway und ein Bechstein, den Raum kaum merkbar beengten. Hier beendete ich das Trio und das Klavierkonzert und hatte außerdem die Freude, mit Genugtuung feststellen zu können, daß meine Sorge um eine geräumigere Wohnung nicht ganz unbegründet gewesen war, denn am 8. November erweiterte sich das Familientrio zu einem Quartett, bei dem der neu hinzugetretene Schreihals — die Femininform „Schreihälsin" ist wohl nicht zulässig — die erste Stimme übernahm, vorläufig ohne Rücksicht auf melodische Linienführung und rhythmische Prägnanz. Das neue Familienmitglied wurde auf den Namen der Mutter „Zenaide" getauft, hatte aber leider die Gewohnheit, seine zwar deutlich vernehmbare, aber nicht immer wohllautende Stimme stets dann zu erheben, wenn es am wenigsten erwünscht war. Diese üble Gewohnheit brachte uns einst in nicht geringe Verlegenheit. Franz Liszt, der illustre Taufpate der kleinen Weltbürgerin, war im Frühjahr 1881 zur Aufführung seines „Christus" nach Berlin gekommen. Der Meister erwies uns eines Vormittags die Ehre seines Besuchs und erkundigte sich teilnehmend nach seinem Patenkinde mit dem Wunsche, es zu sehen. Die fürsorgliche Mutter beeilte sich, die Kleine zu holen, brachte jedoch zu meinem Schrecken das unrichtige Opus. Ehe der Sachverhalt aufgeklärt werden konnte, legte der gütige Abbé seine Hände auf das kleine Wesen und segnete es mit frommen Worten. Wie ich später erfuhr, hatte das eigentliche Patenkind so unablässig und mordsmäßig geschrien, daß es der Mutter unmöglich erschien, es dem lieben Patenonkel zu präsentieren. In dem feierlichen Moment der Segnung und auch nachher gebrach es uns an Mut, den Irrtum aufzuklären, und so geschah der abwesenden brüllenden Unholdin ein „schreiendes" Unrecht.

Bei dem schnell improvisierten kleinen Imbiß nahm unser lieber Gast nur ein Gläschen Portwein und eine geringe Portion Salat von roten Rüben; wir wußten von Weimar her, daß er diese Zukost sehr liebte. Mit großem Interesse erkundigte sich der Meister nach meinen Arbeiten; ich konnte ihm die fertige Partitur meines zweiten Klavierkonzertes vorlegen, desgleichen das neue Trio. Auch nach Bello, dem kleinen Seidenspitz Weimarer Angedenkens, fragte er und zeigte eine gar drollig bestürzte Miene, als ich mitteilen mußte, daß das vierbeinige Zwerglein in den finsteren Hundeorkus hinabgestiegen sei. Beim Abschied konnten wir uns „auf baldiges Wiedersehen" sagen, denn die Tonkünstlerversammlung in Magdeburg, wo ich mein neues Klavierkonzert spielen sollte und zu der Liszt sein Erscheinen zugesagt hatte, stand nahe bevor.

Ich muß nun auf das Jahr 1879 zurückgreifen. Im Herbst des Jahres führte ich ein wahres Nomadenleben; Konzerte und kein Ende! Aachen, Krefeld, Halle, Posen, Stettin, Magdeburg, Brandenburg u. a. Des Vagabundierens überdrüssig, beschloß ich seßhafter zu werden und faßte den Plan zur Gründung eines Konservatoriums ins Auge; er sollte jedoch erst 1881 zur Ausführung gelangen, da sich nicht sogleich passende Räumlichkeiten — zumal mit Duldung musikalischen Hochbetriebs — fanden. Um aber meinem Willen zur Seßhaftigkeit Ausdruck zu verleihen, begründete ich im Verein mit Gustav Holländer und Heinrich Grünfeld die „Abonnementskonzerte", von denen jährlich drei im Saale der Singakademie stattfinden sollten. Das Unternehmen hatte glänzenden Erfolg, der ihm bis auf den heutigen Tag treu geblieben ist. Holländer blieb unserer Vereinigung nur zwei Jahre erhalten; er folgte 1881 einem Ruf nach Köln, wo er eine ihm mehr zusagende Tätigkeit als Lehrer und Orchesterleiter fand. An seine Stelle trat der ruhmreiche, glänzende Emile Sauret, der zehn Jahre lang in den Abonnementskonzerten wirkte. 1891 wurde er als Nachfolger Saintons an die Königl. Musikakademie in London berufen. Ich selbst verließ den mir lieb gewordenen Platz am Flügel schon ein Jahr vor Saurets Ausscheiden und übersiedelte zu längerem Aufenthalt auf die westliche Hemisphäre unseres Planeten. An das wiederum verwaiste Violinpult trat der ausgezeichnete Geigenmeister Florian Zajic, der ein Vierteljahrhundert lang treu auf seinem Posten ausharrte.

Die organisierende, werbende und treibende Kraft unserer Vereinigung war und blieb Heinrich Grünfeld. Vom Konzertpodium herab wirkte und warb er durch seine elegant-einschmeichelnde Vortragskunst; in der Gesellschaft, deren bevorzugter Liebling er war, durch seine mit schlagfertigem Witz und köstlichem Humor gewürzten geselligen Talente. Überall, in den Palästen der Millionäre, bei allen Premièren, auf den großen Bällen, bei den Ministern und hohen Würdenträgern des Reiches traf man Grünfeld.

Heinrich Grünfeld war mir — und ist es noch — ein lieber, treuer Freund und ein stets dienstwilliger Kamerad. Sooft ich ihn rief, war er mit dem Violoncell zur Stelle. Noch kürzlich erhielt ich von ihm folgende Karte: „Wann und wo Du willst, spiele ich immer gerne mit Dir, und wenn Du willst sogar auf der Siegessäule, wenn es nicht zieht. Also am 20. November Deine Sonate mit Wonne. Dein alter H. G."

Auch mit Sauret verband mich treue Freundschaft; es wird später noch an anderer Stelle von ihm zu erzählen sein.

Zu meiner Zeit, also 1879—90, boten die Programme als Anfangs- und Schlußnummer je ein Kammermusikwerk; zwischendurch ließ sich jeder von uns mit einem Solovortrag hören. Öfters zogen wir eine Gesangskraft, bzw. eine Instrumentalkraft, hinzu. Das Programm des ersten Konzertes lautete:

1. Trio für Klavier, Violine u. Violincell op. 37 H-Dur Fr. Gernsheim
2. Drei Lieder, gesungen von Frau Adelheid Holländer.
3. a) Romanze für Violine } .... G. Holländer.
   b) Canzonetta } B. Godard.
4. Thema und Variationen op. 48 .... X. Scharwenka.
5. Zwei Stücke für Violoncell.
6. Drei Lieder.
7. Zwei Märchenerzählungen für Klavier, Viola und Klarinette op. 136 .... R. Schumann.
   (Klarinette: Herr Huth, kgl. Kammermusiker.)

Aus den Programmen der ersten Jahre seien folgende Werke genannt: Die Trios für Klavier, Violine und Violoncell von Fr. Gernsheim, op. 37, Hans Huber op. 20, Rob. Volkmann op. 5, Carl Goldmark op. 33, C. Saint-Saens op. 18, Beethoven op. 11, Schubert op. 100, Ph. Rüfer op. 34, X. Scharwenka op. 45, Hans v. Bronsart, G-Moll; ferner: Joh. Brahms, Quintett für Klavier und Streichinstrumente op. 34; Albert Becker, Streichquartett; X. Scharwenka, Quartett für Klavier, Violine, Viola und Violoncell op. 37; Mozart, Trio für Klavier, Klarinette und Viola Es-Dur; Dvorak, Gade, E. Hartmann, Grieg, Schumann: kleinere Ensemblestücke in verschiedenartiger Besetzung. —

Am 4. Dezember spielte ich mit Grünfeld meine Violoncellsonate zum erstenmal öffentlich in einem Konzert des Seiffertschen Gesangvereins in der Berliner Singakademie. Kurz darauf ging ich nach Wien. Hans Richter, der mir von London her bekannt war, hatte mich eingeladen, im Philharmonischen Konzert am 14. Dezember mein B-Moll-Konzert zu spielen. Meine Freude war groß — wurde mir doch die Gelegenheit, Brahms wiederzusehen. Mein erster Ausgang nach meiner Ankunft in Wien galt ihm; leider traf ich ihn nicht anwesend, und so wanderte ich hinaus zum Währinger Friedhof, an die geheiligten Stätten, die das, was sterblich war an Beethoven und Schubert, in sich bargen. Welcher Musiker, welcher Kulturmensch überhaupt, kann vor diesen schmucklosen Gräbern stehen, ohne seinen stummen Tribut an staunender Bewunderung und ehrfurchtvollstem Dankgefühl diesen beiden unermeßlich Großen, Herrlichen, die unter diesen Steinen ruhen, zu zollen für das, was sie an köstlichen, erhabenen Ewigkeitswerten uns hinterlassen haben. Tief ergriffen schied ich von der Stätte, um mich zu meinen, ach so klein mir erscheinenden Angelegenheiten zu wenden, zunächst zur Orchesterprobe mit den Philharmonikern. Hans Richter studierte mein Werk mit wirklich liebevollem Eingehen auf die Intentionen des Autors ein — vorbildlich für so viele andere Dirigenten, die genug getan zu haben glauben, wenn sie dafür sorgen, daß Spieler und Orchester zum Schluß des Satzes sich wiederfinden. Ich habe in dieser Beziehung traurige Erfahrungen, zumeist mit

„berühmten“ Dirigenten, gemacht. Die Wiener Aufführung war glänzend, der Erfolg bei Publikum und Presse über alles Erwarten groß. Auch von meinen Kunst- und Fachgenossen, die sich nach meinem Vortrag zahlreich im Künstlerzimmer einfanden, erntete ich herzliche Worte der Anerkennung. So lernte ich hier Josef Hellmesberger, damals Direktor des Konservatoriums, kennen, dann Julius Eppstein und Anton Door, die beiden Altmeister im Lehrfach. Auch Alfred Grünfeld, mein ehemaliger Studiengenosse, war gekommen, mir Willkommensgruß und Handschlag zu bieten.

Nach Schluß des Konzertes beehrte mich Prinz Konstantin zu Hohenlohe, Erster Oberhofmeister des Kaisers, mit seinem Besuch. Der kunstsinnige Fürst, ein Bruder unseres dritten Reichskanzlers, war unserer lieben Frau Musika aufrichtig ergeben; mehrere ansprechende, korrekt gesetzte Kompositionen zeugten von ernsthaften Studien. Einen seiner schlicht-melodiösen Einfälle habe ich später als Thema für ein größeres Variationenwerk benutzt (op. 57). Der liebenswürdige, vornehme Autor des Themas wurde mir ein gütiger Gönner und Freund und bewahrte mir sein Wohlwollen bis an sein Lebensende.

Der große Erfolg meines Konzertes warf alle guten Vorsätze bezüglich meiner angestrebten „Seßhaftigkeit“ über den Haufen, und ich nahm die Engagements, die nach diesem Konzert in großer Anzahl sich mir boten, nicht ungern an.

Im Januar des neuen Jahres unternahm ich mit Sauret eine kurze Konzertreise, die uns nach Schweidnitz, Görlitz, Lauban und Brieg führte. In einem dieser Orte gab's während des Konzertes einen drolligen Zwischenfall. Während ich das zarte Nachtstück (Nr. 4) von Schumann spielte, erklangen plötzlich von der dem Konzertsaal gegenüberliegenden Hauptwache her die schmetternden Trompetentöne des „Zapfenstreiches“. Natürlich unterbrach ich mein Spiel, was aber, wie ich später hörte, ungeheueres Mißfallen beim Publikum erregte. Man fand mein Benehmen unerhört, und ich glaube, daß ich mich in diesem Städtlein nicht wieder hätte hören lassen dürfen.

Am 13. Januar gab ich in Wien ein eigenes Konzert mit Orchester im großen Musikvereinssaale, dem ein Klavierabend im Saal Bösendorfer folgte. Die Presse behandelte mich äußerst wohlwollend. Ed. Hanslick schrieb in der „Neuen freien Presse“: Herr Scharwenka wiederholte am 13. Januar sein im Philharmonischen Konzert so enthusiastisch aufgenommenes B-Moll-Konzert. Scharwenka ist ein ganz ausgezeichneter Pianist, blendend ohne Scharlatanerie. Die Gewalt seiner Oktavengänge, der leichte, sichere Flug seiner Passagen, die durchsichtige Zartheit der Ornamente und das melodische Rollen der Trillerketten, das alles sind Vorzüge, die — zusammengehalten und gehoben durch einen gesunden musikalischen Vortrag — kaum irgendwo schöner gefunden werden können.“

E. Schelle stellte mir folgende Zensur aus: „... So streiften zwei hervorragende Künstler, Sarasate und Scharwenka, in demselben Raume hart aneinander vorüber. Aber Sarasate ist in erster Instanz Virtuose, wenn auch Virtuose im edelsten Sinne des Wortes, bei Scharwenka dagegen ist die Virtuosität, wenn auch eine eminente Virtuosität, nur Mittel zu einem höheren Zweck. In ihm geht der Virtuose Hand in Hand mit dem Komponisten, und der Komponist zielt noch auf etwas anderes hin, als nur dem Virtuosen gefällig zu sein. So fand zwischen dem Montag- und Dienstagabend eine große Steigerung statt, die sich auch in den Konzertprogrammen abspiegelte. Scharwenka führte zunächst sein Konzert für Klavier und Orchester vor, spielte dann Chopin, Schumann, Liszt und eine überaus reizende, aber auch überaus schwierige ‚Stakkato-Etüde' eigener Komposition und ein anderes eigenes Werk höheren Stils: Thema und Variationen, ein Werk, welches ein ernstes, künstlerisches Gepräge trägt und von schöpferischer Kraft Zeugnis ablegt. Schließlich setzte er seiner Produktion durch den Vortrag des mächtigen Es-Dur-Konzertes von Beethoven die Krone, und zwar eine sehr glänzende Krone, auf. Herr Scharwenka feierte an diesem Abend einen wahren und wohlberechtigten Triumph."

Mein Aufenthalt in Wien war auch diesmal nicht von langer Dauer, aber ich hatte die Freude, Brahms begrüßen zu können. Unser Wiedersehen wurde bei Carviolsuppe, Kaiserfleisch mit Nockerl und Linzer Torte im „Roten Igel" gefeiert. Am selben Abend trafen wir uns bei Billroth, wo Brahms mich um den Vortrag meiner Variationen op. 48 ersuchte. Gegen Mittag des folgenden Tages sprach er bei mir im Hotel vor, erbat sich das Variationenheft, sah es aufmerksam durch und meinte, daß ich den Schluß des Themas noch gründlicher hätte ausnützen müssen. Ich versprach Besserung bei nächster Gelegenheit, und wir pilgerten zum „Roten Igel", wo wir am Eingang mit Carl Goldmark zusammentrafen. Intimere Fühlung schienen die beiden nicht zu besitzen, denn Goldmark schloß sich uns nicht an, sondern stieg nach kurzer Begrüßung in die oberen Räume des Restaurants. Später traf ich ihn noch einige Male, doch konnte ich Sympathie für ihn nicht gewinnen.

Von Wien aus ging ich nach Budapest, wo ich am 13. Februar mit den Philharmonikern unter des ausgezeichneten Alexander Erkels Leitung mein Klavierkonzert spielte. Liszt, den ich hier wiederzusehen die Freude hatte, war schon im Januar von Rom her in Budapest eingetroffen, um hier, wie alljährlich, seines Amtes als Präsident der Ungarischen Landes-Musikakademie für einige Zeit zu walten. Ich fand den Meister leidend und verstimmt; er litt, wie er mir sagte, am „Weg weh" und sehnte sich nach seiner geliebten Hofgärtnerei in Weimar. Nur kurz war meine Freude des Wiedersehens mit dem verehrten Meister, denn schon am 18. wurde ich in England erwartet.

Von den vielgepriesenen Schönheiten der ungarischen Hauptstadt habe ich nichts weiter gesehen, als was meine Augen vom Hotelfenster

aus und auf dem Wege zum Konzertsaal flüchtig erhaschen konnten. Die Aussicht vom Hotel Hungaria aus, über die Donau hinweg, nach Ofen hinüber, ist in der Tat bezaubernd schön und ich konnte mit der Hoffnung scheiden, die flüchtig gewonnenen Eindrücke bald erweitern und vertiefen zu können.

Mein nächstes Reiseziel war London, das ich, gehörig durchgerüttelt, in der Frühe des 18. Februar erreichte; ein „Hansom" brachte mich vom Bahnhof direkt zur Orchesterprobe in St. James Hall. Das Orchester war bereits versammelt und Mr. Cusins, ein tadelloser Gentleman — im Nebenamt Orchesterdirigent — erwartete mich, das Zeichen seiner Würde in der Hand, schon ungeduldig. Die Probe begann sogleich und verlief zu gegenseitiger Zufriedenheit, die auf Seite des Mr. Cusins so groß war, daß er mich für noch ein Konzert der Old Philharmonic Society (im Juni) engagierte. Ich konnte zusagen, da ich die kommende „season" in England zu verleben gedachte.

Mr. Cusins hatte sich der ganz besonderen Gunst der Königin und des Prince of Wales zu erfreuen. Er war Professor an der Academy of music, Hoforganist, Master of the music of the Queen und wurde schließlich geadelt, worauf er mit „Sir William" angeredet werden durfte.

Das Abendkonzert war festlich und glänzend; in der Mitte der ersten Reihe, dicht vor dem Orchesterpodium, saßen Prince und Princeß of Wales, beide unauffällig in gut bürgerlicher Kleidung. Während der längeren Pause, die meinem Vortrag folgte, erschien im Künstlerzimmer der Prince of Wales, dem Mr. Cusins mich vorstellte. Der Prinz bot Zigaretten an und unterhielt sich in ungezwungenerweise mit uns. Dann sagte er mir, daß seine Gattin sich freuen würde, mich kennen zu lernen und ersuchte mich, ihm in den Saal zu folgen. Dort führte er mich zur Prinzessin und stellte mich höchst kavaliermäßig vor. Der schönen, anmutigen Frau konnte ich für viele freundliche und anerkennende Worte, die sie meinem Vortrag zollte, mit schuldigem Respekt danken.

Ein derartiger Vorgang würde in einem Berliner Konzertsaal ein bedeutsames Hälserecken im Publikum veranlaßt haben; hier in London fand man nichts Absonderliches darin.

Nachdem ich noch einen Klavierabend in London und ein paar Konzerte in der „country" absolviert hatte, konnte ich nun endlich einige Tage den Meinigen widmen. Leider wurde ich bei meiner Ankunft in Berlin mit einer sehr betrübenden Nachricht empfangen. Meine Schwiegermutter hatte kurz vor meinem Eintreffen infolge einer plötzlichen rheumatischen Attacke ihr Augenlicht verloren. Trotz der sorgfältigsten Pflege und Hinzuziehung der bedeutendsten Augenärzte Deutschlands konnte das über Nacht gekommene heimtückische Übel nicht behoben werden; die teure Frau ertrug es standhaft und ohne Klage bis zu ihrem im Jahre 1905 erfolgten Tode.



Karikatur

Gezeichnet von Lindloff

Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, aus „Die Musik“



Mein Bruder Philipp

Den Berliner Ruhetagen folgte ein Ausflug nach Wien und Budapest. In der Kaiserstadt wirkte ich unter anderm in einer „Musikalisch-dramatischen Akademie“ mit. Die Bezeichnung „Akademie“ galt im allgemeinen für größere Veranstaltungen mit gemischtem Programm. Diese Bezeichnung war schon in der Vor-Beethovenschen Zeit üblich und hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Das Programm der am 19. März zugunsten des deutschen Hilfsvereins stattgehabten Veranstaltung bestand aus zwei Abteilungen, deren erste einige Instrumental- und Gesangsvorträge bot. Emile Sauret spielte das Violinkonzert von Mendelssohn, Frau Gomperz-Bettelheim sang eine Arie von Rossini und Schuberts „Erlkönig“, und ich selbst steuerte einige Stücke eigener Komposition bei. Die zweite Abteilung brachte Mozarts „Schauspieldirektor“. Unter Josef Hellmesbergers feinsinniger Leitung kam dieses Kabinettstück schalkhaft-liebenswürdigen Humors zu entzückender Wirkung. Unter den Mitwirkenden befanden sich Pauline Lucca, Albin Swoboda und Gustav Hölzel. Leo Friedrich vom Burgtheater zeichnete als Spielleiter.

Über Budapest, wo ich am 22. meinen „Hangversenye“ (d. h. Klavierabend) gab und mit Liszt und Sophie Menter einen sehr anregenden Abend beim Grafen Geza Zichy verleben konnte, kehrte ich nach Berlin zurück, um mich für die bevorstehende „season“ in London vorzubereiten und zu sorgen, daß die Komponierfeder nicht gänzlich einroste. Ein paar Kleinigkeiten entstanden — nicht der Rede wert.

Von den beiden „seasons“ in London (1880 und 1881) ist mir nicht viel in der Erinnerung geblieben. Meine Programmsammlung sagt mir, daß ich zweimal in den Konzerten der Old Philharmonic society und auch im Crystal-Palace spielte. (Beethovens Es-Dur-Konzert und mein eigenes neues in C-Moll op. 56.) Dazu eine große Anzahl von Nachmittags- und Abendkonzerten intra et extra muros der Hauptstadt. Dem gesellschaftlichen Strudel, in den der fremde Künstler leicht hineingerissen wird, hielt ich mich ziemlich fern, doch konnte ich mich den Pflichten und Annehmlichkeiten der Geselligkeit nicht ganz entziehen, ohne als Eigenbrödler in Mißkredit zu geraten. In freundlichem Gedenken bleiben mir die musikalischen Nachmittage bei Mr. Eberstadt, der allwöchentlich die erlesenste Künstlergesellschaft in seinem behaglichen Junggesellenheim bei sich sah. Dort traf man Joachim, Hans Richter, Sarasate, Frau Essipoff, Ignaz Brüll und viele andere. Auch Saint-Saëns, der damals noch nicht den Deutschenfresser markierte, fand sich regelmäßig ein.

Einen Sammelplatz für die Künstler der „season“ bot auch Alma Tadema in seinen märchenhaft eingerichteten Räumen. Was künstlerischer Geschmack und Opulenz der Ausstattung zu leisten vermögen, konnte das staunende Auge hier wahrnehmen. Der Künstler hatte sich für den Musikraum einen Flügel von der Firma Broadwood bauen lassen — eigenartig und kostbar, dem Stil des prachtvollen Saales angemessen.

Die Innenseite des Klavierdeckels bot in ihrer ganzen Ausdehnung eine glatte Elfenbeinfläche. Ein jeder Künstler, dem der Vorzug zuteil geworden war, sich auf dem Instrument hören zu lassen, wurde vom Hausherrn ersucht, sich auf der zwar geräumigen, jedoch für umfangreichere schriftliche Arbeiten höchst unbequem gelegenen Schreibfläche mit seinem Namen zu verewigen. Josef Joachim, obwohl „nur" Geiger, hatte, wie mir erzählt wurde, bei der Einweihung des Instruments einen mächtigen C-Dur-Akkord angeschlagen und prangte mit seinem Namen als Erster in der Reihe.

Auch in den Prachträumen der Lady Lewis und Mrs. Joshua, den eleganten, blendend schönen Schwestern des oben genannten Mr. Eberstadt, traf man die „artists of the season", deren Apollon Musagetes der von den Damen des Hauses verehrte und angeschwärmte blonde Recke Hans Richter war.

Freundlichen Umgang pflog ich mit Villiers Stanford, dem ausgezeichneten Komponisten, der damals im Nebenamt Organist am Trinity-College in Cambridge war. Mr. Stanford hatte mich eines Tages zu einem Sportfest der Studentenschaft eingeladen. Es wurde brav gebort, gerudert, gerungen, gelaufen und Ball gespielt. Mensuren, wie die in Deutschland üblichen, fanden nicht statt, weshalb man auf den Anblick zerhackter und verpackter Gesichter verzichten und den Studentensport auch ohne Karbolgeruch genießen konnte. Später versammelte sich alles im schönen Kirchenraum, wo Stanford seinen Zuhörern einen auserlesenen Kunstgenuß durch sein außerordentlich virtuoses Orgelspiel bereitete. Abends, bei der gemeinschaftlichen Mahlzeit, bot sich mir ein ungewöhnlicher Anblick. Beim Eintritt in den Speisesaal bemerkte man einen in die Querwand eingebauten, mächtig breiten und hohen Kamin, über dessen Kohlenfeuer ein halber Ochse, ein wahres Prachtexemplar seiner Gattung, coram publico seiner erhabenen Bestimmung entgegenröstete. Bei der Mahlzeit ging es sehr lustig zu, und die liebe Jugend, deren Appetit infolge der sportlichen Betätigung äußerst angeregt schien, langte eifrig beflissen zu. Die vor kurzem noch so schöne, von edler Fülle strotzende Ochsenhälfte war zum Skelett geworden. Auf allgemeines Verlangen setzte sich Stanford später noch einmal auf die Orgelbank und spielte uns Bachs D-Moll-Tokkata und die Fantasie und Fuge in G-Moll.

Mein englischer Verleger, Mr. George Augener, in dessen Hause ich für die ganze Zeit meines Londoner Aufenthaltes gastliche Aufnahme gefunden hatte, bereitete damals eine Chopin-Ausgabe vor, die in seiner eigenen Notendruckerei hergestellt wurde. Zufällig erwischte ich einige der von einem „Bearbeiter" bereits durchkorrigierten Druckbogen und bemerkte mit Entsetzen, daß der Text von unzähligen Druckfehlern wimmelte. Ich machte Mr. Augener mit meiner gottlob noch rechtzeitigen Entdeckung bekannt, was zur Folge hatte, daß die Herausgabe des Werkes mir übertragen wurde. Ich gedachte meinem Verlegerfreunde die übernommene

Arbeit gewissermaßen als Gegenleistung für die monatelang mir gebotene Gastfreundschaft zu widmen und sträubte mich aufrichtig und hartnäckig gegen ein mir angebotenes Honorar, dessen Höhe ich bestimmen sollte. Doch der Gute drangsalierte mich so lange, bis ich schließlich eine Summe nannte, deren Höhe ihm, wie ich glaubte, phantastisch und daher undiskutierbar erscheinen mußte. Doch ich täuschte mich. Freundlich lächelnd meinte der Gastfreund, daß meine „Forderung" lange nicht der Summe entspräche, die er für angemessen halte, und so bot er mir das Doppelte des von mir genannten Honorars. Englische Pfunde waren auch damals schon sehr beliebt, und so ließ ich, wie weiland Jungfrau Danae, den Goldregen ohne Murren über mich ergehen. Die Revisionsarbeit nahm übrigens viel längere Zeit in Anspruch, als ich anfangs gemeint hatte, trotzdem ich nur auf Druckfehler fahndete und einige ganz unmögliche Fingersätze klaviermäßig gestaltete.

Nun war der Sommer da und mit ihm die Zeit der Ruhe und Erholung. Ich hatte die meisten Konzertsäle Deutschlands und Englands sowie auch die von Wien und Budapest kennengelernt; ich wußte die Namen sämtlicher Stationen zwischen Wien und London der Reihe nach auswendig und kannte annähernd die Anzahl der Bahnwärterhäuschen und Telegraphenstangen dieser Strecke. Ich gedachte mich nun der Erziehung meiner beiden Kleinen mit heiligem Eifer zu widmen. Eifrig ging ich an meine pädagogische Arbeit. Doch das Kinderfräulein schien mit meiner Erziehungsmethode nicht ganz einverstanden zu sein und bockte einige Male ganz gehörig. Gerechterweise mußte ich ihr recht geben und so zog ich mich, mißgestimmt, doch überzeugt von der Unzulänglichkeit meiner pädagogischen Begabung aus der Kinderstube zurück, packte meinen Koffer und lustwandelte bald unter Rügens herrlichen Buchenkronen.

Auch in diesem Jahr — 1880 — waltete die segensreiche Güte des Himmels über meiner Familie. Am 26. November wurde das dritte Mägdlein geboren; es erhielt die Namen Marie Helmi Konstanze und wurde nach dem Kosenamen eines Töchterchens Hans Richters „Marischka" gerufen. Meine drei kleinen Grazien sangen nun unentwegt gar liebliche Terzette, deren Stimmführung zwar nicht ganz korrekt war, jedoch von normal entwickelten Lungen zeugte. An den bei so kleinen Kindern öfters sich einstellenden Kakophonien konnten verständige Menschen gewiß keinen Anstoß nehmen.

Bald nach Marischkas Geburt, Anfang Dezember, ging ich wieder nach Wien. Fürstin Marie zu Hohenlohe, die Gemahlin des Ersten Oberhofmeisters des Kaisers, hatte mich eingeladen, in einer von ihr zu wohltätigem Zweck in Aussicht genommenen „Musikalisch-deklamatorischen Akademie" mitzuwirken. An diese Veranstaltung schlossen sich eine Anzahl von Konzerten in Wien und Budapest. Am 11. Dezember wirkte ich im Künstlerabend der Gesellschaft der Musikfreunde. Am folgenden Abend führte

ich bei den Philharmonikern unter Gerickes Leitung mein zweites Klavierkonzert (C-Moll) vor, was mir ein Honorar von zwei blanken Goldstücken eintrug; es ist dieses die herkömmliche Ehrengabe, die bei Aufführung einer Novität der glückliche Komponist erhält. Diese Gepflogenheit stammt sicher aus der Zeit längst verklungener Akkorde, als der Dukaten — wie im heutigen republikanischen Österreich — ein kleines Vermögen bedeutete.

Für den 16. hatte Josef Hellmesberger mich eingeladen, in einem seiner Quartettabende mein Klavierquartett zu spielen. Brahms kam in der Pause nach meinem Vortrage ins Künstlerzimmer und sagte mir einige freundliche Worte über mein Werk. Mit wohltuender Offenheit fügte er hinzu: „Aber daß Sie das Adagio gekürzt haben, ist eine Schufterei; so was tut man nicht, und besser schreibt man solche Sachen nicht hin, die man nicht vertreten kann." Dieser Argumentation konnte ich mich nicht verschließen, dankte für gnädige Strafe und versprach die „Schufterei" nicht zu wiederholen.

Das Klavierquartett führte ich bald darauf in Budapest auf und gab dort auch einen Klavierabend. Beiden Konzerten wohnte Liszt bei, der Zeuge einer sehr scherzhaften Episode wurde. Durch den mir befreundeten Musikalienhändler Dunkl, Inhaber des bekannten Musikhauses Roszavölgyi & Co., hatte ich eine Einladung zu einer sehr reichen und musikalisch gut beleumundeten Familie Budapests erhalten, deren männliches Oberhaupt eine rege, wenn auch nicht immer glückliche politische Tätigkeit entfaltete. Ich nahm die Einladung, die formaliter in korrekter Form erfolgt war, an und fand mich abends in einer erlesenen, vornehmen Gesellschaft. Gelegentlich führte die anmutige Tochter des Hauses mich an den geöffneten „Bösendorfer", dem ich alle erdenkliche Ehre zu erweisen bestrebt war. Der Abend verlief tadellos. Ich muß es mir versagen, das Menu zu beschreiben, um den Umfang des vorliegenden Buches nicht über die stipulierte Seitenzahl hinaus zu erweitern. Am folgenden Abend fand mein eigenes Konzert statt. Liszt, der mit mir im selben Hotel („Hungaria") und auch auf derselben Etage wohnte, wollte mich abholen. Schon saß er in meinem Zimmer und genoß mit Behagen eine Tasse Tee mit Rum, als die Tür sich öffnete und ein reich gallonierter Bediensteter des obengenannten Politikers erschien und mir ein mächtiges, dreifach versiegeltes Schreiben überreichte. Dem Umschlag entnahm ich ein Dankschreiben, dem „in Bewunderung und Anerkennung meiner musikalischen Großtat" eine — 50 Guldennote beigefügt war. Wir waren zuerst sprachlos, dann vereinigte sich Liszt mit mir zu einem dröhnenden Lachduett, von dessen Ursache der verdutzt dreinschauende Lakai gewiß keine blasse Ahnung hatte. Nachdem unser Lachkrampf abgeflaut war, setzte ich mich an den Schreibtisch und entwarf folgende Antwort, die ich dem Diener zur Übermittlung an seinen Herrn einhändigte.

Sehr geehrter Herr!

Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für die hohe Anerkennung, die Sie meiner bescheidenen Leistung durch die gütige Überweisung von 50 Gulden zu zollen die Freundlichkeit haben. Ich bitte Sie ergebenst, diese Summe, die ich beifolgend in Ihre Hände zurücklege, den Armen Budapests zu stiften, wobei ich meinem schmerzlichen Bedauern Ausdruck zu geben mir erlaube, daß den Hilfsbedürftigen nicht eine reichlichere Gabe zuteil wird.

Genehmigen Sie usw.

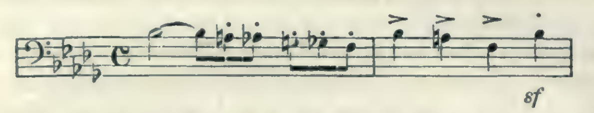
Der Erfolg war ein ungeahnter. Sämtliche Witzblätter der Stadt fielen über den Kunstmäcen, von dessen Generosität ich einigen Reportern erzählt hatte, her und zerzausten ihn unbarmherzig.

Für die nächsten Wochen wählte ich Wien als Standquartier, die Annehmlichkeiten der Kaiserstadt mit Muße und Andacht genießend. Ich rief meine Frau aus Berlin herbei und wir richteten uns im Hotel Müller behaglich ein. Fürst Hohenlohe stellte uns seine Loge im Opernhaus ein für allemal zur Verfügung und gab uns reichlich Gelegenheit, die vornehme Gesellschaft Wiens kennen zu lernen. Mit Brahms, Hellmesberger, Bösendorfer u. a. pflogen wir regen Verkehr; wir besuchten Theater und Bälle, und der Himmel hing uns voller echt italienischer Geigen. Allwöchentlich gab's einen gemütlichen Herrenabend zu später Stunde in einem alten räuchrigen Bierlokal, zu dessen Stammgästen außer Bösendorfer, Baron Erlanger und Ed. Schelle auch Daniel Spitzer, der „Wiener Spaziergänger", gehörte. Ich hatte dessen humorvolle, von gedrucktem Gift strotzende Artikel, die damals schon in Buchform erschienen waren, mit ungeheuerem Vergnügen gelesen und freute mich ganz außerordentlich auf die Bekanntschaft mit diesem, wie ich annahm, unterhaltsamen, witzsprühenden Gesellen. Wie war ich erstaunt und enttäuscht, als ich am ersten Abend unseres Zusammenseins einen wortkargen, seinen Rostbraten mit Zwiebeln bedachtsam zerkauenden, fast sauertöpfisch blickenden Herrn in ihm kennen lernte. Spitzer beteiligte sich fast gar nicht an der Unterhaltung; ob er zuhörte oder sinnend auf einen neuen „Spaziergang" sich vorbereitete und Stoff aus unseren Gesprächen sammelte, ließ sich an dem steinernen Gast nicht feststellen.

Gelegentlich eines Balles in der Hofburg wurde mir eine kleine, mich sehr erfreuende Aufmerksamkeit zuteil, die nur infolge des, ein Dezennium später daran sich knüpfenden Nachspiels erwähnenswert erscheinen dürfte.

Während einer Tanzpause promenierte ich mit meiner Frau an dem, vom „schönen Ede" (Eduard Strauß) geleiteten Hofballorchester vorüber. In diesem Augenblick erlaubte sich einer der Herren Cellisten, der

vermutlich in meinem Konzert mitgewirkt hatte, den allerliebsten Scherz, das erste Thema meines Klavierkonzerts



zu intonieren. Mit freundlichem Gruß ins Orchester hinein dankte ich für diese Aufmerksamkeit. Die kleine, an sich unbedeutende Episode erzählte ich viele Jahre später in New York bei Gelegenheit eines deutschen gemütlichen Bierabends, den einige prominente Musiker mir zu Ehren im „Liederkranz" veranstaltet hatten. Da erhob sich nach meiner Erzählung ein schöner, stattlicher Herr und sagte: „Herr Professor, das war ich!" Allgemeine Fidelitas und Salamanderreiben nach diesem Bekenntnis. Nun konnte ich dem liebenswürdigen Bruder in Apoll persönlich danken — es war Viktor Herbert, der in Amerika zu großem Ansehen gelangte Operettenkomponist und ausgezeichnete Violoncellvirtuos. Herzlichsten Gruß, lieber Herbert, wenn diese Zeilen Ihnen zu Gesicht kommen.

Das Jahr 1881 brachte des Ereignisreichen und meist Erfreulichen noch viel. Mitte März wurde ich zu Konzerten in St. Petersburg erwartet. Auf der Hinreise kamen wir — meine Frau als „Stütze des Hausherrn" mit mir — am Abend des 13. in Wilna an, wo der russischen Lokomotive eine volle Stunde zum Verschnaufen gegönnt war. Am reich besetzten Büfett taten wir uns nach der ermüdenden Fahrt und in der Vorfreude auf die schönen Petersburger Tage recht gütlich. Doch die Freude war vergeblich gewesen. Ein alter polnischer Diener im Waschraum flüsterte mir nämlich in seiner Sprache heimlich zu: „Wissen Sie schon, daß der Kaiser ermordet ist?" Im ersten Augenblick dachte ich, da ich ja eben aus Deutschland kam, an unseren lieben alten Kaiser in Berlin, den ich tags zuvor noch gesehen hatte. Auf eine diesbezügliche Bemerkung meinerseits erwiderte der alte Polack, daß er „naturalnie" den russischen Zaren gemeint habe. Im Restaurationsraum war die Nachricht noch nicht verbreitet, und meine Anfrage beim Stationsvorsteher wurde in absolut verneinendem Sinne beantwortet; er erklärte die Nachricht für leeres Geschwätz und so gedachte ich, die Reise nach Petersburg fortzusetzen. Meine Frau jedoch eilte ins Telegraphenbureau, um dort zu recherchieren. Auch hier freundliche, aber bestimmte Verneinung. Als meine Frau dem Telegraphenbeamten mitteilte, daß ich Konzerte in Petersburg zu geben beabsichtige und daß unsere Reise, falls die Nachricht sich bestätigen sollte, total zwecklos wäre, ließ der Beamte sich zu der Erwiderung herbei, daß er nicht fahren würde! Dies genügte uns. Wir schafften unser Gepäck ins Hotel und kehrten tags darauf, als die Nachricht von der Ermordung Alexander II. offiziel bestätigt und das Militär auf den neuen Zaren vereidigt worden war, nach Berlin zurück. Nun

konnte ich mir einige Wochen Erholung und Ruhe gönnen. Ich klappte Flügel und Tintenfaß zu und widmete mich, als leidenschaftlicher Raucher, dem nervenberuhigenden Studium des Ringelblasens, worin ich es zu hoher Meisterschaft brachte.

Vollkommen erholt und vorbereitet konnte ich nun den Strapazen, die mich bei der Tonkünstlerversammlung in Magdeburg erwarteten, entgegensehen. Zur Aufführung brachte ich hier unter des jungen Arthur Nikisch Leitung mein zweites Klavierkonzert (C-Moll), das durch seine verständliche Form und melodisch-ebenmäßige Linienführung neben der lärmenden Antar-Symphonie von Rimsky-Korsakoff und einigen anderen hyperneudeutschen Ergüssen sich siegreich behauptete. Liszt war in bester Laune. Seine eigenen Werke — Ungarische Krönungsmesse, Bergsymphonie und Totentanz — fanden eine ausgezeichnete Wiedergabe, und dem Meister wurde bis zur Abgötterei gehuldigt. An den probefreien Vormittagsstunden wurden seine Zimmer von Besuchern nie leer und stets wurde Musik gemacht. Damals war soeben ein musikalisch sehr geistreicher Scherz im Druck erschienen: Variationen über das sogenannte Kotelettenthema:



Dies „Thema" hatte der Rechtsspieler auszuführen, während der Linksgenosse (diese Benennung ohne politische Nebenbedeutung, bitte) die Variationen zu übernehmen hatte. Eine jede der anwesenden Damen — unter ihnen meine Frau — wurde von Liszt ersucht, sich zum Kotelettenhacken zu ihm ans Klavier zu setzen. Als erste kam meine Frau an die Reihe. Ich bat den liebenswürdigen Meister, recht streng im Tempo und Takt zu spielen, denn meine Frau „gäbe nie nach!" Diese leichtfertige, zum Teil grundlose Verdächtigung meiner besseren Hälfte, zog mir von seiten des für die geheiligten Rechte der Frauen stets mannhaft eintretenden frommen Doktors einen milden Ordnungsruf zu. Meine Frau strahlte und griff kühn in die Tasten; doch zeigte sie sich dem komplizierten Rhythmus des Kotelettenthemas nicht gewachsen. Liszt gab nach! Ich jubelte!

Nach dem Klavierscherz à quatre mains ereignete sich ein unerquicklicher Zwischenfall. Aus der Schar der Anwesenden löste sich eine jugendliche blonde Schönheit mit dem Notenblatt in der Hand, trat schüchtern an Liszt heran und fragte ihn, ob sie etwas singen dürfe. Bereitwilligst erbot sich der Meister, sie am Klavier zu begleiten. Die Sängerin legte das handschriftlich hergestellte Exemplar aufs Klavierpult und bat den Meister, das Lied — es war das bekannte „Im Herbst" von Robert Franz — einen Ton höher zu transponieren. Der Sang begann. Wohl infolge der

schlechten Notenschrift verhaspelte sich Liszt in den Harmoniefolgen; er sprang wütend auf, schleuderte das Notenheft über das Klavier hinweg und fauchte die schreckensbleiche Sängerin grimmig an. „Es ist eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen, mir solch einen unleserlichen Wisch vorzulegen; ich verbitte mir das für die Zukunft." Zornfunkelnd blickte der Meister im Kreise umher, wie um unsere Zustimmung für seine zwar erklärliche, doch etwas sehr temperamentvolle Aufwallung zu erheischen. Wir alle standen stumm und warteten auf den Ausgang der peinlichen Szene. Bald jedoch siegte der Gentleman in Liszt. Seinem gütigen Herzen folgend trat er an die schluchzende Nachtigall heran und suchte durch beruhigende Worte ihren Tränenstrom einzudämmen.

Das arbeitsreiche Jahr (1881) brachte mir die erste höfische Auszeichnung: die Ernennung zum K. K. Österreichischen Kammervirtuosen. Es dürfte interessieren, die Urkunde, die mir das erfreuliche Ereignis meldete, ihres antiquierten Kurialstils wegen kennen zu lernen. Sie lautete:

Von Seiner
Majestät dem Kaiser von Österreich,
Könige von Böhmen
und Apostolischen Könige von Ungarn usw.
unserm allergnädigsten Herrn
dem
Pianisten in Berlin
Herrn XAVER SCHARWENKA
in Gnaden anzufügen.

Seine Kaiserliche und Königlich Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 29. August d. J. Ihnen den Titel eines K. K. Kammervirtuosen allergnädigst zu verleihen geruht.

Von diesem huldreichsten Beschlusse werden Sie hiermit in die Kenntnis gesetzt.

Übrigens verbleiben Seine Kaiserliche und Königliche Apostolische Majestät Ihnen mit kaiserlicher, königlicher und erzherzoglicher Huld und Gnade wohlgewogen.

Gegeben zu Wien, unter Seiner Kaiserlichen und Königlichen Apostolischen Majestät beigedrucktem geheimen Siegel, den dreißigsten Monatstag August des Eintausend Achthundert Ein und Achtzigsten Jahres.

Der K. K. Erste Obersthofmeister
(gez.) K. Prinz zu Hohenlohe
(Siegel)

Nach Sr. Kaiserlichen und Königlich Apostolischen Majestät Höchsteigenem Befehle.

(Namensunterschrift unleserlich)
K. K. Regierungsrath.

6. Das Konservatorium / Anton Rubinstein / Der junge d'Albert / Konzertreisen in Holland, Skandinavien und Rußland / Liszt in Karlsruhe.

Meine sommerliche Tätigkeit war zum größten Teil den organisatorischen Arbeiten gewidmet, die durch die von mir geplante Begründung eines Konservatoriums der Musik notwendig wurden. In dem stattlichen Hause Potsdamerstr. 136/137 fanden sich passende Räumlichkeiten für das Institut, zugleich auch für meine Privatwohnung. Es war mir gelungen, eine Anzahl hervorragender Lehrkräfte zu gewinnen. Außer meinem Bruder Philipp, der die Leitung der Theorie- und Kompositionsklassen übernommen hatte und der mir auch in der Führung der administrativen Geschäfte treu zur Seite stand, seien folgende Namen genannt:

Dr. W. Langhans — Musikgeschichte.
Albert Becker — Kontrapunkt.
Philipp Rüfer — Ensemble- und Partiturspiel.
Prof. Wilh. Jähns — Rhetorik.
Frl. Marie Schmidtlein — Gesang.
Otto Leßmann — Gesang und Methodik.
Frau Marianne Scharwenka } Violine.
Joseph Kotek } Violine.
Heinrich Grünfeld — Violoncell.
Martino Röder — Italienische Sprache.

Am 9. Oktober fand in den Räumen der Anstalt eine musikalische Eröffnungsfeier statt, zu der Carl Wittkowsky einen schwungvollen Prolog verfaßt hatte, den Prof. Jähns würdevoll vortrug. Das Konservatorium eroberte sich bald einen Platz in der vordersten Reihe der deutschen Musikinstitute, den es auch heute noch ruhmvoll behauptet. Eine Reihe junger, vielversprechender Talente hatte sich meiner Leitung anvertraut. Die erste öffentliche Schüleraufführung fand am 29. Januar 1883 im Saale der Philharmonie mit dem Philharmonischen Orchester statt. Unter den Leistungen ragten die Vorträge des Frl. Emma Koch und des jungen Vianna da Motta besonders hervor. Beiden brachte die Zukunft reiche Anerkennung. Gustav Ernest, der spätere Beethovenbiograph, dirigierte eine von ihm komponierte Ouvertüre.

Monatlich einmal versammelte sich die Lehrerschaft zu einer zwanglosen Aussprache in den Räumen des Konservatoriums. Den ernsten Disputationen über Kunst- und Erziehungsfragen folgte gewöhnlich ein fröhliches Nachspiel, bei dem König Gambrinus den Vorsitz führte. Der heitersten einer war Albert Becker, dessen bedeutendstes Werk — eine Messe in B-Moll — großes und gerechtes Aufsehen erregt hatte.

Bei unseren monatlichen Symposien im Konservatorium erschienen öfters auch Gäste aus anderen Kunstgebieten. Freund Skarbina, Prof. F. A. Leo (Shakespeare-Leo genannt), dann der geniale Zeichner des Kladderadatsch Wilhelm Scholz und andere liebe Freunde, die ihr gut Teil zur allgemeinen Fidelitas beitrugen. Wilhelm Scholz verfertigte an einem besonders fidelen Abend eine drollige „Rätselhafte Inschrift", die hier Platz finden und vom geneigten, des Lateinischen kundigen Leser, entziffert werden möge.



Rätselhafte Inschrift! (Du, Xaver, komm'. Essen is' da!)

Philipp Rüfer erfreute durch die Aufführung einer chinesischen Oper, zu der er den Text und die Musik selbst verfaßt hatte. Trotzdem wir alle des Chinesischen nicht vollkommen mächtig waren, konnten wir dennoch über den Gang der Handlung nicht im unklaren bleiben. Rüfer verfügte über einen Stimmumfang vom Kontra H bis hinauf zum dreigestrichenen D und wußte, unterstützt durch eine phänomenale Mimik und virtuose Gebärdentechnik, seine entzückten Zuhörer in das Reich der Mitte zu versetzen.

Josef Kotek, der leider so früh verstorbene ausgezeichnete Geiger, imitierte und charakterisierte auf der Violine verschiedene Tiere: den Esel, den Hahn, die gackernde Henne, das Schnattern der Gänse u. a.

Für die Schüler der Anstalt gab es manch freudige Überraschung. So widmete ihnen der junge Eugen d'Albert einen Klavierabend im Saale

der Anstalt. Außer einer eigenen Suite spielte er zwei Rhapsodien von Liszt, As-Dur-Polonäse von Chopin und Tausigs „Nachtfalter“ und „Halkafantasie“.

Kurz danach stattete Anton Rubinstein dem Konservatorium einen Besuch ab. Der große Meister erbat sich einige Schülervorträge und setzte sich schließlich selbst an den Flügel. Er gab uns seine F-Moll-Barcarole, einige Stücke aus Schumanns Kreisleriana und auf meine Bitte Bachs Chromatische Fantasie — unvergleichlich schön!

Im Dezember folgte ich einer Einladung zu einer ausgedehnten Konzerttour in Holland, wo ich mein B-Moll-Klavierkonzert vorführte. Viel freundliche Erinnerungen knüpfen sich an diese schöne, interessante Reise, die mir unter anderm die Bekanntschaft mit dem um die holländische Musikpflege hochverdienten Komponisten und Dirigenten Jean Verhulst vermittelte. Der warmherzige, seinem Beruf enthusiastisch ergebene alte Herr konnte sich gar nicht genug tun beim Ausarbeiten der Orchesterpartie meines Werkes, das er mir im Haag und in Amsterdam vortrefflich begleitete. Seine Begeisterung verstieg sich im „Felix Meritis“ Konzert in Amsterdam soweit, daß er nach Beendigung meines Klavierkonzertes coram publico mir stürmisch um den Hals fiel. Nach der Aufführung gab's dann ein urfideles Zusammensein mit gleichgestimmten Seelen. Die Auster war „in season“! Man erhält in den Speisehäusern dieses, für den holländischen Kulturmenschen geradezu unentbehrliche Nahrungsmittel vollkommen fertig vorbereitet, d. h. „entbartet und entwurzelt“, so daß der geneigte Esser nur die nicht allzu anstrengende Mühe des Schlürfens und Schluckens hat. Wie am Dirigentenpult, so war Verhulst auch am Stammtisch ein vollendeter Meister, jedoch mit dem Unterschiede, daß er für das musikalische Tempo das feinste Verständnis besaß, der Auster gegenüber aber stets eine merkwürdige Eile zeigte, die bei dem zweiten Dutzend in ein fortgesetztes alla breve ausartete. Obgleich ich selbst ziemlich behende bin, konnte ich dem älteren „Virtuosen“ nicht folgen — Verhulst schlug mich mit zwei Austern-Dutzendlängen.

In Rotterdam lernte ich Friedrich Gernsheim kennen; er leitete dort die Konzerte der „Eruditio musica“, die unter seiner energischen intelligenten Führung zu hoher Blüte gelangten. Gernsheim wurde mir ein lieber Freund; ich wohnte bei ihm und genoß einige Tage stillen, häuslich-gemütlichen Zusammenseins. Später in Berlin knüpfte sich das Freundschaftsband noch fester und dauernd.

In meinen, für die Musik reservierten Gehirnzellen spukte seit einiger Zeit die Idee einer größeren Orchesterkomposition umher; sie nahm bald konkretere Form an, kristallisierte sich schließlich zu einer Symphonie, und am Weihnachtsabend des neuen Jahres (1882) beschenkte ich mich mit der fertigen Partitur (op. 60). Geber und Empfänger hatten die gleiche Freude.

Auf meine Anfrage bei Liszt bezüglich einer Aufführung des neuen Werkes beim diesjährigen Tonkünstlerfest erhielt ich vom Meister folgende Zeilen aus Budapest:

Mein lieber Scharwenka!

Die freundliche Nachricht hat mich sehr erfreut, wünsche auch Mutter und Kind bestes Gedeihen.

Was die Symphonie betrifft, ist das Programm schon überfüllt und bin ich auch in Bestimmung desselben nicht maßgebend. Wenden Sie sich gütigst an Riedel, der mit der Zusammenstellung betraut ist.

Mit herzlichem Gruß

Ihr ergebener

Budapest, 8. 3. F. Liszt.

Im Frühjahr machte ich einen kurzen Abstecher nach England und ging kurz darauf zu längerem Aufenthalt in die Schweiz, zunächst nach Zürich, wo die Tonkünstlerversammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins tagte. Hier hatten wir — meine Frau war mit mir — die Freude, Liszt begrüßen zu können. Er war nicht mehr der alte — die Last seiner 71 Jahre drückte ihn merkbar, und es schien, als ob die Huldigungen seiner Getreuen feminini generis ihm nicht mehr soviel Freude und Genugtuung bereiteten — wie einst im Mai.

In Zürich lernten wir ein sehr interessantes Ehepaar kennen: Herr und Frau von Stockar, die ihre Villegiatur alljährlich in dem dicht neben Triebschen am Vierwaldstätter See gelegenen Chateau Stutz zu nehmen pflegten. Auf ihre Empfehlung nahmen auch wir dort Quartier und genossen in erfreulichem und anregendem Verkehr die Herrlichkeiten, die der große Weltenbaumeister in verschwenderischer Fülle um die Ufer dieses unbeschreiblich schönen, sagenumwobenen Seejuwels als Gürtel geschlungen hat. Herr v. Stockar, der seinen Wohnsitz in Zürich hatte, konnte viel Interessantes und Intimes über Richard Wagner aus dessen Züricher Zeit erzählen. Das was man aus Büchern und sonstigen schriftlichen Aufzeichnungen über den großen Verbannten wußte, wurde durch des Erzählers Mitteilungen lebendig und vervollständigte das Bild des Meisters, das damals der Allgemeinheit noch nicht in so scharfen und treu geführten Umrissen bekannt war, wie heute. Auch der alte Fährmann, der uns fast täglich von Stutz über den See nach Luzern führte, plauderte sehr amüsant von Bootsfahrten mit Wagner, Hans Richter, Fr. Nietzsche und anderen, dem Wagnerschen Kreise angehörenden notablen Persönlichkeiten, die in Triebschen verkehrten.

Es war das erstemal, daß die Wunder des Hochgebirges sich mir erschlossen, und mein Glück wäre ein vollkommenes gewesen, wenn nicht ein altes, vernachlässigtes Magenübel sich gleich in der ersten Nacht unseres

Aufenthaltes in Stutz sehr peinvoll bemerkbar gemacht hätte; es veranlaßte mich schließlich, den Bergen ein vorzeitiges Lebewohl zu sagen. Den Rückweg zur Heimat nahmen wir über Straßburg, wo ich Adolf Kußmaul, den berühmten Arzt, konsultierte. Er verordnete mir eine Kur in Karlsbad, die indessen das Leiden nicht beseitigte. Erst der oft wiederholte Besuch der Tarasper Heilquellen brachte mir, wenn auch nicht vollständige Beseitigung, so doch erhebliche Linderung des hartnäckigen Übels.

Mit Emile Sauret, der in unseren Abonnementskonzerten an Gustav Holländers Stelle getreten war und gleichzeitig die Leitung der obersten Violinklassen an meinem Konservatorium übernahm, hatte ich für den Beginn des neuen Jahres (1883) eine Konzerttour nach Skandinavien verabredet. Wir gaben zunächst sechs Konzerte in Kopenhagen. Der gute alte König Christian IX. — der „Schwiegervater Europas" — heftete bei Gelegenheit eines Hofkonzerts den schönen Danebrogorden uns an die Heldenbrust. Ich war nun — dem Text der in französischer Sprache abgefaßten Urkunde zufolge — „Chevalier" geworden! Wie das klang! Etwa wie „Ritter Gluck!" Ob ich mir eine Rüstung, ein zweischneidig Schwert und ein stolzes Schlachtroß anschaffen sollte? Ich freute mich sehr über diesen ersten Orden; übrigens auch Sauret, der das frohe Ereignis am Abend dieses „decoration day" so ausgiebig mit Pommery begoß, daß er am folgenden Morgen nicht munter zu kriegen war und den Abgang der Dampfgondel, die uns nach Aarhus bringen sollte, verschlief. Es folgten mehrere Konzerte in Odense, Horsens, Randers usw. Dann zum Schluß noch eine Nachmittagsmusik im engeren Kreise bei den Majestäten. Die Königin übergab mir auf meine Mitteilung, daß ich bald nach Petersburg komme, ein Schreiben an ihre Tochter, das ich persönlich überreichen sollte; die Adresse lautete: „An die Kaiserin aller Reussen."

Unser nächstes Ziel war Stockholm, wo wir nach strapaziöser Nachtfahrt früh morgens halb gerädert ankamen. Am Bahnhof erwartete uns ein würdiger alter Herr — es war der Orchesterdiener — und geleitete uns direkt zur Orchesterprobe ins Königliche Theater. Befremdlich war mir hier die Anordnung, wonach mein „Bechstein" einsam auf der Bühne stand, das Orchester jedoch, entgegen der bei uns herrschenden Gepflogenheit, im Orchesterraum seinen gewohnten Platz hatte, was für die Klavierwirkung gewiß nicht günstig schien. Sehr interessant war es mir zu hören, daß mein Flügel an der Stelle stand, wo Gustav III. im Jahre 1792 während eines Maskenfestes der Kugel des Leutnants und Meuchelmörders Ankarström zum Opfer fiel. Auch der kleine Nebenraum — heut als „Künstlerzimmer" hergerichtet — wurde mir gezeigt, wo der tödlich Getroffene zunächst hingeschafft wurde.

Von Stockholm, wo wir sechs Konzerte gaben, gingen wir nach Kristiania. Die Reise mußte abends unterbrochen werden, da Nachtzüge in Norwegen damals nicht verkehrten. Auf einer kleinen Grenzstation, bereits auf norwegischem Gebiet, mußten wir übernachten. Unsere

Frage nach einer kleinen, erwärmenden Herzstärkung — Grog, Kognak oder Aquavit — beantwortete der Bahnhofswirt mit einem mitleidigen Achselzucken. Spirituosen durften, wie wir durch einen der Mitreisenden erfuhren, nicht verkauft werden. Doch führte dieser kundige Thebaner uns an einen unscheinbaren Wandschrank, öffnete ihn und ließ uns ein wohlassortiertes Lager von allerhand schön etikettierten Flaschen und fein geschliffenen Gläsern schauen. Wir erlabten uns nach der anstrengenden Reise recht ausgiebig, legten die erforderlichen Kronor und Öre in den Schrank, schlossen ihn und begaben uns, innerlich erwärmt und von einem verständnisinnigen Schmunzeln des Wirtes begleitet, getröstet zur Ruhe. Ja, Spirituosen durften auf den norwegischen Eisenbahnstationen nicht verkauft werden!

In den Vereinigten Staaten Nordamerikas ist die Herstellung von alkoholhaltigen Genußmitteln seit einiger Zeit verboten, desgleichen der Import von Teufelsgetränken wie Sekt, Bordeaux, Rhein- und Moselwein usw. Nicht mal ein Schnittchen Pilsener dürfen die Unglücklichen sich leisten. Aqua pura, veredelt durch einen Schuß Zitronensaft, wird jetzt am Stammtisch serviert. Prosit!

Kristiania und seine herrliche Umgebung prangte im herrlichsten Winterschmuck; ausgiebig genossen wir an konzertfreien Tagen die erstarrten Herrlichkeiten. Sauret, der ewig heitere, liebenswürdige Südfranzose, der das Deutsche ziemlich geläufig, doch mit unverkennbar ausländischem Akzent sprach, war ein lieber, lustiger Reisekamerad. Unvergeßlich bleibt es mir, wenn er mit seiner Straduarius bewaffnet, bei mir erschien und eine Opernszene oder eine Händelsche Arie vortrug. Das Rezitativ, die Arie mit endlosen Koloraturen, die Imitation des Orchesters — alles in drastischer Karikatur — waren in so frappierend ähnlichem Händelstil wiedergegeben, daß sich meiner unbändigen Heiterkeit doch ein gut Teil Erstaunen über soviel technisches, gesangliches und mimisches Können beimischte.

Nachdem wir auch in Norwegens Kapitale sechs Konzerte gegeben hatten, kehrten wir nach Berlin zurück, wo uns der Herr Agent die Abrechnung über die materiellen Ergebnisse unserer Konzertreise servierte. Ich hatte schon angenehmere Momente in meinem Leben! Es schien uns, als hätten die verschiedenen Herren Agenten die Konzerteinnahmen, der bequemeren Berechnung wegen, brüderlich zwischen sich und uns geteilt.

Den erfreulichen Abschluß des Jahres bildete die Uraufführung meiner Symphonie unter meiner Leitung in der „Koncert Foreningen" zu Kopenhagen am 1. Dezember (wiederholt am 5.), und die Aufführung meines zweiten Klavierkonzertes unter Joachims Leitung in einem der von der Königlichen Akademie der Künste in der Berliner Singakademie veranstalteten Orchesterkonzerte am 14. Dezember (wiederholt am 15. unter Rudorffs Leitung in Stettin).

Das neue Jahr (1884) begann mit einem verheißungsvollen Auftakt: am 14. Februar erweiterte sich meine kleine Hauskapelle, die bisher aus einer Triovereinigung bestand, zu einem Quartett, unverblümt ausgedrückt: mein viertes Töchterchen erblickte das Licht der Welt und erhielt den Namen Isolde. Der neuen Weltbürgerin Lautäußerungen waren bedeutend maßvoller und melodischer als die ihrer Vorgängerinnen, und in der Tat bekundete das junge Wesen schon frühzeitig einen recht anerkennenswerten Sinn für musikalischen Wohllaut und rhythmische Prägnanz.

Am 3. März fand die erste Berliner Aufführung meiner Symphonie im Philharmonischen Konzert unter Wüllners Leitung statt. Im selben Konzert spielte Hans von Bülow Raffs Klavierkonzert in C-Moll. Während der Generalprobe gab Bülow Veranlassung zu einem drolligen Intermezzo. Der gut gelaunte Meister fand, als er vor dem Klavier Platz nehmen wollte, den Sessel zu niedrig — die verstellbaren Klaviersessel waren noch nicht „erfunden" — und so ließ er sich von Wüllner eine Partitur reichen, um sie zur Erhöhung des Sitzes zu verwenden. Als er jedoch bemerkte, daß er die Partitur meiner Symphonie in den Händen hielt, der die Ehre wiederfahren sollte, ihn zu erhöhen, legte er den Band behutsam auf den Sessel, langte ein tadelloses Taschentuch hervor und breitete es mit gewinnendem Lächeln und graziöser Handbewegung zu mir hin, sorgfältig über die Partitur aus. Das Orchester und die wenigen Zuhörer — damals gab es noch keine öffentlichen Generalproben — amüsierten sich köstlich über diese spaßige Szene, die mich veranlaßte, den schalkhaften Maestro laut und allen vernehmbar zu fragen, ob er etwa für seine neuen, schönen Beinkleider besorgt sei? Nun hatte ich die Lacher auf meiner Seite.

Im Mai ging ich nach Leipzig, um Goldschmidts „Helianthus" zu hören; auch Liszt war mit einigen seiner Getreuen aus Weimar gekommen. Am Tage nach der Aufführung, als ich beim Nachmittagskaffee in meinem Hotelzimmer saß, klopfte es an meine Stubentür und es traten auf mein „Herein" vier Jünglinge in mein Zimmer; sie entschuldigten sich zunächst wegen der Störung. Dann stellten sie sich der Reihe nach vor: Moritz Rosenthal, Emil Sauer, Arthur Friedheim, Bernhard Stavenhagen. Wie ich erfuhr, waren sie Schüler von Liszt und mit dem Meister aus Weimar gekommen; sie hatten meinen Namen in der Hotelliste gefunden und wollten mich kennen lernen. Ich dankte ihnen für die mir erwiesene Ehre, bestellte Kaffee, Kognak und Zigarren und lud das fröhliche Quartett zu einem splendiden Abendessen in Aeckerleins Keller ein. Im weiteren Verlauf des Abends besuchten wir noch ein anderes Lokal, wo die Fidelitas ihren Höhepunkt erreichte. Im Laufe der äußerst animierten Unterhaltung bemerkten wir plötzlich, daß ein teures Haupt fehlte. Rosenthal hatte sich unbemerkt fortgeschlichen. Nach langem Suchen fanden wir ihn in einem abseits gelegenen stillen Zimmer, wo er mit heiligem Ernst Sextenpassagen

auf einem abgebrauchten Piano übte. Ja, liebster Moritz, das hast du wahr und wahrhaftig getan, und daß es nicht „vergebliche Liebesmüh'" war, sollte die staunende Welt bald erfahren.

Sauer hielt sich später längere Zeit in Berlin auf und war ein oft und gern gesehener Gast in unserem Hause. Er gab bald ein Orchesterkonzert in Berlin, in dem er mein erstes Klavierkonzert mit außerordentlichem Erfolge spielte. Friedheim verlor ich bald aus den Augen; erst später, in Amerika, sah ich ihn wieder, ebenso Stavenhagen, der dort die Partitur meiner eben beendeten Oper „Mataswintha" kennen lernte und das Werk zur Aufführung am Hoftheater in Weimar, wo er inzwischen erster Kapellmeister geworden war, bestimmte. Er hat sein Wort gehalten. Die erste Aufführung fand am 4. Oktober 1896 statt.

Nach dem „Helianthus"-Tage in Leipzig zog ich mich in meine Berliner Klause zurück und machte mich an eine größere Revisionsarbeit. Eine Hamburger Verlagsfirma war mit der Bitte an mich herangetreten, eine Herausgabe der Klavierwerke Robert Schumanns zu veranstalten. Ich widmete mich der Aufgabe, die neben einer gewissenhaften Textrevision eine sinngemäße Phrasierungs- und Fingersatzbezeichnung in sich schloß, mit großer Freude und opferte ihr annähernd zwei Jahre bei täglich zwei- bis dreistündiger Arbeitszeit. Den stipulierten Ablieferungstermin mußte ich infolge meiner Erkrankung um 14 Tage überschreiten, wodurch der Herr Auftraggeber sich veranlaßt sah, mir das ausbedungene, sehr gering bemessene Honorar, zu verringern. Meine beim Hamburger Gericht angestrengte Klage hatte den Erfolg, daß der Herr Beklagte zu sofortiger Zahlung — im Weigerungs- oder Unvermögensfalle Pfändung! — verurteilt und gerichtsseits mir die Befugnis erteilt wurde, das für den Beklagten nicht gerade schmeichelhafte Urteil durch die Tagesblätter zu veröffentlichen. Ich erhielt mein Geld, doch verzichtete ich auf die Veröffentlichung einer Schmutzerei.

Für den Sommer nahm ich eine Einladung nach Marienlyst an; ich sollte dort dreimal spielen, wogegen mir von der Kurdirektion als Entgelt außer einem namhaften Honorar eine Villa für mich und meine Familie bei vollständig kostenloser Lebenshaltung geboten wurde. Das ließ sich hören. Ich setzte hier meine Studien im Flundernfang, die ich in Saßnitz mit Brahms begonnen hatte, unter der fachmännischen Leitung des Kurdirektors fort und erlangte schließlich eine bedeutende Technik auf diesem Gebiet.

Während der drei Wintermonate des Jahres konzertierte ich in Rußland und Finnland. Mit besonderer Freude gedenke ich der Petersburger Abende bei Auer, Davidoff und Anton Rubinstein, die mir die Bekanntschaft mit so manchen namhaften und interessanten Persönlichkeiten vermittelten. Zuweilen wurde eifrig gejeut. Rubinstein war con passione dabei; er brauchte Whist und Ecarté, wie er glaubhaft versicherte, lediglich als Beruhigungsmittel für die strapazierten Nerven. Die Einsätze



Eine rätselhafte Postkarte,

die dank der Findigkeit der Post richtig an den Adressaten abgeliefert wurde



Spaziergang mit Felix Mottl in Tarasp

hielten sich in mäßigen Grenzen, und das Spiel, an dem ich nur als „Kiebitz“ teilnahm, verlief stets piano ma con amore, nur hin und wieder durch ein sforzato eines der Spieler unterbrochen. An einem der Abende — bei Davidoff — spielten die drei wiederum, diesmal zur Freude der Anwesenden Rubinsteins B-Dur-Trio.

Auch zu den Musiknachmittagen beim Großfürsten Konstantin, dem kunstsinnigsten, gebildetsten und gescheitesten aller Romanows schweift die Erinnerung gern zurück. Ein leidenschaftlicher Musikfreund, strich er sein Violoncell mit großer Gewandtheit und beteiligte sich unermüdlich und höchst erfolgreich bei der Ausführung von Kammermusik. Bronsarts Trio, das ich eines Tages mitbrachte, spielte der Großfürst glatt vom Blatt. Im prachtvollen Waffensaal seines Schlosses war eine mächtige Orgel aufgestellt, die Naprawnik uns öfters vorführte. Der Musik folgte stets eine exquisite Abendmahlzeit, die Gelegenheit bot, des fürstlichen Gastgebers berühmten Weinkeller kennen zu lernen; ganz besonders imponierte mir ein Krimwein eigener Kreszenz. Das Schreiben, das die dänische Königin mir für ihre Tochter mitgegeben hatte, konnte ich leider nicht persönlich überreichen. Beide Majestäten lebten, von der Mitwelt abgeschlossen, fast wie Gefangene in Gatschina. So übergab ich das Schreiben, auf Anraten eines hochgestellten Hofbeamten, dem Fürsten Dolgorucki mit der Bitte um Weiterbeförderung an Ihre Majestät. Ob es in die Hände der Kaiserin gelangt ist, weiß ich nicht; ich habe nichts weiter darüber gehört.

Von St. Petersburg ging ich nach Moskau. Max Erdmannsdörfer leitete hier, nach Nikolaus Rubinsteins tragischem Tode, die Konzerte der Kaiserlichen Musikgesellschaft. Ich spielte auch hier mein erstes Klavierkonzert und gab darauf mehrere Klavierabende. Einer Einladung der Oberin des Smolnoj-Institutes folgend, widmete ich den Zöglingen — ausschließlich feminini generis — einen Abend voll Beethoven, Chopin und Liszt. Der Riesensaal der unter kaiserlichem Protektorat stehenden Anstalt bot einen märchenhaften Anblick. Auf den amphitheatralisch im Halbkreis aufgebauten Sitzreihen saßen in erwartungsvollem Schweigen zweitausend junge Mädchen, alle in gleichmäßiger Kleidung — weiß mit farbigem Gürtel. Als ich das Podium betrat, erhob sich die glänzende Schar und begrüßte mich durch eine stumme Verbeugung, was mir einen viel tieferen Eindruck machte, als das ohrenbetäubendste Händeklatschen. Nach meinen Vorträgen gab es Tee, Kuchen und Konfekt; sogar eine feingeschliffene Flasche mit Rum wurde mir zum Tee präsentiert — er war als „Medizin“ von der Anstaltsapotheke angefordert worden!

Nun folgte eine Reihe von Konzerten in Finnland und den baltischen Provinzen. Am 23. Dezember waren wir wieder in unserem Berliner Heim, und meine Frau, die Freud und Leid der Reise — namentlich das erste — mit mir geteilt hatte, konnte nun rechtzeitig genug den Weihnachtsbaum für die Kinder schmücken.

Aus dem Jahre 1885 ist mir das Tonkünstlerfest in Karlsruhe in lebhafter Erinnerung geblieben. Hier sah ich Liszt zum letztenmal. Sein Aussehen war besorgniserregend, seine Stimmung sehr variabel; eine unbedeutende Kleinigkeit konnte ihn stark erregen, ein harmlos gemeintes Wort ihn reizen. Merkwürdig war und blieb bis an seinen ein Jahr später erfolgten Tod, die Nachsicht, die er gegen einzelne, auch ganz unwürdige Personen seiner Umgebung übte. Er, der Weltbezwinger, war schwach geworden, schwach bis zur Hilflosigkeit. Dies zeigte sich unter anderm in einem der Festkonzerte, in dem seine talentloseste „Lieblingsschülerin" das A-Dur-Konzert spielen sollte. In der Orchesterprobe gab es eine Katastrophe: Schon im zwölften Takt waren Spielerin und Orchester auseinander geraten. Man begann von neuem; Felix Mottl dirigierte und gab sich alle erdenkliche Mühe. Doch wiederum eine Entgleisung der Spielerin. Liszt, der in der ersten Reihe saß, flüsterte seinem Lieblinge während der unfreiwilligen Pause einige belehrende Bemerkungen ins Ohr, worauf man zum drittenmal ansetzte. Aber es half alles nichts: sie konnten zusammen nicht kommen! Schließlich weigerte das Orchester sich, weiter zu spielen, Mottl legte seinen Taktstock nieder und die unglückliche Lieblingsschülerin schien für diese Zeitlichkeit erledigt. Aber nein — es kam anders. Liszt hatte eine längere und, wie es schien, sehr erregte Aussprache mit dem Dirigenten, und es geschah das Unglaubliche, daß der gute Mottl das Klavierkonzert bei der Festaufführung abends — am zweiten Klavier begleitete. Nur seiner fabelhaften Gewandtheit im Begleiten ist es zu verdanken, daß die „Falschspielerin" nicht geradezu ausgelacht wurde.

Im Verein mit Frl. Emma Koch spielte ich in einem der Festkonzerte Liszts Concert pathétique für zwei Klaviere und hörte am nächsten Abend das „Dies irae" aus Berlioz' Requiem zum erstenmal; es machte mir einen derartig überwältigenden Eindruck, daß ich den Entschluß faßte, das ganze Werk in Berlin aufzuführen.

Den Schluß der Festlichkeiten bildete ein glänzendes Mittagsmahl beim Großherzog, zu dem an die männlichen Solisten der Festkonzerte Einladungen ergangen waren. Der Genuß köstlicher Speisen und edelsten Trankes wurde durch die im Nebensaal konzertierende Militärkapelle aufs empfindlichste beeinträchtigt, denn die schönste Würze gemeinsamer Tafelei ist doch die Unterhaltung mit den Nachbarn; hier hörte man kaum sein eigen Wort, und so verständigte ich mich mit meinen beiden Nachbarn vornehmlich durch Zeichensprache, ausdrucksvolle Mimik und viele, mit starker Intonation dargebrachte, von Gläserklang begleitete „Wohls". Liszt, der mit dem Großherzog zur Rechten, mir gegenüber saß, war sehr wortkarg und zeigte auch für die Freuden der Tafel wenig Neigung. Augenscheinlich war er sehr leidend.

An erwähnenswerten Ereignissen dieses Jahres kann ich meine Ernennung zum Königlichen Professor und die Aufführung meiner Symphonie durch Theodor Thomas in New York buchen.

Den Kopf voll großer Pläne trat ich ins neue Jahr (1886), das zunächst den Arbeiten an der Schumannausgabe gewidmet war, und in dessen Verlauf die Welt den Heimgang eines wahrhaft Großen zu beklagen hatte: Franz Liszt starb am 31. Juli in Bayreuth. Ein reiches, von unerhörten Erfolgen begleitetes Leben war erloschen; ein großer gütiger Mensch, ein Künstler von Gottes Gnaden, der „den Besten seiner Zeit genug getan", war von uns geschieden.

Bahre und Wiege — hart beieinander. Am 11. September wurde uns der Stammhalter geboren; er erhielt nach seinem Onkel den Namen Philipp.

7. Orchesterkonzerte / Das Requiem von Berlioz.

Nun kam eine reich bewegte Zeit. Schon im Sommer hatte ich den Plan gefaßt, eine Reihe von Orchesterkonzerten zu veranstalten; sie fanden im Laufe des Winters in zwei Serien zu je vier Konzerten im „Konzerthaus" Leipzigerstraße Nr. 48 statt, dem Saal, in dem Bilse vordem seine außerordentlich populären Konzerte gegeben hatte. Auch Richard Wagner benutzte diesen Saal, als er die Fonds für das Bayreuther Unternehmen durch Konzertaufführungen stärken wollte. Das Konzerthaus wurde an der Stelle errichtet, wo vordem die „Musenhalle", ein nach Pariser Muster geleitetes Ballokal von ausgesprochen eindeutigem Zuschnitt, gestanden hatte. Die hier verkehrenden, die mythologische Anzahl um das Hundertfache übertreffenden „Musen" erfreuten sich meistenteils der väterlichen Fürsorge einer hohen Obrigkeit. Der Berliner liebt klangvolle Benennungen, namentlich dort, wo sie in krassem Gegensatz zu der Art ihrer Bestimmung stehen. Ein Lokal ordinärster Lustbarkeit, in dem der Provinzler für schweres Geld den „Cancan" bewundern konnte, nannte sich „Orpheum". Auch die „Tonhalle" in der oberen Friedrichstraße war ein übel beleumdetes Tanzlokal. In den Apollo- bzw. Amorsälen — siehe Orpheum. Das klangvolle Register ließe sich noch bedeutend erweitern!

Das „Konzerthaus" nun diente edleren Zwecken. Mein Orchester, zum Teil aus der alten Bilseschen Kapelle rekrutiert, zum Teil durch Neueinstellungen bis auf 78 Mann ergänzt, wurde zunächst durch Gesamtproben ganz gehörig herangenommen; hieran schlossen sich Teilproben, Streicher und Bläser gesondert. So vorbereitet konnte ich die Serie meiner Konzerte am 13. Oktober eröffnen. Das Programm des ersten Abends lautete:

1. Les Préludes
2. Der 137. Psalm
3. Dante-Symphonie

} Liszt.

4. Elegischer Gesang
5. Eroica-Symphonie

} Beethoven.

Siegfried Ochs hatte mir seinen Chor zur Verfügung gestellt; aus der Reihe der Solisten, die mich durch ihre Mitwirkung unterstützten, nenne ich Sofie Menter, Therese Malten, Heinrich Gudehus, Amalie Joachim, Teresina Tua und Hermann Ritter (Viola alta in der Harald-Symphonie). Das letzte Konzert war ausschließlich Berliner Komponisten gewidmet. Da hatte ich in ein Wespennest gestochen! Zu meinem Bedauern konnte ich doch während der Dauer von zwei Stunden nicht alle Berliner Komponisten zu Worte kommen lassen, und so schworen mir die „Unaufgeführten" blutige Rache; Dolch, Kugel, Gift — gottlob blieb ich am Leben, nur zwei abfällige Kritiken zeugeten von meiner niedrigen, unkollegialen Gesinnung.

Mein nächstes Ziel war eine würdige Aufführung des Requiems von Berlioz. Die Vorbereitungen hierzu nahmen lange Zeit in Anspruch. Zunächst mußte der in Frankreich übliche Chorsatz (drei- bzw. sechsstimmig, ohne Alt) für den bei uns gebräuchlichen (vier- bzw. achtstimmig) hergerichtet werden, d. h. aus der Verschmelzung der tieferen Sopran- mit den höheren Tenorpartien des Werkes entstand so eine neue, vierte Stimme, was die chorische Wirkung ganz bedeutend erhöhte. Dann galt es, einen Chor ad hoc zu schaffen. Es gelang mir, durch unablässig fortgesetztes Werben etwa 250 weibliche, musikalisch gebildete Stimmen zusammenzubringen. Tenöre und Bässe entnahm ich dem Domchor, dem Lehrergesangverein und einigen anderen Männergesangvereinen. Der ganze Chor belief sich auf etwa 420 Stimmen. Nach achtmonatlicher, gewissenhafter Schulung konnte ich im Dezember zur Tat schreiten. Das Philharmonische Orchester wurde auf 150 Musiker verstärkt, 118 für das Hauptorchester, der Rest für die vier Seitenorchester. Die Aufführung fand am 30. Dezember in der Philharmonie in Anwesenheit des Prinzen Wilhelm und seiner Gemahlin statt. Der Prinz, dem sich sechs Monate später die Kaiserkrone aufs Haupt senkte, sagte mir nach der Aufführung: „Wenn ich meine Potsdamer Husaren so in Ordnung halten könnte, wie Sie Ihre singenden, streichenden und blasenden Scharen, wäre ich's zufrieden." Dabei beglückte Se. Kgl. Hoheit mich mit einem Händedruck, daß mir die Knochen krachten.

Die Aufführung verlief glänzend und so erfolgreich, daß einige Tage später eine Wiederholung an derselben Stelle, und am 27. Januar eine dritte Aufführung im Viktoriatheater stattfinden konnte.

Das von mir begründete Konservatorium blühte mächtig auf; bald waren die vorhandenen Räumlichkeiten nicht mehr ausreichend, die Zahl der Schüler aufzunehmen. So entschloß ich mich zum Ankauf eines eigenen Hauses und fand ein passendes Grundstück in der Potsdamerstraße Nr. 31a. Die neuen Räume, zu denen ein schöner, geräumiger Saal gehörte, wurden an meinem Geburtstage (1888) durch eine erhebende Feier eingeweiht, die mein Bruder arrangiert und zu der er einen Prolog verfaßt

hatte, der hier, in pietätvollem Gedenken an den geliebten Heimgegangenen, folgen möge.

Nur wenig Jahre sind's, da ward gepflanzt
Von kund'gen Gärtners Hand ein zartes Reis;
Aufkeimen sollt' es, kräftig auferwachsen,
Und frisch erblüh'n der edlen Kunst zum Preis.
Mit heißer Sorge hing des Pflanzers Auge,
Doch auch mit Hoffnung an dem jungen Triebe,
Der schwoll und keimt' und wuchs und schoß empor,
Gepflegt von treuer, nimmermüder Liebe.

Denn eine Schar von Hütern hatte sich
Dem Meister zugesellt zu inn'gem Bunde,
Die halfen treu und hielten gute Wacht
Mit hellem scharfen Aug' zu jeder Stunde,
Daß vor Gefahr den edlen Sproß sie wahrten,
Vor Stürmen seine zarte Jugend schützten,
Daß sie ihn tränkten, wenn er wollt' ermatten
Und wenn im Windeshauch er schwankt, ihn stützten.

Und wie er hoch und immer höher strebte,
Machtvoll erstarkend in der Jahre Flucht,
Da offenbarte sich sein adlig Wesen
Und seines Pflanzers kräftig-edle Zucht.
Mit jedem Lenz setzt neue, starke Äste
Und Zweige er den jüngst entsproß'nen zu,
Des Wipfels Blätterkrone zu entfalten
Zu vollster Pracht, nicht läßt's ihm Rast noch Ruh'.

Nun stand er da, ein stolzer, starker Stamm,
In frischem, frühlingsgrünem Laubgewande,
Und durch die Zweige schossen lust'ge Vöglein,
Die schmetterten ihr Lied in alle Lande
Und lockten weit und breit die Sang'sgenossen
Herbei, zu wohnen unter seinem Dach.
Da schwirrt's und wimmelt's bunt auf allen Ästen,
Zu eng fast ward das luftige Gemach.

Voll Staunen sah dem jähen, wilden Wachsen
Der Meister zu, ihn faßt der Sorge Pein
Um seines Lieblings weiteres Gedeihen,
Dem längst der Mutterboden ward zu klein.

Ein neues Gartenland muß er bereiten,
Weit und geräumig und als Stätte passend,
Dem hoch und üppig aufgeschoßnen Stamme,
Und auch der bunten Sänger Scharen fassend.

So ward der neue Garten denn bestellt,
Enthoben ward der alten, engen Stätte
Der Baum mit Wurzel, Stamm und Blätterkrone,
Auf daß er Weiterwachsens Spielraum hätte.
Und stark und kräftig strebt er hoch und höher,
Aufs neue seines Sprießens Kraft erweist er,
Aufs neue treibt er Blätter, Blüten, Früchte
Zur Freude aller und zum Ruhm dem Meister.

Hieran schlossen sich Vorträge einiger meiner Werke durch Lehrer der Anstalt. Dann kam die Überraschung des Abends: Glückwunschdeputationen der Elementar-, Mittel- und Oberklassen, der ausländischen Schüler, der Verlagsfirmen und Klavierfabriken, des Reitklubs, dem ich angehörte, und schließlich die unerwartete Ankunft der heiligen drei Könige! (Mein Geburtstag fällt auf den Dreikönigstag.) Den Abschluß des Festes bildete eine, vom Bruder Philipp erdachte, szenische Aufführung des Schumannschen „Karneval". Wilhelm Berger, der spätere Meiningensche Hofkapellmeister, Schüler meines Bruders, waltete seines Amtes am Klavier, und die Typen des Karnevals zogen an unseren staunenden Augen in leibhaftiger Personifizierung vorüber. Zu den besonders eindrucksvollen Nummern gehörten die „Lettres dansantes", die von fünf anmutigen, als „Sandwichmänner" kostümierten Schülerinnen dargestellt wurden; sie trugen auf Brust und Rücken die Buchstaben meines Vornamens, wirbelten graziös durcheinander und rangierten sich beim Schlußtakt so, daß ihre Aufstellung den Namen Xaver ergab. Der „Chopin" wurde — porträtähnlich — durch einen jungen Finnländer dargestellt, der mit einer stummen Klaviatur in den Saal trat. Den „Paganini" gab meine als Violin- wie auch als Schauspielerin gleich ausgezeichnete Schwägerin Marianne. Den Schluß bildete der Davidsbündlermarsch, bei dem es zu einer regelrechten — natürlich nur markierten — Keilerei zwischen Philistern und Davidsbündlern kam.

Es war ein glänzend gelungenes Fest. Tausend Dank dir übers Grab hinaus, geliebter Bruder!

Um diese Zeit etwa las ich Dahns „Kampf um Rom". Die Episode vom König Witichis und Mataswintha erregten mein besonderes Interesse und ich glaubte, einen brauchbaren Opernstoff gefunden zu haben.

Nachdem ich Dahns Erlaubnis eingeholt hatte, entwarf ich ein Szenarium; es fand warme Anerkennung seitens des Dichters. Dann verständigte ich mich mit dem mir befreundeten Dr. Ernst Koppel, der die weitere textliche Ausführung übernahm, und bald war ich im Besitz des fertigen Buches. Die nächsten drei Jahre galten hauptsächlich den Arbeiten an der Oper.

Bald nach den Aufführungen des Requiems pochte der Tod an unser Tor: unsere liebe, kleine Marischka wurde ein Opfer des Scharlach; sie starb am 9. Februar im Alter von acht Jahren. Da gleichzeitig auch die ältere Schwester von der tückischen Krankheit ergriffen wurde, so mußten die beiden Kinder, um die Ansteckungsgefahr für die jugendlichen Schüler des Konservatoriums zu vermeiden, ins Krankenhaus überführt werden. In diesem Jahre sah Deutschland drei Kaiser auf dem Throne: im März starb Wilhelm I., im Juni Friedrich III.

War ich durch die Arbeiten am Schreibtisch ermüdet, so suchte ich Erholung auf dem Podium; Abwechselung in der Arbeit ist stets Erholung. Als passionierter Frühaufsteher konnte ich nebenbei auch meinen außermusikalischen Neigungen frönen: der Jagd und dem Reitsport. Durch meinen vierbeinigen Freund „Cäsar" lernte ich die Umgebung Berlins sehr genau kennen. Auf diese Passion bezog sich ein guter Witz, den Moritz Moszkowski seinerzeit machte. Auf die an ihn gerichtete Frage, warum der Scharwenka soviel reite, erwiderte er schlagfertig: „Wahrscheinlich wirft die Musik nicht genug ab!"

8. Besuch in New York / Die erste Konzertreise durch die Vereinigten Staaten.

Ausgedehnte Konzertreisen führten mich im folgenden Winter nach Süddeutschland, Belgien, Österreich und Ungarn. Das Jahr 1890 brachte einen totalen Umschwung in mein äußeres Leben. Im Frühling des genannten Jahres erhielt ich den Besuch eines jungen Mannes, der mir im Auftrage der neubegründeten Klavierfirma Behr Bros. in New York einen Flügel ihrer Fabrik als Geschenk überbrachte zugleich mit einer Einladung, die Herren Chefs der Firma mit meinem Besuch zu erfreuen und mich als ihr Gast zu betrachten. Das reizte mich mächtig! Eine Ozeanreise! Ein märchenhafter Ausblick für die Landratte, die außer dem Müggel- und Wannsee nur den großen und kleinen Belt und den Ärmelkanal kennen gelernt hatte. Mit Freuden sagte ich zu, packte bald darauf meinen Kabinenkoffer, versicherte mein Leben — jeden Finger extra — umarmte Mutter, Frau, Kinder und was sich sonst noch zum Abschiednehmen darbot und dampfte hinaus ins weite, blaue Meer. Ach, war das herrlich! Zwölf Tage lang keine Briefe, monatelang keine Klavierstunden — ja selbst den Steuererheber konnte ich während dieser Zeit

schmerzlos entbehren — nur sonniger Himmel, blaue See, unbegrenzter Horizont und himmlische Ruhe; es war gar zu schön.

In New York empfing mich einer der Herren Mitinhaber der Firma und geleitete mich zunächst ins Hotel, dann zu seinem herrlichen Landsitz in Hastings am Hudson, gegenüber den sogenannten „Palisaden". Hier verlebte ich wonnige Tage, und hier reiften die Pläne, die schließlich zu meiner temporären Übersiedlung nach Amerika führten. Als erste Etappe hierfür wurde für den kommenden Winter eine Konzertreise durch die Vereinigten Staaten in Aussicht genommen.

Kurz vor meiner Heimkehr sollte mir noch eine ganz besondere Ehrung zuteil werden. Die Künstlerschaft von New York bereitete mir, auf Anton Seidls Anregung und Einladung, eine „Reception" mit darauffolgendem Festmahl im Brighton Beach-Hotel. Es mögen wohl 120 Künstler und andere „Prominente" der Stadt zugegen gewesen sein. Die Begrüßungsworte, die Seidl als Präses der Festtafel an die Versammlung richtete, seien ihrer humorvollen Fassung wegen hier wiedergegeben.

„Meine Herren!

Wenn ich den Musiker Scharwenka feiern wollte, so müßte ich eine Rede von mindestens einer Stunde Dauer halten. Aber das würde auch gar nicht nötig sein, da wohl alle von Ihnen als mehr oder minder zum „Handwerk" gehörend, Herrn Scharwenka als Musiker so gut kennen wie ich. Ich will mich darauf beschränken, Scharwenka als Menschen zu feiern, und zwar als noblen Menschen. Ein Mensch, welcher als Pianist nach Amerika kommt des Vergnügens halber und nicht um hier zu spielen, um soviel Dollars als möglich einzuheimsen, muß ohne Zweifel ein nobler, sogar ein hochnobler Charakter sein. Trotzdem hoffe ich in unser aller Interesse, sowie in demjenigen des musikliebenden Publikums, daß er diese Nobelkeit im nächsten Jahre abstreifen und uns außer dem Menschen auch den Musiker Scharwenka zeigen wird. So lange er aber noch nobel ist, erhebe ich das Glas und trinke auf das Wohl des vorläufig noch noblen Menschen Xaver Scharwenka!"

Den Wortlaut dieser Rede entnehme ich dem New Yorker „Figaro", ebenso wie die folgende Notiz, die sich einige Absätze weiter befindet: „Anton Seidl hatte inzwischen sämtliche Anwesende zu seinem Konzert in der mächtigen Konzerthalle eingeladen, wohin sich die Gäste in corpore begaben. Bei Scharwenkas Eintritt empfing ihn das Orchester mit einem Tusch, welchem sich das die ganze Halle füllende Publikum mit stürmischem Applaus anschloß."

Von den übrigen Reden an der Festtafel interessierte mich am meisten die des Herrn Prochazka, Herausgebers einer Musikzeitung. Aus seinem durch feinen Humor gewürzten „speech" erfuhr ich so manche interessante Daten über das Schicksal einiger meiner Kompositionen in den

Vereinigten Staaten. So hatte der Herr Redner statistisches Material gesammelt über die Nachdrucke, deren sich meine Werke, namentlich mein Polnischer Tanz op. 3 Nr. 1 zu erfreuen hatten. Leider waren damals die Werke ausländischer Autoren vogelfrei. Wäre dieser Tanz „geschützt" gewesen, so wäre mir eine Tantième von 10 Cent pro Exemplar zugefallen, und das hätte mir, wie der Redner nach genauen Ermittelungen festgestellt hatte, einen Ertrag von 90000 Dollar eingebracht. Damals ein Vermögen! Heute eine Summe von lumpigen 72 Millionen Papiermark. Mich überlief es heiß und kalt. — Unter den Gästen befand sich auch Herr Schirmer, Chef der bekannten Musikalien- und Verlagshandlung. Der liebenswürdige alte Herr lud mich für den folgenden Tag zur Besichtigung seines großen, vornehmen Etablissements ein. Gern folgte ich der Einladung, und mit gerechtem Stolz führte Herr Schirmer mich durch alle Stockwerke seines wirklich großartigen Musikhauses. „Hier befindet sich das Sortiment", erklärte er, „hier die Stecherei, hier die Druckerei usw." „Und in welchem Stockwerk befindet sich die Nachdruckerei?" wagte ich zu fragen. Hatte der also gefragte nicht gehört, oder hatte er meine Frage nicht verstanden? Eine Antwort erhielt ich nicht, doch lud der freundliche Herr mich nachdrücklich zu einem splendiden Lunch bei Delmonico ein.

Reich an hocherfreuenden Eindrücken, voll froher Hoffnung auf die Wintercampagne in Amerika, kehrte ich Ende August heim.

Den Herbst benützte ich hauptsächlich, um mein Programm zu bereichern und einige Szenen meiner Oper, die ich „drüben" aufzuführen gedachte, zu instrumentieren. Ende Dezember (1890) ging ich zum zweitenmal nach Amerika.

Meine liebe alte Mutter hatte den Wunsch geäußert, mich zu begleiten und so traten wir am Weihnachtstage die Reise mit Dampfer „Saale" an. Die Abendtafel schmückte ein prächtiger Tannenbaum, der uns einen letzten Gruß aus der Heimat zuzustrahlen schien. Man sah so manches feuchte Auge; auch mir wurde etwas weh ums Herz — war es doch gerade die Stunde, da Frau und Kinder daheim um den Weihnachtsbaum versammelt, den Vater gewiß sehr vermißten. Da ergriff Kapitän Richter, der Schiff und Passagiere in gleich aufopferungsvoller Weise betreute, das Wort und wußte in einfacher, herzgewinnender Rede, die teils durch Heimweh, teils wohl auch infolge einer gewissen unfreiwillig vollführten Schaukelbewegung verstörten Mienen seiner Tischgenossen aufzuheitern und eine wirkliche Weihnachtsstimmung zu erwecken. Die Stewards brachten Pommery, die Schiffskapelle blies den Choral: „Das ist der Tag, den Gott gemacht" und bald waren wir heiter und guter Dinge — soweit der mit dem lieben, feuchtfröhlichen Bacchus in stetig wachsendem Hader liegende, mürrisch-aufgeregte Neptun dies gestattete.

Die Reise war äußerst stürmisch; tagelang arbeitete sich die „Saale" durch Wellenberge und Schneestürme hindurch ihrem Ziel entgegen, das

sie erst mit dreitägiger Verspätung erreichte. Von den Mastspitzen bis zur Wasserlinie mit Eis vollständig überzogen, bot sie einen phantastischen Anblick. Die Zeitungen brachten bald nach ihrer Ankunft Abbildungen dieses märchenhaft aufgetakelten Fahrzeuges.

Ich nahm Quartier im Hotel Normandie, nahe dem Metropolitan-Operahouse, während meine Mutter Aufnahme in der Familie Behr fand. Die ersten Tage meines Aufenthaltes in New York waren hauptsächlich durch Reporter und Photographen in Anspruch genommen; auch viele frühere Schüler kamen, um den ehemaligen „dear teacher" zu begrüßen. Es war wirklich herzerquickend, wie die liebe Jugend mir ihre Anhänglichkeit und Sympathie ausdrückte, und nicht nur durch Wort und Gebärde, nein: Blumen, Früchte, Zigarren, Tabak, Bücher, Konfitüren und ähnliche Zeichen freundlicher Gesinnung häuften sich in meinem Hotelzimmer. Einer brachte sogar einen wunderschönen Lederkoffer, ein anderer eine Weckuhr, ein dritter ein mächtiges Opernglas — es hätte mich nicht Wunder genommen, wenn ein besonderer Enthusiast mir einen Frackanzug oder ein Paar Stiefel dediziert hätte.

Mein erstes Konzert fand am 23. Januar (1891) im Metropolitan-Operahouse statt, dem am nächsten Tage eine Wiederholung an gleicher Stelle und mit gleichem Programm folgte. Es war glänzend vorbereitet und verlief dementsprechend sehr verheißungsvoll. Ich spielte mein erstes Klavierkonzert und das in Es-Dur von Beethoven, zwischendurch einige Solostücke. Außerdem gelangten zwei Szenen meiner „Mataswintha" zur Aufführung mit Antonie Mielke in der Titelpartie und Heinrich Gudehus als Witichis; Orchester und Chor der Metropolitanoper unter Anton Seidls unvergleichlicher Leitung. Nun folgte in fast ununterbrochnem schnellen Tempo die große, wohlvorbereitete Konzerttour durch die Vereinigten Staaten. Das Reisen, speziell die Eisenbahnfahrten, bereiteten mir stets Vergnügen und Erholung. In dem sogenannten State room, einem gegen einen mäßigen Zuschlag zu erlangenden Separatraum im Zuge, findet sich alles für eine mehrtägige Fahrt erforderliche: Fauteuils, Sofa — beide als Betten herzurichten — Tisch, Stuhl und — last not least — ein eigener Waschraum mit warmem Wasser und allem nur erdenklichen Komfort für des Leibes Nahrung und Notdurft. Ich hatte meine handliche Schreibmaschine stets mit mir und konnte so in aller Ruhe meine Korrespondenz während der Fahrt erledigen. Ein Speisewagen mit außerordentlich reichhaltiger Speisekarte, sowie ein Aussichtswagen am Ende des Zuges mit Bibliothek und anderen „geistigen" Erfrischungen brachten Abwechselung in reicher Fülle. Mein Manager, Mr. John Lavine, ein Muster seines schwierigen, verantwortungsvollen Berufes, sorgte mit rührender Hingabe für mein leibliches Wohl und besorgte die komplizierten Konzertgeschäfte in mustergültiger Weise.

Von New York führte mein Weg mich zunächst nach Washington, wo ich zwei „Recitals" gab. Hier fand ich eine Einladung ins „Weiße Haus"

zu Präsident Harrison vor, in dessen Familie ich einen sehr anregenden Abend — ohne Musik! — verlebte. Erst am übernächsten Tage, da ich meinen Abschiedsbesuch machte, bat Mrs. Harrison mich, ihr und den anwesenden Enkelkindern etwas vorzuspielen, was ich gern tat. Nachdem ich die östlichen Staaten abklaviert hatte, führte mein Weg mich nach Chicago, wo ich meine beiden Klavierkonzerte unter Theodor Thomas spielte und einige Recitals gab.

Unter den Sehenswürdigkeiten der gewaltigen Stadt machte Armours bewunderungswürdige Anlage großen Eindruck auf mich. Hier beschließen täglich gegen 1000 gut genährte Ochsen, 3000 wohlbeleibte Schweine und an die 2000 Fetthammel ihr irdisches Dasein. In das oberste Stockwerk des 6—7 Etagen hohen Riesengebäudes werden die Schlachtopfer direkt aus dem Eisenbahnwagen auf einer geneigten Ebene aufgetrieben. Hier angelangt, erhalten sie den Todesstreich, werden zerlegt, und es wandern die einzelnen Teile, je nach der Art ihrer Verwendung durch Fußbodenklappen in die unteren Stockwerke, von wo sie als „fertige Ware" ihrer weiteren Bestimmung entgegengeführt werden. In einem riesigen Nebengebäude, in dessen Räumen Gefriertemperatur herrscht, gibt es lange Straßenzüge, in denen an Stelle der Häuser halbierte Tierkadaver hängen — nach Jahrgängen geordnet. Für die nächsten Tage wurde ich eingefleischter Vegetarier!

Mein nächstes Reiseziel war St. Paul. Auf der Fahrt dorthin erwischte mich die Grippe, die mich 14 Tage lang in ihren Fängen hielt. Als gleich nach meiner Ankunft die Nachricht von meiner Erkrankung in der Stadt bekannt wurde, ließ Mr. Severance, einer der „Prominenten" von St. Paul, durch seinen Hausarzt bei mir anfragen, ob ich wohl geneigt wäre, mein ödes Hotelzimmer mit einem der komfortabel eingerichteten Räume seiner in der Summit Avenue gelegenen Villa zu vertauschen. Auf meine nur allzugern gegebene Zusage fuhr ein geheizter Krankenwagen vor, der mich unter Assistenz des Arztes zu meinen gütigen, unbekannten Wirten brachte. Hier fand ich wahrhaftiges Menschentum, und der überaus günstige Eindruck, den ich bisher von den Amerikanern erhalten hatte, steigerte sich durch die vielen Beweise von Güte und Liebe, die ich hier und anderwärts in reichstem Maße erhielt, zu ehrlicher Bewunderung.

Mein Zustand war übrigens schlimmer als ich ahnte; zwei Nächte hindurch blieb der Arzt im Hause, und als ich mich zum erstenmal wieder an die Klaviatur setzte, konnte ich mich schwer auf ihr orientieren; ich kam mir wie ein Elementarschüler vor, und es bedurfte längerer Zeit, bis ich mich wieder an die Öffentlichkeit wagen konnte.

Nach einem Abstecher nach Duluth am oberen See führte der Reiseplan mich nach Omaha. Hier erwartete mich mein alter Schüler Mr. Jones, Direktor des Konservatoriums. Mit gerechtem Stolz führte er mich durch die Räume des Institutes, das einen sehr komfortablen Anblick

gewährte. Nicht so angenehm war der Blick aus dem Fenster eines nach einer Seitenstraße gelegenen Zimmers. Da nämlich erblickte das erstaunte Auge den Leichnam eines vor wenigen Stunden gelynchten Negers am Zaunpfahl baumelnd. Ein ungewohnter Anblick für einen Mitteleuropäer! Ländlich — sittlich! Doch der „Colored gentleman“ war unsittlich; er hatte sich wohl infolge plötzlich eingetretener Farbenblindheit an einer unkolorierten Frau vergriffen, und so mußte poor Jonny seinen Frevel in der unbequemen Lage büßen, die selbst ein kunstgerecht gezimmerter Galgen nicht erträglicher gemacht hätte.

Auch noch andere Sehenswürdigkeiten zeigte mir mein Freund; so geleitete er mich in das, einige Kilometer von der Stadt entfernte Indianerlager, wo der Versuch gemacht wurde, die Rothäute zu Soldaten heranzubilden. Der „Kommandant“ der Truppe ließ einige Übungen durch die kupferfarbigen „soldiers“ ausführen; sie fielen so überaus kläglich-komisch aus, daß ich mir das Lachen kaum verkneifen konnte. Die Regierung sah denn auch bald ein, daß der Indianer sich für den Drill nicht eignet, und so zogen die Söhne der Prärie nach erfolglos absolviertem „Dienstjahr“ zurück in die heimischen Jagdgründe, wo sie, wie ihre Urväter, den Tomahawk schwingen und „der Pfeife Rauch zum großen Geiste blasen“ konnten.

Auch ich zog heimwärts, vorläufig jedoch erst nach New York. Mein Entschluß stand fest; ich wollte nach Amerika übersiedeln. Die hierzu erforderlichen Vorbereitungen und Verhandlungen waren mit Hilfe der Firma Behr bald erledigt, und ich kehrte im April nach Berlin zurück, während meine Mutter in New York verblieb.

IV.

New York

1891—1898

1. Vorbereitungen für die Übersiedlung / Mexico (Missouri) / Cincinnati / Chicago und der unechte Namensvetter / Der Mutter Tod.

Die Sommerzeit war vollauf ausgefüllt durch die Arbeiten, die eine Übersiedlung mit sich bringt. Ich verkaufte mein Haus und regelte die Angelegenheiten des Konservatoriums, dessen Leitung zunächst Dr. Langhans übernahm. Meine Familie sollte mir erst in Jahresfrist folgen. Bruder Philipp willigte gern in meinen Vorschlag, für einige Jahre mit mir nach New York zu gehen und die theoretischen Klassen an dem dort zu begründenden Konservatorium, das gewissermaßen als eine Zweiganstalt des Berliner Instituts gedacht war, zu leiten. Auch Paul Oehlschläger und Frl. Hella Seydell, zwei bewährte Lehrkräfte, schlossen sich uns an.

Nicht lange vor meiner Abreise ließ Anton Rubinstein bei mir anfragen, ob ich geneigt sei, nach St. Petersburg überzusiedeln und dort die Leitung des von ihm begründeten Konservatoriums der Kaiserlich-Russischen Musikgesellschaft zu übernehmen. Die Stellung war, wie ich aus Erfahrung wußte, eine sehr ehrenvolle und angenehme und mit nicht gar zu hartem Frondienst belastet. Ich mußte ablehnen, da ich bereits für Amerika verpflichtet war. Aber auch sonst wäre ich dem Rufe nicht gefolgt, denn das Gehalt des Direktors war so minimal bemessen, daß es gerade für Zigaretten und Freimarken gereicht hätte. Doch seien die Möglichkeiten, außerdem auch noch das tägliche Brot zu verdienen, sehr groß, wie ich aus zuverlässiger Quelle erfuhr.

Als geschäftlichen Leiter der New Yorker Anstalt hatte ich Mr. Emil Gramm gewonnen, der im Verein mit der Firma Behr und unter tätiger Beihilfe des unermüdlichen, treuen John Lavine alles aufs beste vorbereitet hatte, und so konnte das Konservatorium Anfang Oktober in den

Prachträumen des für die gedachten Zwecke hergerichteten Hauses Nr. 81 der Fifth Avenue eröffnet werden. Inzwischen hatte ich ein geräumiges Haus mit großem Garten in Brooklyn gemietet, das ich für meine binnen Jahresfrist zu erwartende Familie komfortabel einrichten ließ.

Das Jahr verging in angestrengter Unterrichts- und Konzerttätigkeit. Das Institut blühte auf und ich fühlte mich, wenn auch die Trennung von Weib und Kind und die Sehnsucht nach dem lieben Vaterlande so manchen trüben Schatten in die glänzende Gegenwart warf, zufrieden und glücklich, zumal ich mir vorgenommen hatte, die vier Sommermonate jeden Jahres in Deutschland zu verleben.

Im Juni 1892 kehrte ich mit meinem Bruder nach Berlin zurück; er konnte sich an die amerikanische „Luft" nicht gewöhnen und bat mich, ihn seiner Stellung zu entheben. Zugleich sprach er mir den Wunsch aus, die Leitung des Berliner Konservatoriums zu übernehmen, was ich ihm auch zugestand. Im September trat ich mit meiner Familie die Reise nach New York an. Ich hatte Plätze auf der von Hamburg segelnden „Normannia" belegt. Von befreundeter Seite wurde ich am Tage unserer Abreise aus Berlin gewarnt, über Hamburg zu gehen, da von dort einzelne Fälle von Choleraerkrankungen gemeldet worden seien. Leider folgte ich dem Rat nicht, was ich bitter bereuen sollte, denn das Gerücht bestätigte sich — Hamburg war total verseucht und wir strebten natürlich so schnell als möglich fortzukommen. — Auf der „Normannia" brach zwei Tage nach der Ausreise die Cholera aus, der einige Passagiere zum Opfer fielen; die Leichen wurden nächtlicherweise ohne Sang und Klang ins Meer versenkt. Unser Schiff wurde 14 Tage lang im Außenhafen von New York in Quarantäne gehalten, während der sich die furchtbarsten Szenen an Bord abspielten.

Endlich durften wir landen. Die Normanniafahrt hatte eine kolossale Sensation in New York hervorgerufen, und die Begrüßung am Pier gestaltete sich zu einer herzerschütternden Ovation für die bedauernswerten Heimgekehrten. Mir selbst wurde eine ganz besondere Ehrung zuteil: Kapellmeister Nahan Franko bot mir mit seiner Kapelle, die stundenlang auf die Ankunft des Dampfers gewartet hatte, einen Willkommensgruß, den ich von Bord aus entgegennehmen konnte. Das Programm bestand aus mehreren meiner eigenen Kompositionen.

Total erschöpft langten wir in unserem Heim an, wo wir von der Nachbarschaft, die wir ja nicht einmal dem Namen nach kannten, aufs herzlichste begrüßt wurden. Die halbe Henrystreet sammelte sich um uns, und alle — unter ihnen „Prominente" der Stadt — boten ihre Hilfe an. Wiederum wahres Menschentum! Es war herzerhebend.

Jubelnd stürmten die Kinder durchs Haus und in den Garten, dessen Obstbäume sie mit Sachkenntnis plünderten. Nachdem sie sich von den ganz außerordentlichen Strapazen der Reise etwas erholt hatten, wurden sie eingeschult, fanden bald liebe Spielkameraden und fühlten sich nach

kurzer Zeit ganz at home. Auch unser alter deutscher Diener und seine als Küchenfee funktionierende Frau lebten sich bald in die neuen Verhältnisse hinein; nur die englische Sprache machte ihnen Schwierigkeiten, und es dauerte längere Zeit, bis aus dem Brotwei ein „Broadway", aus dem Huse ein Haus (house) und aus dem Me-at ein Miet (meat) wurde.

Den folgenden Sommer (1893) verlebte ich wieder in Deutschland, meist in Gesellschaft meines Bruders. Wir besuchten die Schweiz und Tirol; später ging ich nach Nurmühle, die einsame Schönheit und himmlische Ruhe der polnischen Wälder in vollen Zügen genießend. Das tat wohl nach all dem Trubel der letzten Jahre.

Bald nach Beginn des Wintersemesters in New York führte mein Manager mir Mr. Yancey zu, den Besitzer und Leiter des im Westen der Union wohlakkreditierten Hardin College in Mexico im Staate Missouri. Mit dem College, das nur weibliche Zöglinge aufnahm und dessen Lehrplan alle wissenschaftlichen Fächer umfaßte, stand ein Musikkonservatorium in Verbindung. Mr. Yancey ersuchte mich nun, bei der demnächst stattfindenden öffentlichen Prüfungsaufführung als Preisrichter zu fungieren.

Diese Aufführungen bildeten den Höhepunkt der „seasons" des Städtchens; sie fanden im dortigen „Grand Opera-House" statt und bildeten schon wochenlang vorher das ausschließliche Stadtgespräch. Galt es doch einen 1000 Dollar-Flügel zu gewinnen! Bei Gelegenheit einer meiner Reisen nach dem Westen waltete ich denn meines Amtes. Wer einer solchen Affäre nicht beigewohnt hat, kann sich keinen Begriff machen von dem Verlauf und dem Sturm, den das mit fieberhafter Spannung erwartete Resultat entfesselte. Als nach den Vorträgen der Name der Siegerin bekannt gegeben wurde, erhob sich im Publikum ein solch ohrenbetäubendes, markerschütterndes Geschrei und Gejohle, ein derartig frenetisches Freudengeheul aus tausend Kehlen, daß die Wände zu bersten drohten. Und die bis zur Siedehitze gestiegene Erwartung und Spannung suchte und fand ein Ventil: Über Bänke und Stühle hinweg stürmten Angehörige und Freunde der Siegerin auf die Bühne, umarmten, küßten und beglückwünschten die fassungslos Glückliche so nachdrücklich, bis das gequälte Opfer schließlich ohnmächtig auf den Klaviersessel sank. Zum Glück hatte einer der Herren Lehrer, der als starrer Abstinenzler galt, ein Fläschchen mit einer nervenstärkenden Flüssigkeit, deren Vertrieb seit einiger Zeit in den Vereinigten Staaten streng verboten ist, bei sich, und bald schlug die schwer, aber erfolgreich Geprüfte ihre schönen Augen auf.

Vor meiner Abreise sprach Mr. Yancey den Wunsch aus, mich dauernd an das College zu fesseln, und zwar derart, daß ich je vier Wochen in jedem Jahre lehrend und beaufsichtigend am Konservatorium tätig sein sollte. Die Idee gefiel mir, zumal mein geplanter Aufenthalt dort für die Frühlingszeit vorgesehen war. Während der übrigen Zeit des Jahres sollte Herr Öhlschläger als mein Vertreter fungieren. Da die materiellen

Fragen in durchaus generöser Weise geregelt worden waren, so übernahm ich gern die Stellung, die äußerlich durch den respektvollen Titel „Generaldirektor“ gekennzeichnet war. Es waren schöne, erholungsreiche und in gesellschaftlicher Beziehung sehr anregende Wochen, die ich in dem Städtchen — es liegt ungefähr 100 Kilometer westlich von St. Louis — verlebte.

Enthusiastische Verehrer meiner Kunst erwarb ich mir unter den Negern, die bekanntlich große Musikliebhaber sind. In den Abendstunden versammelte sich regelmäßig eine beträchtliche Menge unserer schwarzen Menschenbrüder vor den Fenstern meiner im Parterre gelegenen Hotelzimmer, von wo aus ich den entzückt Lauschenden einen kleinen Ohrenschmaus bereitete. Mich nannten sie, da sie teils meinen Namen nur schwer auszusprechen vermochten, teils wohl auch aus liebevoller Erkenntlichkeit für die ihnen meinerseits gespendeten Genüsse „our Professor“. Meiner Frau, die mich einmal begleitete, vertraute ein solch angerauchter Meerschaumkopf, daß „our Professor“ in tiefster Nacht durch die ödesten, entlegendsten Straßen der Stadt wandern könne, es dürfte ihm nichts Böses geschehen. Ich hatte meine helle Freude an den dunklen Musikenthusiasten.

Zu den bemerkenswerten „Podiumereignissen“ dieses Jahres (1893) gehört eine Veranstaltung, die mein ehemaliger Schüler Benjamin Guckenberger in Cincinnati seinem dear old teacher zu Ehren künstlerisch und würdig vorbereitet hatte. Im Rahmen des unter seiner Leitung stehenden Gesangvereins „Orpheus“ führte er eine Reihe meiner Werke auf, darunter Szenen und Chöre aus meiner Oper „Mataswintha“. Eingeleitet wurden die Festtage durch ein Orchesterständchen, das prominente Deutsche der Stadt mir vor meinem Hotel darbieten ließen. Dem Orchester folgten die Mitglieder des „Orpheus“ und eine große Volksmenge. Es war sehr feierlich; der Vorsitzende des Vereins hielt eine Ansprache, die ich gerührten Herzens erwiderte. Dem Schlußkonzert folgte ein solenner Kommers, dem der um das Deutschtum Ohios hochverdiente Dichter H. A. Rattermann präsidierte. Seien Sie herzlich gegrüßt und nachträglich noch aufs wärmste bedankt, lieber Benjamin.

Im Laufe des Jahres mußte ich zu meinem großen Bedauern die Verbindung mit der Firma Behr Bros. lösen; ihre Konzertflügel wurden von der Presse so heftig angegriffen, daß die mir sehr wohlgesinnten Chefs der Firma mir nahelegten, mich nach einem anderen Ausdrucksmittel für meine Klavierseele umzusehen. Nachdem ich eine zeitlang mich der Knabeflügel bedient hatte, verständigte ich mich mit William Steinway. Jetzt hatte ich, was ich brauchte. In ihrem großen Etablissement in der vierzehnten Straße (Steinway Hall) richtete die Firma mir ein splendides „studio“ ein, infolgedessen ich die Räume des Konservatoriums in die obere Stadt (68th street) verlegte und somit zwei, örtlich weit voneinander gelegene Stellen für meine Unterrichtstätigkeit hatte. Inzwischen hatte ich auch meinen Wohnsitz nach New York verlegt, denn





Maskenfest am Hofe der Fürstin von Albanien. In der Mitte meine Tochter Lucie

Aufgenommen von I. K. H. der Fürstin von Albanien



„Am Flügel“



„Als Dirigent“

Karikaturen (Helsingfors)

das tägliche Hin- und Herpendeln zwischen Brooklyn und dem Felde meiner Tätigkeit war auf die Dauer zu umständlich und zeitraubend.

Schon während meiner ersten Konzertreisen in den Vereinigten Staaten mußte ich erfahren, daß das Publikum und ein Teil der westlichen Presse an meiner Identität zweifelten. Ein Pianist meines Namens hatte bereits längere Zeit vor meinem Erscheinen in Amerika Konzerte gegeben. Gelegentlich stellte es sich heraus, daß ein Individuum namens Ernst Hoffmann diesen schamlosen Betrug vollführt hatte. Nach Entdeckung dieser beispiellosen Frechheit brachten die Zeitungen das Bild des Übeltäters mit folgender „Empfehlung":

Der unechte Scharwenka.

Alte Bekannte des Klavierlehrers, verflossenen Vereinsdirigenten und Mitgiftspekulanten Ernst Hoffmann, der seine verschiedenen Künste unter dem musikalisch volltönenden Namen Scharwenka ausübte und unter diesem ein Fräulein Gutmann heiratete, die er nach zwei Tagen sitzen ließ, ohne auch nur Rabbiner und Trauhimmel bezahlt zu haben, nehmen an, daß sich der windige Ernst nach der windigen Stadt Chicago gewandt hat. Vielleicht führt sein obenstehendes, wohlgetroffenes Konterfei noch andere „Bräute" auf die Spur des Mannes, der den Namen eines der musikalischen Halbgötter von New York so gar unnützlich, wenn auch sich zum Vorteil führt."

Die Frechheit dieses Gauners ging so weit, daß er eines Tages bei mir erschien, seine Tat mit ungünstiger materieller Lage zu motivieren suchte und mich um eine Empfehlung an die Odd Fellow-Loge bat, die ihm den Eintritt in den Orden ermöglichen sollte. Ich klingelte meinem Diener, und gleich darauf bemerkte Hoffmann, daß er allein auf der Madison Avenue stand.

Mit dem Beginn des Sommers ging ich wie alljährlich nach Berlin und führte hier im Krollschen Saale meine inzwischen vollendete Oper vor geladenem Publikum konzertmäßig auf. Emil Götze sang den Witichis unvergleichlich schön. Der Rest des Sommers gehörte meiner lieben alten Mutter, die bereits vor Jahresfrist wieder nach Berlin zurückgekehrt war. Der Abschied von der Teuren war ergreifend, denn ich ahnte, daß ich sie nicht wiedersehen würde. Mein Ahnen hatte mich nicht getäuscht: am 17. Dezember schlossen sich die treuen Mutteraugen für immer.

Zu den reichlich gesegneten Arbeitsfeldern, die mich in Amerika erwarteten, trat ein neues hinzu: Direktor Schemmel von dem mit der Universität verbundenen Konservatorium in Nashville (Tennessy) ersuchte mich, zu diesem Institut in ein ähnliches Verhältnis zu treten, wie es beim Hardin-College bestand. Nach längeren Verhandlungen willigte ich ein, alljährlich für zehn Tage nach Nashville zu kommen. Doch nur zweimal waltete ich dort meines Amtes; die Stadt war mir zu „trocken", obwohl Wasser reichlich vorhanden war; doch zu einem Hydrophilen habe

ich mich auch dort nicht bekehren lassen. Infolge meiner — allerdings erzwungenen — Abstinenz und in Anerkennung einiger meiner sonstigen guten Eigenschaften, wurde ich durch die Verleihung des Doktortitels geehrt.

2. „Mataswintha" in Weimar und New York / Commodore Vanderbilt / Sängerfest in Philadelphia.

Im Laufe des Winters konzertierte Bernhard Stavenhagen in den Vereinigten Staaten. Bei Gelegenheit eines Besuches bei mir sah er die Partitur meiner Oper. Er erbat sich Klavierauszug und Text, nahm beides mit sich ins Hotel, kam am nächsten Tage wieder und überraschte mich durch die erfreuliche Mitteilung, daß er „Mataswintha" gleich zu Beginn der nächsten Spielzeit in Weimar, wo er Hofkapellmeister geworden war, zur Aufführung bringen wolle. Er hat Wort gehalten: am 4. Oktober 1896 fand die Uraufführung meines Werkes am Hoftheater zu Weimar statt. Aus diesem Anlaß war meine ganze Familie mit mir nach Europa gekommen. Vor meiner Abreise nach Amerika folgte ich noch einer Einladung der Kaiserlich-russischen Musikgesellschaft in Moskau, eins ihrer Orchesterkonzerte zu leiten. Hierzu brauchte ich einen Paß, und dieser Umstand gibt mir Gelegenheit, der hochentwickelten, mustergültigen Einrichtung der preußischen Steuerbehörden mit höchster Bewunderung zu gedenken. Bekanntlich hat jeder Preuße das Recht, Steuern zu zahlen, und auch diejenigen Staatsbürger, die ihren Wohnsitz ins Ausland verlegt haben, genießen den Vorzug, nach Verlassen der heimatlichen Scholle noch zwei Jahre lang Steuern zahlen zu dürfen. Im Trubel meiner Übersiedelung hatte ich es leider unterlassen, von dieser Vergünstigung Gebrauch zu machen. Als ich nun ahnungslos mich um einen Paß bemühte — es waren sechs Jahre seit meiner Übersiedelung nach Amerika vergangen —, kam meine wirklich absichtslose Schädigung des Steuerfiskus ans Tageslicht. Den Paß erhielt ich — gegen Zahlung des rückständigen Steuerbetrages, der das Moskauer Honorar nicht unerheblich überstieg. Ich war nicht wenig stolz auf die so tadellos funktionierende preußische Verwaltungsmaschinerie!

In der Leitung des Berliner Konservatoriums war inzwischen eine bedeutsame Änderung eingetreten. In Erwägung, daß ich voraussichtlich nicht mehr zu dauerndem Aufenthalt nach Berlin zurückkehren würde, hatte ich seinerzeit die mit dem Konservatorium verknüpften Rechte und Pflichten meinem Bruder erb- und eigentümlich übertragen. Durch die Last direktorialer Tätigkeit in seinem künstlerischen Schaffen erheblich gehemmt, trat Philipp von der geschäftlichen Leitung des Instituts zurück und vereinigte sich mit dem Musikschriftsteller und Gesangspädagogen

Dr. Hugo Goldschmidt, der nun als Direktor zeichnete. Bald darauf trat Karl Klindworth, der neben seiner Dirigententätigkeit eine kleine, bestens renommierte Klavierschule leitete, mit der Idee einer Fusion beider Institute an Dr. Goldschmidt heran. Infolge der vollzogenen Vereinigung wurde die neue Anstalt Klindworth-Scharwenka-Konservatorium benannt. Goldschmidt blieb zunächst Alleinherrscher, während Klindworth die Klavierabteilung leitete und mein Bruder den theoretischen Unterricht übernahm.

Die Aufführung meiner Oper in Weimar und die schönen Eindrücke, die ich während des in Europa verlebten Sommers erhielt, nagten stark an meinem Herzen, dort in dem Winkel, wo die Sehnsucht nach der alten Heimat und die untilgbare Liebe zum Vaterlande ihren Sitz haben. Mit etwas gemischten Gefühlen kehrte ich mit den Meinen nach New York zurück. Das ewige Einerlei des Konzertierens und Unterrichtens genügte mir nicht mehr; ich sehnte mich nach einem künstlerisch mehr befriedigenden Felde für meine überschüssigen Kräfte. Meine New Yorker Freunde, an ihrer Spitze William Steinway, taten sich zusammen und beschlossen, einen Bach-Verein ins Leben zu rufen, dessen Leitung mir übertragen werden sollte. Doch die Konferenzen, Ausschußsitzungen, Entwürfe, Rundschreiben und ähnliche Vorbereitungen dauerten so lange und bis schließlich in die Zeit hinein, da es schon fest in mir stand, zurückzukehren in das Land

„Wo meine Träume wandeln gehn,
Wo meine Toten auferstehn;
Das Land, das meine Sprache spricht.“

So fiel der schöne Plan ins Wasser, dort wo es am tiefsten ist. Als einen kleinen Ersatz für die getäuschte Hoffnung kann ich die Aufführung meiner „Mataswintha“ am Metropolitan-Operahouse in New York buchen.

Vor meiner Abreise nach Deutschland begab ich mich in Begleitung meines treuen Managers Lavine noch einmal zu Konzerten nach dem äußersten Westen; über Chicago, Minneapolis, St. Paul, Denver und Salt Lake City nach Kalifornien. Ein sehr merkwürdiges Erlebnis hinterließ mir einen starken, nachhaltigen Eindruck. Während einer Eisenbahnfahrt rollte der Zug durch eine öde Felsgegend. Da ich Lust zum Rauchen verspürte, verließ ich meinen Fensterplatz in der Parlor-Car und begab mich in das Raucherabteil. Kaum dort angelangt, erfolgte ein fürchterliches Getöse und Gepolter, wie wenn eine Bombe eingeschlagen hätte. Und in der Tat war etwas Ähnliches geschehen, nur daß keine Explosion erfolgte. Wir stürzten in unser Abteil und sahen zu unserem Entsetzen, daß ein viele Zentner schwerer Felsblock, der sich vom Gestein losgelöst hatte, durch das breite Fenster unter teilweiser Zertrümmerung der Einfassung geflogen war und meinen Sitz total

zerschmettert hatte. Ein gnädiges Geschick — in diesem Falle mein Rauchbedürfnis — hatte mich vor sicherem Tode bewahrt. Der smarte Lavine wollte den Vorfall zu einer fetten Reklame ausschlachten. Natürlich verbat ich mir dies energisch, was der Manager unverständlich und höchst bedauerlich fand.

Nach Beendigung dieser anstrengenden, doch an herrlichen Natureindrücken reichen Reise ging ich nach Mexiko zu meinen dunklen Freunden und erholte mich dort bald von den Konzertstrapazen. Der Kontrast zwischen dem Trubel der vergangenen Wochen und der friedsam-beschaulichen Ruhe, die mich hier umfing, erweckte und trieb mich zu erneutem Schaffen. Nach absolvierter „Dienstzeit" am Hardin College zog ich mich in eine stille Klause auf Long Island zurück und entwarf hier die Skizze zu meinem dritten Klavierkonzert (Cis-Moll, als op. 80 erschienen).

In dieser idyllischen Ruhe überraschte mich Herr Henry Wolffsohn — Amerikas Herrmann Wolff. Er brachte mir eine Einladung zu Commodore William Vanderbilt, der seinem Freunde Theodore Roosevelt zu Ehren ein großes Fest in seinem Schloß am Meere (zu Newport) zu veranstalten im Begriff stand. Der Finanzgewaltige hatte den Wunsch geäußert, den Abend durch meine Klaviervorträge geschmückt zu sehen — wie Wolffsohn sich so schön ausdrückte. Ich nahm an. Der Abend verlief glänzend. Vanderbilt hatte unter anderm das vollständige Philharmonie-Orchester engagiert, dessen Mitglieder sämtlich in der eigens für diese Gelegenheit angefertigten Uniform der „Rough riders" erschienen. Man erinnere sich, daß Roosevelt im Spanisch-amerikanischen Kriege ein Kavallerieregiment — „Rough riders" genannt — auf eigene Kosten aufgestellt hatte; er kandidierte damals als Governor des Staates New York, wurde 1900 zum Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten erwählt und bestieg nach Mr. Kinleys Ermordung im Jahre 1901 den Präsidentenstuhl. Der alte Commodore wußte, was er tat!! — — —

Nun war vor meiner Europareise nur noch ein Hindernis zu nehmen: es war das im Juni stattfindende Sängerfest in Philadelphia, das kritisch zu bewerten ich im Auftrage des „New Yorker Morgenjournal" übernommen hatte. Es beteiligten sich etwa 10000 Sänger an dem Wettstreit. Aus allen Teilen der Union waren die sangesfrohen deutschen Barden herbeigeeilt und ließen sich teils in einzelnen Gruppen, dann aber auch in ihrer imposanten Gesamtheit hören. Das „New Yorker Morgenjournal" hatte, um seine Leser möglichst schnell über die einzelnen Phasen und das Ergebnis des Sängerstreites informieren zu können, eine direkte telegraphische Verbindung zwischen seiner Druckerei und dem Pressezimmer der großmächtigen Sängerhalle herstellen lassen. Meine Berichte wurden dann in New York sofort gesetzt, gedruckt und so fix expediert, daß die Morgennummer des Blattes in Philadelphia zur selben Stunde wie in New York (6 Uhr) erscheinen konnte. Eine fabelhafte Leistung!

Nach einem kurzen Abschiedsbesuch bei meinen Kindern, die den Sommer in den „Catskills" verlebten, trat ich, mit der fertigen Skizze meines Klavierkonzertes bewaffnet, meine Reise nach Europa an, um unter anderm meine „Rückübersiedelung" nach Berlin in die Wege zu leiten.

Ich hatte einen langsamfahrenden Dampfer gewählt, um während der Überfahrt an der Instrumentation meines Konzertes zu arbeiten. In einer stillen Ecke des Speiseraumes hatte ich meine Werkstatt aufgeschlagen und wurde von den wenigen Mitreisenden nicht gestört. Nur einer von ihnen, ein Butterhändler en gros aus Baltimore, beehrte mich während der Arbeit mit seiner Aufmerksamkeit. Nachdem er mir eine Weile interessiert zugeschaut hatte, fragte er mich, was ich da tue. „Ich schreibe Noten", entgegnete ich. „Well, well," replizierte der Gute, „warum machen Sie sich denn solch große Mühe? Das lohnt doch nicht! Man kauft ja die Noten jetzt so billig!" Da ich annehmen durfte, daß eine Erklärung meines Tuns fruchtlos bleiben würde, versprach ich ihm, seine Worte zu beherzigen; nur möge er es mir nicht übelnehmen, wenn ich die angefangene Arbeit noch vollende. Mit dieser Erklärung gab er sich zufrieden.

Die Freude meines Bruders war groß, als ich ihm meinen Entschluß mitteilte, vorläufig aber sollte Stillschweigen gewahrt werden. —

Mein Aufenthalt in Europa währte nicht lange. Schnell traf ich die letzten Anordnungen für meine definitive Rückkehr an die Stätte meiner langjährigen Wirksamkeit. Dr. Goldschmidt begrüßte es mit Freuden, daß ich seinem Ersuchen, wieder in Beziehung zum Klindworth-Scharwenka-Konservatorium zu treten, gern zu entsprechen geneigt sei. Klindworth jedoch, wie ich später erfuhr, sträubte sich mit aller Macht gegen meine Berufung und stellte schließlich die Alternative „er oder ich". Dr. Goldschmidt entschloß sich für das „Er", und Klindworth ging wirklich, kaufte sich einen kleinen Landsitz in der Nähe von Oranienburg, baute Kohl, Rüben, Hülsenfrüchte und ähnliche, einem waschechten Vegetarianer unentbehrliche Delikatessen. Daß er mir aus Anlaß meiner Rückkehr an das Institut, das ich begründet und aufgebaut hatte, die kalte Schulter zeigte, ist mir bis heute unerklärlich geblieben. Wir waren vordem befreundet und verkehrten viel und herzlich miteinander; ich hatte den vornehmen Mann und feinen Musiker wirklich sehr gern.

Meiner Fahrt von Berlin nach New York, in Begleitung meiner Frau, gedenke ich mit großer Freude. Wir wählten den Weg über Genua. Dampfer „Fulda" nahm uns hier an Bord, und hinaus ging es ins saphierschimmernde Mittelmeer, zunächst nach Neapel, wo der Dampfer 800 italienische Auswanderer an Bord nahm. Bald duftete es lieblich nach den Gewürzen und Knollengewächsen, deren Geruch in den Ghettos galizischer Städte als Parfüm empfunden wird. In Neapel hatten wir acht Stunden Aufenthalt; wir gingen von Bord und sahen, was die kurz bemessene Zeit zu sehen gestattete. Der Vesuv hatte die Freundlichkeit,

uns mit einem furchtbar schönen Feuerwerk zu beehren; den Feuerschein konnten wir noch lange nach unserer Abfahrt am nächtlichen Himmel bemerken.

Nach Erledigung meiner häuslichen Angelegenheiten in New York und nachdem ich das Konservatorium der weiteren Fürsorge meines Freundes und Mitarbeiters Gramm empfohlen hatte, empfahl auch ich mich. Der Abschied fiel mir doch recht schwer. Ich hatte viel Freundschaft genossen und konnte sie aufrichtig und herzlich erwidern. Zwei meiner besten Freunde hatte ich kurz vor meinem Scheiden durch den Tod verloren: William Steinway und Anton Seidl. Beide starben in den Sielen. Seidl, der in der 68. Straße mir gegenüber wohnte, hatte sich durch ein Fischgericht eine Vergiftung zugezogen, die in wenigen Stunden seinen Tod herbeiführte. Sein Leichenbegängnis war eines Königs würdig. Auf der Bühne des Metropolitan-Opera-Houses war unter Palmen und Blumen der Sarg aufgebahrt, flankiert von den Mitgliedern des Philharmonischen Orchesters. Eine tausendköpfige Trauergemeinde füllte den ungeheuren Zuschauerraum. Die ergreifende Feier kulminierte in dem Vortrage des Trauermarsches aus Beethovens „Eroika" und dem Finalsatz aus Tschaikowskis „Pathetischer Symphonie". Zwölf der angesehensten Musiker der Stadt funktionierten als Bahrtuchträger.

Kurz vor meiner Abfahrt von New York versammelten sich meine Freunde zu einer Abschiedsfeier. Ein kerndeutscher Trunk von den Ufern des Flusses, „den sie nicht haben sollen", ein paar Reden in wehmutsvoll-herzlicher Tonart, ein vielstimmiges Lebewohl und auf Wiedersehen — und ich pilgerte weiter, der Zukunft entgegen. Das genannte „Wiedersehen" war übrigens kein leerer Wahn und auch kein Lehrer-Wahn, denn im kommenden Frühjahr sollte ich — kontraktlich verpflichtet — nochmals am Hardin College tätig sein, was auch geschah. Meine Frau und ein Teil der Kinder blieben einstweilen noch in New York, sie sollten Ende Dezember nachfolgen. —

V.

Wieder in Berlin

1898

1. Konzerte / Krankheit / Hardin College.

Am 27. Januar (1899) trat ich zum erstenmal nach siebenjähriger Pause wieder vor das Berliner Publikum. Ich spielte unter anderm mein neues Klavierkonzert und die von mir instrumentierte Polonäse mit vorangehendem Andante spianato von Chopin.

Eine frisch-frohe Konzertreise nach Finnland folgte dem Berliner Wagnis. Bald nach meiner Rückkehr befiel mich eine schwere Krankheit, die mich sechs Wochen ans Bett gefesselt hielt. Amerikanische Zeitungen meldeten mein Ableben, und auch in Berlin war ein derartiges Gerücht verbreitet. Mein Arzt und treuer Freund, Professor Dr. Salzwedel, entriß mich jedoch den gierigen Händen des Knochenmannes, allerdings mit Hilfe der bittersten Medizin, die ich je zu schlucken bekommen hatte: ich durfte nicht rauchen! Das war hart. Doch da half mir ein anderer guter Freund aus der Not. Professor Philipp Rüfer kam täglich um 3 Uhr nachmittags zu mir, setzte sich an mein Schmerzenslager und rauchte mir zwei Stunden lang etwas vor. So hatte ich einen kleinen Ersatz für den verbotenen Genuß. Auch eine steinalte Freundin meiner Eltern, eine Samteranerin, stellte sich ein, um mir ein letztes Lebewohl zu sagen, ließ sich keuchend in den Sessel neben meinem Bett fallen und flöhnte so jammervoll, daß ich das Sterbeglöcklein zu hören vermeinte. Wirklich, ich glaubte, daß das Ende nahe sei. In dieser Meinung wurde ich durch das folgende Gespräch bestärkt, das die wohlwollende Dame mit tränenerstickter Stimme nun begann: „Ach, liebes Professorchen, wie schrecklich elend sehen Sie aus! Wie das leibhaftige Leiden Christi! Wo fehlt's denn?" Mit schwacher Stimme und wenig Worten beschrieb ich ihr meinen Zustand. Die alte Dame (wimmernd): „Ach Gott, ach Gott, ganz wie bei meinem Seligen. Wie traurig! Das wird leider nicht mehr besser, mein Seliger ist daran zugrunde gegangen. Er hat sich ja in den letzten Wochen noch

furchtbar quälen müssen. Na, trösten Sie sich, Professorchen, wir alle müssen ja mal sterben" (schluchzt).

Ganz geknickt stammelte ich, daß ich warten könne und durchaus keine Eile habe. Ich fügte hinzu, daß ich seit gestern von sehr quälenden, stechenden Schmerzen in der Nierengegend gepeinigt würde.

Die alte Dame (lebhaft): „Sehn Sie, Professorchen, ganz wie bei meinem Seligen. Zwei Tage vor seinem Tode bekam er auch solch schreckliche Schmerzen in der Nierengegend und da —"

Das waren die letzten Worte, die die alte Dame gesprochen hat, denn meine Tochter Zina, die den trostreichen Zuspruch mit angehört hatte, nahm die Trösterin am Arm und führte sie vorsichtig, aber doch energisch ins Nebenzimmer. Ich blieb mit meinen Qualen allein. Stand ich wirklich so dicht vor dem Abmarsch zur großen Armee? Zum Glück kam Rüfer bald und blies mir die traurigen Gedanken mit einigen kräftigen Zügen aus seiner Upman weg.

So heftig die Krankheit aufgetreten war, so schnell erholte ich mich. Noch im Frühjahr ging ich wieder an Bord, und die kräftige Brise des Atlantik verwehte bald die letzten Spuren körperlicher Schwäche. Frisch und wie neu geboren kam ich „drüben" an, von meinen Freunden durch ein unbeschreiblich herzhaftes „Hallo" und „how do you do" begrüßt. Nach kurzem Aufenthalt in New York ging ich nach Mexiko zu meinen schwarzen Freunden, die „our Professor" schon am Bahnhof mit frenetischem Freudengeheul empfingen. Öhlschläger, mein Vertreter am College, hatte sich ein hübsches, geräumiges Häuschen gemietet und Pferd und Wagen angeschafft; so konnten wir lustige Fahrten in die „Urwälder" der Umgegend unternehmen.

Anfang Juni kreuzte ich wieder den Ozean — zum 22. Mal — und ging zunächst nach London, wo ich im Crystal-Palace unter des alten August Manns Leitung mein neues Klavierkonzert spielte. Es war eine peinliche Affäre, denn Manns war so schwerhörig geworden, daß er beim Dirigieren die linke Hand als Schalltrichter ans Ohr legen und den Oberkörper weit ins Orchester hinein vorbeugen mußte. Daß ich auch einige Recitals in London und in den Provinzen gab, ist selbstverständlich.

Den Sommer verlebte ich mit meiner Familie in Tarasp, wo ich bis zum Jahre 1915 alljährlich die Kur gebrauchte. Ich wohnte in Fontana, einer kleinen Ortschaft, 300 Fuß oberhalb des Kurhauses. Dort befindet sich ein Kapuzinerkloster, mit dessen Insassen ich freundlichen Verkehr pflegte. In der schönen, herrlich gelegenen Kirche, die einen wundervollen Ausblick über das ganze Unterengadin gewährt, befindet sich eine neue Orgel; sie war damals noch nicht bezahlt. Ich faßte den Entschluß, mein Scherflein zu den Kosten beizutragen, und so veranstaltete ich im Laufe der Jahre mehrere Kirchenkonzerte — ich spiele auch leidlich Orgel — und konnte ein ganz erkleckliches Sümmchen zu dem Orgelfonds beitragen. Sonntags war ich wohlbestallter Organist beim Gottesdienst.

Mein lieber Wirt, Aloys Cagienard, ein leuchtendes Vorbild seines Standes — er hat den besten Veltliner im Keller —, leitete den von ihm geschulten Chor. Sängerinnen aus der Zahl der Tarasper Kurgäste schmückten den Gottesdienst durch Sologesänge — unter ihnen Frau Professor Blanck-Peters und Frl. Marie Berg — und so reichte der schmucke Kirchenraum gewöhnlich nicht hin, die Anzahl der Andächtigen zu fassen. Auch Rosa Poppe, die vergötterte Heroine unseres Kgl. Schauspielhauses — sie ist mit dem Taraspe r Brunnenarzt Dr. Leva verheiratet —, kam öfters zu unseren Darbietungen, desgleichen der Baron Leopold von Rothschild — der Londoner Senior der Dynastie. Auch Felix Mottl stieg einige Male zu mir hinauf in meine stille Klause; er war recht leidend. Das beigegebene Bild ist die letzte photographische Aufnahme vor seinem bald darauf erfolgten Tode.

Aus dem Jahre 1900 ist meine Wahl zum ordentlichen Mitglied der Kgl. Akademie der Künste in Berlin zu erwähnen; ein Jahr darauf wurde ich in den Senat berufen. Im Frühling desselben Jahres fand das Tonkünstlerfest in Heidelberg statt. Unter Ph. Wolfrums Leitung spielte ich mein drittes Klavierkonzert, dessen Instrumentation den Butterhändler aus Baltimore in solch großes Erstaunen versetzt hatte. Das Fest verlief recht nüchtern. Liszt fehlte, Wolfrum dirigierte! —

---

2. Der musikpädagogische Verband / Vom Konservatorium Klindworth-Scharwenka.

In den Kreisen der Berliner Musiker von Standesbewußtsein gährte und brodelte es schon seit längerer Zeit. Die Stadt war dermaßen von Musikinstituten niedrigsten Ranges überschwemmt, daß es angezeigt erschien, diesem Unfug entgegenzutreten und die allmählich fortschreitende Verelendung des Standes aufzuhalten. Mit diesem Ziel im Auge tat sich eine Anzahl beherzter Männer und Frauen in leitenden Stellungen zusammen und konstituierte sich zu einem Komitee, um zunächst über die Grundlagen bzw. Satzungen eines zu erstrebenden Zusammenschlusses der besseren und besten Elemente des Musiklehrstandes zu beraten. An diesen vorbereitenden, von mir einberufenen Sitzungen beteiligten sich die Professoren Gustav Holländer, Richard Schmidt, Gustav Kulenkampff und Musikdirektor Mengewein, ferner Frl. Anna Morsch, die unermüdliche Streiterin im Kampfe gegen das Musikerproletariat und ganz gewiß die fleißigste Arbeiterin in unserem Wirkungskreise; desgleichen Frl. Dr. Olga Stieglitz, Frl. Maria Leo und andere. Nach vielen Beratungen,

bei denen auch die Taufe des Neugeborenen unter dem Namen „Musikpädagogischer Verband" vollzogen wurde, und nach Drucklegung der Satzungen, konnten wir uns an die Öffentlichkeit wenden, wobei uns die Presse in nicht hoch genug anzuerkennender Weise wirksam unterstützte. Es wurde eine größere Versammlung einberufen und den Satzungen die endgültige Fassung gegeben. Die Versammlung, deren größter Teil sich zur Mitarbeit bekannte und die Mitgliedschaft erwarb, erwies der bisherigen Leitung ihr Vertrauen dadurch, daß sie aus deren Reihen den Vorstand wählte. Danach wurde ich zum ersten, Holländer zum zweiten Vorsitzenden und Frl. Morsch als Schriftführerin gewählt. Auch die anderen Damen und Herren der bisherigen Leitung gehörten nun dem Vorstande an.

Als wirksamste Propaganda für die Bestrebungen des Verbandes wurde die Form von Kongressen gewählt. Die Idee erwies sich als eine sehr glückliche. Der erste „Musikpädagogische Kongreß" fand in der Philharmonie, die folgenden im großen Sitzungssaale des Reichstagsgebäudes statt. Um die Aufmerksamkeit der Behörden auf unsere Bestrebungen zu lenken und dort das Interesse für die reformatorischen Pläne des Verbandes zu wecken, ergingen Einladungen an die betreffenden Stellen: Kultusministerium, Magistrat der Stadt Berlin und Kgl. Hochschule für Musik. Unser Ruf fand Gehör. Der Herr Kultusminister entsandte Joseph Joachim und Adolph Schulze als Delegierte des Ministeriums. Vom Magistrat erschienen Bürgermeister Dr. Reicke und Stadtschulrat Fischer. Alle Herren begrüßten mit warmen, anerkennenden Worten — Dr. Reicke in einer glänzenden, künstlerisch gestalteten Rede — den Verband und seine Ziele und versprachen tätige Unterstützung unserer Bestrebungen, soweit es die Staatsräson gestattete. Alle bedeutenden Konservatorien des Reiches hatten Vertreter entsandt; ich nenne von den vielen: Hofrat Dr. Kliebert, Direktor der Kgl. Musikschule in Würzburg; Prof. Iwan Knorr, Vertreter des Hochschen Konservatoriums in Frankfurt a. M.; Prof. Julius Klengel vom Kgl. Konservatorium in Leipzig; Ernst Paul vom Kgl. Konservatorium in Dresden usw. Zur Teilnahme am Kongreß hatten sich nahezu 2000 Besucher angemeldet, von denen jedoch nur 1300 mit Einladungen bedacht werden konnten. In dreitägigen Verhandlungen, Vorträgen, mit daran sich schließenden Diskussionen, im Vorführen und Demonstrieren von neuem Unterrichtsmaterial, Aufstellen von Lehrgängen in den einzelnen Fächern, Entwürfen von Prüfungsordnungen usw. wurde viel nützliche Arbeit geleistet. Aus dem Programm des dritten Kongresses, das mir noch vorliegt, nenne ich folgende Namen und Vorträge:

Prof. Dr. Max Dessoir: Die Musik in ihrer kulturellen Bedeutung in der Gegenwart.

Dr. Karl Storck: Die Musik in ihrer kulturellen Bedeutung in der Vergangenheit.

Prof. Jacques Dalcroze: Erziehung zum Rhythmus.

Dr. J. Katzenstein: Eine experimentelle Untersuchung über Brust- und Falsettstimme.

Ludwig Riemann: Die Wiedereinführung der Tonbezeichnung „B“ statt „H“.

Prof. Georg Rolle: Referat für die Knabenschulen.

An alle diese Vorträge schlossen sich Diskussionen, die sich zuweilen recht interessant-erregt gestalteten.

Ich habe, wenn ich nicht irre — vier solcher Kongresse geleitet, war aber jedesmal heilfroh, wenn ich von meiner Schlußrede — wegen eingetretener Heiserkeit etwa — nicht Abstand zu nehmen brauchte. Der Tage Mühe war groß. Täglich von 9—1 und von 3½—7½ Uhr Auge, Ohr und Mund in Bereitschaft halten, als einzige Erholung eine Karaffe Wasser und — die Glocke für die Fälle, wenn mal mehr als fünf Redner zu gleicher Zeit zu sprechen versuchten, was indessen selten geschah. An dieser Stelle möchte ich des damaligen Reichstagspräsidenten Grafen Ballestrem, dankbarst gedenken, der uns die Räume des Reichstagsgebäudes freundlichst zur Verfügung gestellt hatte; desgleichen des Direktors im Reichstage, Geheimrat Jungheim, für sein Bemühen um unsere Sache.

Das mir lieb gewordene Amt legte ich nach einigen Jahren nieder, nachdem kurz vorher Gustav Holländer von seinem Posten zurückgetreten und aus dem Verbande geschieden war. Innerhalb des Vorstandes nämlich wurde in heftiger Weise für eine Verschärfung der meiner Meinung nach schon genügend gepfefferten Paragraphen der Prüfungsordnung agitiert. Ein diesbezüglicher eklatanter Fall rigorosester Auslegung eines der Paragraphen veranlaßte mich, Gustav Holländer zu folgen. An meinen Platz trat Prof. Kulenkampff. —

Gewiß nicht mit Absicht habe ich die Namen vieler trefflicher Frauen und Männer, die sich um den Verband und speziell um die Kongresse verdient gemacht haben, unerwähnt gelassen. Die Ungenannten mögen dies freundlichst entschuldigen und die unbeabsichtigte Versäumnis auf das Konto meiner nun bald 73 Jahre funktionierenden, und daher wohl nicht mehr absolut zuverlässigen Gedächtniskraft setzen. Jedes aus den betreffenden Kreisen mir zugehende Monitum — auch wenn es sich um anderweitige Berichtigungen handelt — werde ich in einer erhofften Neuauflage dieses Buches mit Freuden berücksichtigen. Möge es bald geschehen! Quod Deus bene vertat.

In die arbeitsreiche Zeit, die ich dem Musikpädagogischen Verbande und dem Konservatorium widmete, fällt meine erste journalistische Betätigung. Die New Yorker Staatszeitung erbat sich von mir Berichte über die wichtigen Vorkommnisse im Berliner Musikleben. Die wichtigsten mußten gekabelt werden. So erinnere ich mich, daß die Redaktion der Zeitung bei Aufführung des „Roland“ von Leoncavallo ein Telegramm

nach jedem Akt der Oper verlangte. Auch für den Londoner „Monthly musical Record“ lieferte ich ausführliche Berichte. Auf die Dauer jedoch sagte mir diese Tätigkeit nicht zu. Jeden Abend Musik, und nicht immer gute, hören und dann stante pede darüber noch schreiben müssen, nachdem man 5—6 Stunden lang Schüler gedrillt hatte — nein, „das ertrage wem's gefällt“. Mir nicht!

Noch vor meinem Scheiden aus dem Musikpädagogischen Verband hatte sich am Klindworth-Scharwenka-Konservatorium eine bedeutsame Veränderung in der Leitung dieser Anstalt vollzogen. Dr. Goldschmidt war infolge eines hartnäckigen Ohrenübels sowie durch schriftstellerische Arbeiten behindert, dem Konservatorium das rege Interesse zu widmen, das notwendig war, um dem Institut die Stellung zu erhalten, die einzunehmen und zu behaupten es mit Recht beanspruchen konnte. Da es mein eigenstes Werk und mit meinem Namen eng verknüpft war, suchte ich nach einem Weg, der aus der Niederung der bestehenden Verhältnisse zur Höhe führt. Ich veranlaßte meinen Bruder zu einer gemeinsamen Operation an Haupt und Gliedern des die Zeichen beginnenden Verfalls zeigenden Instituts. Die Führung der Geschäfte verlangte eine organisatorische, geschäftskundige Kraft von höherer Kapazität, als der bisherige Leiter aufzubringen vermochte. In Robert Robitschek, der die Zweiganstalten des Konservatoriums seit einigen Jahren mit großem Geschick geleitet hatte, glaubte ich den richtigen Mann gefunden zu haben. Ich hatte mich nicht getäuscht. Dr. Goldschmidt trat von der Leitung zurück und das Konservatorium erhielt nun ein dreiköpfiges „Direktorium“, in das neben meinem Bruder und mir der arbeitsfreudige Robitschek trat. Wir entwarfen große Pläne für die Zukunft, die durch des neugewonnenen Direktionskollegen weitschauenden Blick und energische Initiative in großzügiger Weise realisiert wurden. Robitschek sorgte dafür, daß wir ein neues Heim erhielten, das allen Anforderungen, die an ein großes Musikinstitut gestellt werden müssen, gerecht wurde. Seiner Tatenlust ist auch die Erbauung des Blüthner- und des Klindworth-Scharwenka-Saales zu verdanken. Im Jahre 1906 konnte das Fest des 25jährigen Bestehens des Konservatoriums gefeiert werden, an dem sich die 45 Lehrer und über 1000 Schüler der Anstalt beteiligten. Zu Beginn des Jahres 1914 schied ich aus meiner Stellung, und seit 1917, dem Todesjahre meines geliebten Bruders, führt Robitschek die Geschäfte des Konservatoriums allein. Vivat, floreat, crescat!

Meine Unterrichtstätigkeit, viele Konzertreisen und die durch den Musikpädagogischen Verband bedingten Arbeiten gönnten mir nicht Muße für musikalisches Schaffen. Außer einer „Kaiser-Kantate“, die ich auf Veranlassung des Senats der Kgl. Akademie der Künste zur Geburtstagsfeier des Kaisers 1901 schrieb, habe ich in den ersten Jahren nach meiner Rückkehr aus Amerika mich nur mit Revisionsarbeiten beschäftigt und einige Werke rein instruktiven Charakters verfaßt. (Meisterschule des

Klavierspiels, 4 Bände; Beiträge zur Fingerbildung; Studien im Oktavenspiel; Methodik des Klavierspiels.) Außerdem war mir von Breitkopf & Härtel die Herausgabe der „Handbücher der Musiklehre" anvertraut.

3. Mein viertes Klavierkonzert / Bukarest / Carmen Sylva.

Erst im Jahre 1908 trieb es mich wieder zum Ankauf von einigen Buch Partiturpapier, das mir seine schönen, glatten Flächen willig zu lang entbehrter Benutzung bot. Es wurde wieder ein Klavierkonzert mit Orchester — mein viertes (F-Moll) — das bei Leuckart in Leipzig erschien. Die erste Aufführung des Werkes fand in Berlin durch meine hochbegabte Schülerin Martha Siebold statt; ihre meisterhafte Leistung fand die höchste Anerkennung seitens der Presse und des Publikums.

Der Aufführung wohnte die kunstsinnige, auf allen Kunstgebieten heimische und mit feinstem Geschmack auch schaffende Prinzessin Wilhelm zu Wied, nachmalige Fürstin von Albanien, bei. Auf Anregung der hohen Frau, die gleich ihrem kunstliebenden Gemahl, mir und den Meinigen ein warmes Interesse entgegengebracht und bis auf die Gegenwart treu bewahrt hat, schmückte ich das neue Werk mit dem Namen der Königin Elisabeth von Rumänien, ihrer nahen Verwandten. Die Königin dankte mit gütigen Worten und lud mich zu einem Besuch in Bukarest ein. Im täglichen Verkehr mit der edlen Frau, die ihre Pflichten als Landesmutter so unnachahmlich opferwillig und treu erfüllte und trotzdem die Zeit zu dichterischem Schaffen fand (Carmen Sylva), verlebte ich unvergeßliche Stunden. Zum Abschied erhielt ich kostbare Gegenstände rumänischer Arbeit — Blusen, kunstvoll gefertigte Handtaschen, Teppiche und dergleichen, um Frau und Kinder bei meiner Rückkehr damit zu erfreuen. Der König ehrte mich durch Verleihung des Kommandeurkreuzes der Rumänischen Krone.

Über meine Eindrücke in Bukarest schrieb ich dort in fröhlicher Stimmung und ohne Arg einen Bericht an einen Berliner Freund. Ich war nicht wenig überrascht, diese Epistel während meiner Rückreise auf dem Lemberger Bahnhof im „Berliner Lokalanzeiger" zu lesen. Da er einige Erläuterungen zu meinen obigen Zeilen enthält, möge er hier folgen:

„Mit fahrplanmäßiger Verspätung von zwei Stunden bin ich nach achtunddreißigstündiger Fahrt durch die Schneegefilde Schlesiens und Galiziens am vergangenen Freitagabend hier angekommen, von Herrn Dinicu, dem Orchesterchef, und drei Professoren des Konservatoriums am Bahnhof begrüßt. Nachdem ich mich im Hotel überzeugt, daß ich die Fahrt über

das galizische Bahn-„Gehäuse" ohne Schaden an Haupt und Gliedern überstanden hatte, unternahm ich zunächst in Begleitung meiner „Empfänger" eine kleine Rekognoszierungstour, um ein passendes Lokal ausfindig zu machen, wo ich meinem während der Fahrt etwas mißtrauisch gewordenen Magen für die Zeit meines hiesigen Aufenthaltes eine befriedigende Zufuhr an Objekten für den Stoffwechsel reichen könnte. Deutlicher ausgedrückt: ich suchte und fand in einem Speisehaus der Hauptstraße das passende Lokal und machte sofort die Probe auf das Exempel. Das Essen vorzüglich und das Bier — nach Pilsener Art — viel besser als unser heimisches (ich nehme ausdrücklich Bayern aus). Nur der Wein, der an den Abhängen der Karpathen wächst, mundete mir nicht so recht; er ist ein milder Säuerling, der zum Trinken durch den Zusatz von Wasser aufgebessert und so schmackhafter gemacht wird. Ob diese Mischung nicht auch schon vor der Flaschenfüllung vorgenommen wurde, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls berührte es mich eigentümlich, als der Wirt — ein freundlicher Österreicher — mir versicherte, daß seine Weine absolut „rein" seien; sie würden, wie er erklärend hinzufügte, persönlich und unter seiner „Leitung" abgezogen. Na also! Bukarest ist eine moderne Stadt und besitzt Wasserleitung und Kanalisation. Sapienti sat!

Tags darauf — am Sonnabend — brachte mir ein königlicher Diener eine Einladung für den Abend zum Tee bei Ihrer Majestät. Ich begab mich um 6½ Uhr ins Palais und wurde von der hohen Frau, welche nach fünfwöchentlicher Krankheit heute zum erstenmal das Bett verlassen hatte, auf das gütigste empfangen. Nach einem viertelstündigen animiertesten Plaudern — ich durfte Grüße von dem Prinzen und der Prinzessin zu Wied überbringen und den stattlichen Ertrag des Berliner Carmen-Sylva-Abends überreichen — erhob sich die Königin (sie lag bis dahin auf der Chaiselongue), führte mich, der ich mich von meinem Platz aus bewundernd umhergesehen hatte, durch die von höchstem künstlerischen Geschmack zeugenden Räume und machte mich auf die einzelnen Kunstwerke aufmerksam, unter denen ein großer Rembrandt, ein Ribera und ein grandioses Seestück besonders hervortraten. Dann wurde im Musiksalon haltgemacht. Die reizendste Hofdame, Madame de Bengescu, bereitete den Tee, Kaviarbrötchen (wenig Brot, sehr viel Kaviar) wurden gereicht, und auch ein Kristallflakon mit Rum wurde vor meinen Platz gestellt. Ich trank ihn natürlich mit Tee gemischt. Die Königin äußerte den Wunsch, gleich etwas Musik zu hören. Nach fünfwöchentlichem Schmachten ein leicht erklärlicher Wunsch, wie die hohe Frau sich ausdrückte. So setzten wir uns denn — mein junger genialer Freund, der Pianist Emil Frey war inzwischen auch gekommen — an die Flügel (Bechstein und Blüthner) und wir spielten mein der Königin gewidmetes Klavierkonzert, das Frey tags darauf im Athenäum mit Orchester unter meiner Leitung vortragen sollte. Nach unserer Produktion, der die

Königin strahlenden Auges lauschte, las sie uns einige ihrer Gedichte vor — mit ergreifendem Ausdruck und außerordentlich fesselnd durch die Art, mit welcher die hohe Verfasserin den Inhalt der Verse in ihrer charakteristischen Verschiedenheit wiederzugeben verstand. Ich begreife die Liebe, welche dieser seltenen Frau von allen, auch von denen, die sie persönlich zu kennen nicht das Glück haben, entgegengebracht wird — denn ihr wird nur zurückgegeben, was sie aus dem Füllhorn ihres reichen, edlen Herzens in unerschöpflicher Güte verschwenderisch austeilt. Eine für den nächsten Tag an mich ergangene Einladung zum Tee mußte leider abgesagt werden, da die Königin sich abgespannt fühlte und vom Arzt zur Ruhe und Schonung ermahnt wurde. Für heut ist das ganze Orchester ins Palais befohlen, wo ich — in einer Separataufführung — mein Klavierkonzert dirigieren werde. Am Sonntag spielte es Frey im Athenäum und hatte durchschlagenden Erfolg. Vorgestern waren wir zum Tee bei der Kronprinzessin, wo sich die Crème de la crème der Hauptstadt zusammenfand. Auch hier führten wir das Konzert vor. Die Konprinzessin ist eine wunderschöne, stolze Erscheinung, blond, von königlichem Wuchs und gewinnendster Liebenswürdigkeit; sie war flankiert von zwei reizenden Prinzeßlein, die ältere ungefähr dreizehnjährig, die jüngere von acht Jahren, zwei entzückende Kinder. Der Musiksalon ist von blendender Pracht und mit erlesenen Kunstwerken geschmückt. Auch hier Bechstein und Blüthner.

Gestern wieder Tee bei Ihrer Majestät. Ich durfte mich bei dieser Gelegenheit mit dem von Sr. Majestät mir verliehenen „Croix du Commandeur de la Couronne Roumaine" präsentieren. Es ist dies ein Orden, den man vorsichtig anlegen muß; denn wenn man etwas zu kräftig am Ordensbande zieht (beim Umlegen um den Hals) so kann man sich strangulieren. Und das sucht man doch, wenn nicht zwingende Gründe vorliegen, zu vermeiden. Daß ich als Dirigent gut abgeschnitten habe, beweist mir der Umstand, daß ich eingeladen worden bin, das nächste große Synphoniekonzert im Athenäum zu dirigieren; ich werde Beethoven und Wagner bringen."

4. Zwei Konzertreisen durch die Vereinigten Staaten und Canada / Gustav Mahler / Der Chinese im Schlafzimmer / Dr. Cook, der Nordpolentdecker.

Im folgenden Jahre (1910) trat der lockende Versuch in Gestalt eines amerikanischen Managers wiederholt an mich heran, um mich zu einer Konzertreise durch die Vereinigten Staaten zu bewegen. Da ich nicht die Standhaftigkeit des „göttlichen Dulders Odysseus" besitze, so folgte ich nach einigem Zögern dem Sirenenruf, was ich um so lieber tat, als meine Frau einwilligte, mich zu chaperonieren. Auch mein kleiner,

lieber „Mungo", ein reizendes Zwerghündchen, entschloß sich mutig zur Mitreise.

Noch bevor wir die Fahrt antraten, erwarb ich für mich und die Meinigen ein ansehnliches, abseits vom Hoteltrubel in Saarow am Scharmützelsee gelegenes Grundstück mit Park und Nutzgarten, auf dem ich einen villenartigen Bau im „Gebirgsstil" errichten ließ. Das Baumaterial besteht aus amerikanischem Pitchpineholz, und auch sonst hat das schöne Land „Dollarika" so manchen Obolus zur Verwirklichung eines langgehegten Wunsches beigesteuert

Im Oktober gingen wir über den großen Teich, und in New York begann ich meine Konzerttour mit der Aufführung meines neuen Klavierkonzertes. Gustav Mahler war damals Dirigent der Philharmonischen Konzerte. Er begleitete mein Werk in vollendeter Weise und eine Woche später auch das Es-Dur-Konzert von Beethoven. Hier war er — leider — ein anderer. Gewiß nur seinem leidenden Zustand — dem Vorboten des ein halbes Jahr später erfolgten Hinscheidens des großen Meisters — ist es zuzuschreiben, daß er die Tempi fast bis an die Grenzen der Möglichkeit technischer Ausführung des Passagenwesens forcierte. Den ersten Satz schlug er durchweg alla breve, so daß ich nur mit größter Mühe dem fieberhaft jagenden Taktstock zu folgen vermochte. Mein starkes Akzentuieren einzelner Taktteile half nichts, ich mußte die Hetzjagd mitreiten, wenn eine Katastrophe vermieden werden sollte.

Fünf Monate hielt ich mich in den Vereinigten Staaten auf. Die Konzerttour führte mich außer in die großen Musikzentren des Landes vorzugsweise nach dem Süden. Es ist nichts besonders Erwähnenswertes darüber zu berichten. Das Publikum erwies mir dieselbe freundliche Teilnahme wie ehedem, und zu den alten lieben Freunden erwarb ich neue.

Ein sehr schöner Abend in einem großen College nahe bei New Orleans ist mir in sehr freundlicher Erinnerung geblieben. Ich gab dort ein Recital, nach dessen Beendigung die holde weibliche Jugend mich mit einer sinnigen, auf die Feier meines 60. Geburtstages bezugnehmenden Gabe hoch erfreute: ein Blumenstück in Form einer Lyra, das aus 60000, von den jungen Damen des Instituts eigenhändig gepflückten Waldveilchen bestand.

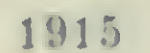
Noch einmal (1912) ging ich nach Amerika, diesmal vorzugsweise die Oststaaten und Kanada besuchend. Wiederum begleitete mich meine Frau, und auch meine Tochter Lucie schloß sich uns an. Da Mungo beim Abschied so gottesjämmerlich heulte und mir so unsäglich traurig nachblickte, nahm ich das schwarze Zwerglein mit auf die Reise; es fand Platz im Muff meiner Frau.

Von zwei interessanten Episoden dieser Reise möchte ich erzählen. In Calgary, einer Stadt im fernen Westen Kanadas — man schaut von dort aus die schimmernden, schneebedeckten Gipfel des Felsengebirges — kam ich spät abends ins Hotel. Ich war allein und mußte mich mit einem



Kinderbildnis
(Farbige Silhouette)
1856





1915



Meine „Musenhütte" in Saarow am Scharmützelsee

kleinen Zimmer begnügen, das außer der Korridortür noch einen nicht verschließbaren Eingang zu einem Nebengelaß besaß. Von einer vierzigstündigen Eisenbahnfahrt ermüdet, begab ich mich bald zur Ruhe, nachdem ich die Tür verriegelt und, wie immer, den Revolver schußbereit auf den Nachttisch gelegt hatte. Bald schlief ich ein, wurde jedoch nach kurzem Schlummer durch ein verdächtiges Geräusch geweckt. Ich fuhr auf — beim Schein einer Blendlaterne erblickte ich einen leibhaftigen Chinesen und noch eine andere Gestalt neben meinem Bett. Blitzschnell griff ich zur Waffe, doch der Chinese fiel mir in den Arm und beschwichtigte mich mit devotester Stimme. Es war der Nachtportier, der meine Tür mit seinem Nachschlüssel geöffnet hatte und um die Erlaubnis bat, dem fremden, eben zugereisten Herrn, der keinen Platz in der Stadt hatte finden können, den kleinen Nebenraum als Schlafstätte anweisen zu dürfen. Ich willigte ein, und die Nacht verlief, — außer daß nebenan mächtig „gesägt" wurde — ohne weiteren Zwischenfall.

Auf der Rückreise nach New York gab ich ein Konzert in Winnipeg. Als ich mich eben anschickte, vom Künstlerzimmer in den Saal zu treten, stürmte ein Mann herein und fragte, ob ich wohl unter den Briefen, die auf dem Kaminsims lagen, einen mit der Adresse des Mr. Cook bemerkt hätte. Ich konnte dies bestätigen. Auf meine Frage, ob der Adressat vielleicht mit dem berühmten Nordpolentdecker Dr. Cook verwandt sei, erhielt ich die Antwort in bescheidenem Tone: „Das bin ich selbst." Nun plauderten wir noch ein kleines Weilchen — das Publikum begann unruhig zu werden — und so nahm ich den kühnen Mann, dem es vergönnt gewesen ist, am nördlichen Endpunkt der Erdachse zu lunchen, mit in den Konzertsaal, wo er meinen Vorträgen andächtig zuhörte. Nach dem Konzert blieben wir noch lange Zeit zusammen und schlossen Freundschaft, die wir nach guter, deutscher Sitte mit einem kräftigen Trunk — nicht Eiswasser! — besiegelten. Es war recht spät geworden, Mitternacht längst vorüber, als noch ein später Gast in den sonst leeren Speisesaal des prächtigen Alexandrahotels trat. Der Spätling, eine hohe, stattliche Erscheinung, war auch im Konzert gewesen; er trat an unseren Tisch, stellte sich als Mr. van Westrum vor und bat höflich um die Erlaubnis, an unserem Tisch Platz nehmen zu dürfen. Die Unterhaltung gestaltete sich äußerst interessant. Dr. Cook erzählte in fesselndster Weise von seiner Nordpolexpedition, van Westrum von seinen großzügigen Plänen — er ist der Erfinder des nach ihm benannten Westrumit — und als er von seiner Studentenzeit zu erzählen begann, wurde er Feuer und Flamme. Ein Fläschchen jagte das andere; der leere Saal bot eine vorzügliche Akustik für das unaufhörliche Pfropfengeknalle. Als Herr van Westrum mitteilte, daß er in Jena studiert und der Verbindung Franconia aktiv angehört habe, erzählte ich von meinem Sohne Philipp, der ebenfalls Jenenser Francone und als solcher ein weit und breit berühmter Schläger gewesen sei. Van Westrums Augen leuchteten. Ach, alte Burschenherrlichkeit!

Nachdem ich noch andere gute Eigenschaften meines Sprößlings aufgezählt hatte — so z. B., daß er mir bei meinem gelegentlichen Besuch in Jena das Universitätsgebäude nicht zu zeigen vermochte — wurde van Westrum ganz außer sich vor Freude. „Der Junge muß zu mir," rief er begeistert. „Bitte veranlassen Sie ihn zu einer Fahrt nach Amerika; er wird bei mir sein Glück machen." Ich sagte zu, und wirklich ging mein Sohn bald darauf nach Washington, wo er in die Westrumsche Fabrik eintrat und nach kurzer Lehrzeit die Direktorstelle einer Schweizer Filiale des Unternehmens erhielt.

Ich durchzog nun Kanada ostwärts. In Toronto traf ich mit meiner Frau zusammen. Mein Zug hatte eine Verspätung von 14 Stunden; das Geleis war infolge eines furchtbaren Eisenbahnzusammenstoßes für die Dauer dieser Zeit gesperrt. Es waren angstvolle Stunden für meine Frau, die so lange, bange Zeit auf meine Ankunft vergeblich warten mußte. Auf der Rückfahrt nach New York besuchten wir die eisgepanzerten Niagarafälle und machten darauf einen Abstecher nach Washington zum Besuch meiner Tochter, die dort in der Familie einer lieben Freundin gastliche Aufnahme gefunden hatte; sie blieb dort noch bis in den Sommer hinein.

Mein Urlaub lief nun bald ab und ich mußte an die Heimkehr denken. Im März (1913) waren wir wieder an den Ufern der Spree. Ich hatte bisher den Ozean 26mal gekreuzt, und die Möglichkeit, diese Zahl zu erhöhen, liegt heut, da ich diese Zeilen schreibe, nochmals vor. Ob ich mich entschließe?

5. Der Verband der Konzertierenden Künstler Deutschlands, E. V.

In Berlin fand ich neben den festgelegten Berufsarbeiten neue Aufgaben vor, deren wichtigste die Gründung des Verbandes der konzertierenden Künstler Deutschlands war. Um der guten Sache zu dienen, erlaube ich mir folgenden „offenen Brief" an meinen Herrn Verleger zu richten.

Sehr geehrter Herr Doktor!

In der Voraussetzung und mit dem Wunsche, daß dies Buch durch irgendeinen glücklichen Zufall — Schenkung, Vererbung oder gar Kauf — in die Hände möglichst vieler konzertierender Künstler Deutschlands gelangen möge, gestatte ich mir, Ihnen die Bitte auszusprechen, den folgenden, auf den Verband bezüglichen Abschnitt, der, wie ich mir bewußt bin, seiner propagandistischen Tendenz wegen nicht eigentlich in den Rahmen eines biographischen Werkes

paßt, unverkürzt zum Abdruck bringen zu wollen. Bei der Ökonomie, auf die der Verleger hinsichtlich des Volumens seiner Verlagswerke naturgemäß bedacht sein muß, mag meine Bitte vielleicht ungerechtfertigt oder gar prätentiös erscheinen; doch ist es mein dringender Wunsch, daß die Kenntnis des Zwecks und der Ziele des Verbandes möglichst weite Verbreitung in den interessierten Kreisen finden möge.

Um ein klares und getreues Bild von den Zielen und vom Werden und Wachsen unseres Verbandes geben zu können, habe ich den Vorsitzenden des Verwaltungsrates, Herrn Dr. Rudolf Cahn-Speyer, um ein Referat ersucht, das er mir freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Da ich nichts hinzuzufügen habe, möge es mit Erlaubnis des Herrn Verfassers in der ursprünglichen Niederschrift hier Platz finden.

Bei dieser Gelegenheit kann ich es mir nicht versagen, im Namen des Vorstandes, dessen präsidierender Vorsitzender ich zu sein die Ehre habe, der außerordentlichen Verdienste zu gedenken, die sich Herr Dr. Cahn-Speyer durch sein eminentes organisatorisches Geschick und vielseitiges Wissen und Können in unermüdlicher Arbeit um den Verband erworben hat.

Das Referat lautet:

Der Verband der konzertierenden Künstler Deutschlands ist am 16. April 1912 in Düsseldorf gegründet worden. Maßgebend für die Gründung war die Erkenntnis, daß der konzertierende Künstler formal und faktisch rechtlos war: formal, weil gesetzliche Bestimmungen oder Verordnungen, die die Eigenart dieses Berufes berücksichtigt hätten, nicht vorhanden waren; faktisch, weil die wirtschaftliche Abhängigkeit des konzertierenden Künstlers von den Konzertagenten und Unternehmern — beide oft in einer Person vereinigt — zu groß war, als daß der Künstler es hätte wagen können, sich auch nur auf diejenigen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches zu stützen, die im Wege der Interpretation zu seinen Gunsten Anwendung finden konnten, wie insbesondere die Bestimmung über Vertragsaufhebung wegen Verstoßes gegen die guten Sitten.

Diesem Übelstande wollte der junge Verband in seinen beiden Gestalten entgegentreten, und zwar einesteils durch Fühlungnahme mit den zuständigen Behörden und durch öffentliche Agitation, andernteils durch Einrichtungen, mit deren Hilfe die Künstler von den Agenturen unabhängig gemacht werden sollten.

Die damalige Verbandsleitung, die noch keine praktische Erfahrung auf ihrem Arbeitsfelde besitzen konnte, machte insbesondere den Fehler, daß von Anfang an mit einer Entwicklung gerechnet und ein Rahmen geschaffen wurde, die nur das Ergebnis jahrelanger Arbeit sein konnten. Dadurch wurde Enttäuschung und Mißtrauen geweckt und überdies eine finanzielle Situation geschaffen, die unhaltbar war.

Aus diesen Umständen entsprang die Erkenntnis, daß eine Reform unerläßlich sei; im Oktober 1913 wurde die Verlegung des Verbandes nach Berlin beschlossen und die Leitung in die Hände anderer Persönlichkeiten gelegt, die in ihrer Mehrzahl heute noch an der Spitze des Verbandes stehen.

Während diese Reformen vorbereitet wurden, unternahm eine Gruppe von unzufriedenen Mitgliedern eine Sezession und gründeten den „Berufsverein ausübender Künstler". Um dem neuen Verein nach außen hin gleich ein Ansehen zu geben, wurde Professor Xaver Scharwenka zum Vorsitzenden gewählt,

und er nahm die Wahl an, ohne daß man ihn hinlänglich über das gegenseitige Verhältnis der beiden Vereine orientiert hätte.

Als jedoch Professor Scharwenka die Sachlage übersehen konnte, erkannte er alsbald, wie schädlich das Bestehen zweier Vereine für das gleiche Berufsgebiet wirken mußte. Die Behörden wollten keinen von beiden als zuständig anerkennen, und die Künstler wußten nicht, welchem sie beitreten sollten. Daher bestand Professor Scharwenka noch im Herbst 1913 darauf, daß Fusionsverhandlungen eingeleitet wurden. Diese stießen jedoch auf große Schwierigkeiten. Erst als der Ausbruch des Weltkrieges das Bedürfnis nach Einigkeit verstärkt hatte, besonders aber, als Professor Scharwenka erklärte, er werde sein Amt niederlegen, wenn die Verhandlungen ergebnislos blieben, kam am 15. September 1914 die Fusion zustande.

Inzwischen war der Verband der konzertierenden Künstler nicht untätig gewesen. Nach der Umorganisation im Oktober 1913 hatte er vorläufig darauf verzichten müssen, für die Unabhängigkeit der Künstler von den Konzertagenten praktisch zu arbeiten. Dagegen erreichte er es, daß er zu Beratungen im Berliner Polizeipräsidium zugezogen wurde, die eine bis dahin fehlende behördliche Regelung für die Geschäftstätigkeit der Konzertagenten zum Zwecke hatten. Das Ergebnis war, daß die Geltung des Stellenvermittlergesetzes für die Konzertagenten festgestellt wurde, und daß der preußische Minister für Handel und Gewerbe am 9. März 1914 Ausführungsbestimmungen in Gestalt einer Verordnung über den Geschäftsbetrieb der Konzertagenten erließ. Waren diese Bestimmungen auch vom Standpunkt des Verbandes aus ungenügend, so stellten sie doch einen ersten Schritt auf dem bis dahin unbetretenen Wege zur Ordnung dieser Verhältnisse dar.

Unter dem Druck der Kriegsverhältnisse mußte der Verband seine Tätigkeit ändern und stellte sich ganz auf Kriegswohlfahrt ein. Noch vor der Fusion mit dem „Berufsverein“ und auf dessen Anregung hatte der Verband an der Gründung der „Hilfsvereinigung für Musiker und Vortragskünstler Groß-Berlins“ teilgenommen, die die Sammlung von Geldmitteln für Unterstützungen, von getragenen Kleidern und die Verteilung von Speisemarken für die Volks- und Mittelstandsküchen zum Ziele hatte. Unter Mitwirkung eines zahlreichen Hilfskomitees von Damen der Berliner Gesellschaft, darunter auch Frau Professor Scharwenka, gründete nun der Verband der konzertierenden Künstler im Oktober 1914 eine „Künstlerküche“, in der die notleidenden konzertierenden Künstler und deren Familien eine gute und billige Verköstigung erhielten, und zwar in Räumen und in einer Form, die dem Bedürfnis künstlerisch empfindender Persönlichkeiten angemessen waren. Ursprünglich in kleinem Rahmen gehalten, für zirka 80 Personen, mußte die Künstlerküche bald vergrößert werden. Sie siedelte in die freundlichst zur Verfügung gestellten Räume der Provinzial-Großloge von Hamburg in der Emserstraße über, und dort wurden schließlich 500—600 Personen täglich verköstigt, wobei auch Angehörige verwandter Berufe in weitherzigster Weise zugelassen wurden. Diese Küche war die einzige von allen aus privaten Mitteln gegründeten Notstandsküchen Berlins, die den ganzen Krieg überdauert hat; ja sie blieb sogar noch bis zum Frühjahr 1920 in Betrieb.

Gleichzeitig wandte sich der Verband gegen die überhandnehmende Ausbeutung der Künstler für Wohltätigkeitsveranstaltungen. Er hat wesentlichen Anteil daran gehabt, daß im Jahre 1915 der Bundesrat eine diesbezügliche

Verordnung erließ, durch welche ein Reichskommissar für Kriegswohlfahrtspflege eingesetzt wurde, der mit den nachgeordneten Organen dieses Gebiet nach bestimmten Grundsätzen zu überwachen hatte.

Im übrigen wurde in der Kriegszeit die Tätigkeit des Verbandes durch die Verhältnisse lahmgelegt, insbesondere dadurch, daß er alle seine Mittel für Wohlfahrtszwecke verwendete, und daß ein wesentlicher Teil der Verbandsleitung zum Heeresdienste eingezogen war.

Unmittelbar vor dem Abschluß des Waffenstillstandes, im September 1918, ging der Verband dazu über, auch praktisch seine Ziele zu verwirklichen. Er gründete eine schon lange geplante „Konzertabteilung", die als gemeinnützige Stellenvermittlung die konzertierenden Künstler allmählich von den Konzertagenten unabhängig machen sollte, indem sie diejenigen geschäftlichen Tätigkeiten, welche die Konzertagenten in der Absicht auf Gewinn und unter vielfachem Vorkommen von Mißbräuchen ausüben, auf gemeinnütziger Grundlage übernahm. Mißbräuche, wie sie bei den Agenturen vielfach vorkommen, sind beim Verbande schon dadurch ausgeschlossen, daß die leitenden Persönlichkeiten jährlich in freier Wahl durch die Künstler eingesetzt werden und völlig ehrenamtlich arbeiten. Die Gebühren sind durchweg niedriger als die der Agenturen, und alle Rabatte, welche dem Verbande als Großabnehmer für Inserate u. dgl. zugute kommen, werden unverkürzt den Künstlern gutgebracht. Daher hat auch der Verband nicht, wie andere Firmen, ein Interesse daran, die Künstler zu unnötig großen Reklameaufträgen zu veranlassen, da er an diesen nichts verdient.

Das sind die Grundsätze, nach denen im Jahre 1918 die Gründung der Konzertabteilung vollzogen wurde und die bis zum heutigen Tage unverändert in Kraft geblieben sind. Die Geschäftsräume wurden in das Haus gelegt, in welchem auch Professor Scharwenka seine Wohnung hatte, damit er in der Lage sei, den Geschäftsbetrieb ständig vor Augen zu haben. Bei der Gründung bestand sichere Aussicht auf behördliche Unterstützung, doch wurde diese durch die im November 1918 eingetretene Änderung der Verhältnisse hinfällig. Trotzdem ist es nicht nur gelungen, diese Einrichtung des Verbandes aufrechtzuerhalten, sondern auch, sie immer weiter auszubauen. In der Saison 1921/22 hat der Verband allein in Berlin das Arrangement für 165 Konzerte und Vortragsabende durchgeführt und seine Engagementsverbindungen erstrecken sich durch ganz Deutschland und das uns zugängliche Ausland.

Auch die Beziehungen zu den Behörden wurden weiter ausgestaltet. Der Verband wurde, insbesondere beim Berliner Polizeipräsidium, zum ständigen Gutachter; er erhielt die Befugnis, gemeinsam mit der „Genossenschaft deutscher Tonsetzer" einen Vertreter in den vorläufigen Reichswirtschaftsrat zu entsenden, und er nahm und nimmt in hervortretender Weise an den Beratungen im Reichsarbeitsministerium teil, die auf die Schaffung eines neuen Arbeiterrechts gemäß § 157 der Reichsverfassung abzielen. Hierbei sind die konzertierenden Künstler vor allem davor zu schützen, daß die Interessen ihrer so individuell gearteten Berufsausübung durch eine schematisierende Gesetzgebung unberücksichtigt bleiben, und daß ihnen Lasten, wie die Zwangsversicherung, auferlegt werden.

Ferner konnte der Verband ersprießlich Stellung zu verschiedenen Steuerfragen nehmen, so zu der Verquickung der Umsatzsteuer mit dem Lohnsteuerabzug, zur Luxussteuer auf Musikinstrumente, insbesondere aber zur Lustbar-

keitssteuer. Wenn diese das Konzertleben schwer bedrohende Steuer zunächst in Berlin, dann im ganzen Reiche für Konzerte und Vorträge auf ein verhältnismäßig erträgliches Maß reduziert worden ist, so gebührt der Hauptanteil daran dem Verbande. Er ist auch im Außenhandelsausschuß für Musikinstrumente vertreten.

So ist es dem Verbande der konzertierenden Künstler Deutschlands unter der zielbewußten Führung von Professor Scharwenka gelungen, sich immer mehr die Beachtung, ja das Vertrauen der Behörden und der Künstler selbst zu erringen. Erst kürzlich hat der „Bund der konzertierenden Künstler Münchens" den Beweis dafür erbracht, indem er sich gleich bei seiner Gründung als Ortsgruppe dem Verbande anschloß. Der Verband hat es erreicht, daß seine Stimme gehört wird, wo es nötig ist, und daß seine Mitglieder sich unter seinem Rechtsschutz geborgen fühlen; das findet auch seinen Ausdruck darin, daß viele der klangvollsten Namen des deutschen Musiklebens im Vorstand und Verwaltungsrat des Verbandes vertreten sind. Es seien nur genannt: Prof. Karl Klingler, Prof. Friedrich E. Koch, Prof. Stephan Krehl, Prof. Télémaque Lambrino, Prof. Mayer-Mahr, Prof. Siegfried Ochs, Prof. Ferdinand Pfohl, Direktor Robert Robitschek, Intendant Prof. Dr. Max von Schillings, Prof. Dr. Georg Schumann und andere mehr. So erscheint denn die Hoffnung und die Zuversicht gerechtfertigt, daß der Verband der konzertierenden Künstler Deutschlands mehr und mehr imstande sein wird, seine Aufgabe als Berufsorganisation zu erfüllen und damit beizutragen zur Erhaltung und Förderung unseres deutschen Musiklebens.

---

6. Schlußakkord.

Nun kam der Weltkrieg; er brachte eine verhängnisvolle, schlimme Wendung im Geschick der Künstler. Soll ich von dem Elend berichten, das über den Stand, den schaffenden, den ausführenden, den lehrenden hereinbrach? Es schreit zum Himmel und noch ist des Jammers kein Ende. Wer da nicht hineingeschaut hat in die Herzen der vielen Tausend, in ihrer Entwicklung gehemmten Kunstjünger, der vielen Tausend aus ihrer Bahn geschleuderten Existenzen, der die Verschämten, die Hungernden, die Abgerissenen und Bettelnden nicht beobachtet hat, der kann sich schwer einen Begriff machen von der Verelendung, die der Krieg im Reiche der schönen Künste zur Folge gehabt hat.

Meine künstlerische Tätigkeit war vorzugsweise auf die Mitwirkung in Wohltätigkeitskonzerten und auf sonstige Wohlfahrtsveranstaltungen gerichtet. Auch meine Reisen an die Ost- und Westfront dienten ähnlichen Zwecken. Zwischendurch gab's auch innerhalb unseres blutenden Vaterlandes einige Abende künstlerischer Erhebung. Ich spielte meine Klavierkonzerte in Dessau, Rostock, Schwerin, Oldenburg und noch 1918 im Berliner Opernhaus mit der kgl. Kapelle.

In Oldenburg passierte mir dem Großherzog gegenüber ein kleiner Lapsus, der Veranlassung zu großer Heiterkeit gab. Nach dem Vortrag meines Klavierkonzertes erschien im Künstlerzimmer der Generalintendant, Herr von Radetzky, ein alter, lieber Freund unserer Familie, und ersuchte mich und den Hofkapellmeister Boehe, ihm in die Loge des Großherzogs zu folgen. Der hohe Herr befand sich in Gesellschaft seiner beiden jugendlichen Töchter, zwei entzückenden Mädchenblüten von etwa 16 und 14 Jahren. Der Großherzog sagte mir einige freundliche Worte, langte in die Rocktasche und überreichte mir ein zierliches Etui, aus dem mir beim Öffnen die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft entgegenleuchtete. Nach meinen Dankesworten steckte ich das Schächtelchen in die hintere Fracktasche, während der Großherzog sich an den Hofkapellmeister wandte, den er durch das Patent als „Professor" beglückte. Währenddem nahten sich mir die Prinzessinnen, von denen die älteste sich liebenswürdig erbot, mir den Orden brevi manu an die Brust zu heften. Ich griff in die Fracktasche und überreichte dem holdseligen Geschöpf das Schächtelchen — als gleichzeitig der Großherzog sich an mich wandte. Im selben Augenblick erscholl ein silberhelles Lachen aus zwei Mädchenkehlen. Mit erhobenem Arm und fröhlich leuchtenden Augen stürzte die Prinzessin auf den Vater zu mit den Worten: „Sieh nur, Papa, was du dem Professor gegeben hast", und unter schallendem Lachen, in das wir alle einstimmen mußten, bot sie dem Großherzog eine — schwedische Zündholzschachtel dar. Das Rätsel löste sich sogleich: ich hatte in die falsche Rocktasche gegriffen und das Schächtelchen unbesehen in dem Moment überreicht, als der Großherzog mich wieder ansprach. Später traf ich die beiden holden Fürstenkinder bei ihrer Mutter in Schwerin wieder, wo das scherzhafte Ereignis fröhliche Erinnerung wachrief.

Einen an künstlerischen Ehren reichen Abend habe ich Moritz Rosenthal zu danken. Der große Klaviermeister, der mein B-Moll-Konzert oft gespielt hatte, nahm nun auch das in F-Moll (op. 82) in sein Repertoir auf. Nachdem er es zuerst in Brünn erfolgreich vorgetragen hatte, lud er mich zu der bevorstehenden Aufführung in Wien mit der Bitte ein, das Werk dort zu dirigieren. Es war eine glänzende Tat Rosenthals, der mit Feuer und Schwung wahre Tastenorgien feierte und stürmischen Erfolg hatte. Eine Woche später gab ich dann ein eigenes Konzert, in dem ich, außer einigen anderen Werken, meine Violoncellsonate op. 46, die Variationen op. 48 und die beiden Liederhefte op. 88 (mit Fräulein Maria Mora von Götz) zur Aufführung brachte.

Auf Anregung des Verbandes der konzertierenden Künstler Deutschlands wurde im November 1919 in der Singakademie mein 50jähriges Künstlerjubiläum gefeiert, genau an dem Tage (29. November), da ich mein erstes eigenes Konzert an derselben Stelle gegeben hatte. Alfred Klaar ehrte mich durch einen, von Miete Möller schwungvoll vorgetragenen Prolog; Claudio Arrau spielte mein Variationenwerk op. 48, und

Frl. v. Götz sang die Lieder op. 88. Zum Schluß gelangte mein Klavierquartett op. 36 zur Aufführung. Tags darauf fand ein Bankett statt, zu dem sich meine Freunde aus Kunst- und Gesellschaftskreisen vereinigten. Nicht lange nachher — am 6. Januar 1920 — durfte ich meinen 70. Geburtstag feiern.

Im März desselben Jahres ging ich zu Konzerten nach Schweden und Dänemark. Meine Rückkehr fiel in die Tage des Kapp-Putsches, unter dessen Nachwirkung ich schwer zu leiden hatte und beinahe ums Leben gekommen wäre. Von Kopenhagen kommend, trafen die Reisenden nachmittags in Warnemünde ein, wo sie erfuhren, daß der Eisenbahnverkehr gänzlich eingestellt sei. Wir — d. h. drei meiner Abteilgenossen und ich — entschlossen uns, da es in dem winterlich-öden Warnemünde gar zu langweilig wurde, auf irgendeine andere Weise fortzukommen, sei es nach Lübeck oder Hamburg, von wo aus wir Anschluß nach Berlin erhofften. In Warnemünde hatte sich aus den Fischerkreisen irgendein „Rat" konstituiert; seiner offiziellen Benennung erinnere ich mich nicht. „Fort von hier" war unsere Losung. Für einen märchenhaften Preis trieben wir ein Auto auf, das uns nach Hamburg bringen sollte; es wurde vom „Rat" beschlagnahmt. Auch ein Flugzeug, Richtung Berlin, mieteten wir; es wurde vom „Rat", kurz vor unserem Start, beschlagnahmt. Schließlich charterten wir ein elendes, kleines Fischerboot, das uns nach Lübeck bringen sollte. Wir erhielten gegen Zahlung von einigen tausend Mark an den „Rat" die Erlaubnis zur Fahrt, für die außerdem noch 1500 Mark pro Fahrgast — wir waren unserer vier — an den Bootsinhaber zu entrichten waren. Abends 10 Uhr, es war stockfinster, begann die Fahrt. Kaum waren wir bis an den Leuchtturm gelangt, als vom Ufer her ein heftiges Gewehrfeuer, das unserem Boote galt, eröffnet wurde. Wir warfen uns platt aufs Deck — eine Kajüte gab's nicht — und erwarteten in dieser „Lage" das weitere. Es ließ nicht lange auf sich warten. Unserem friedlichen Fischerboot war ein kleines Motorfahrzeug gefolgt, dessen Führer uns halt gebot. Als unser Einbaum gestoppt hatte, stürmten vier Kerle an Bord, die mit vorgehaltenen Revolvern uns mit „Hände hoch" anschrien. Beim Schein einer Blendlaterne wurden wir nun peinlich untersucht, die Koffer wurden durchwühlt, Rock- und Hosentaschen, Brief- und Handtaschen durchschnüffelt — der „Rat" fand nichts Verdächtiges; trotzdem durften wir die Reise nicht fortsetzen, und so mußten wir, mit der Last unseres Gepäcks beschwert, von Bord gehen und den langen Weg bis Warnemünde in stockdunkler Nacht keuchend und stolpernd zurücklegen. Hier war guter „Rat" teuer; er kostete uns mehrere tausend Mark und viel Schweiß, half aber nicht. Während unseres Marsches begann das Geknalle von neuem; es galt diesmal einem, den Hafen aufsuchenden kleinen Dampfer, aber die blauen Bohnen pfiffen doch ganz unheimlich an uns vorüber. In Warnemünde angelangt — es war Mitternacht geworden — wurden wir wie

Verbrecher zur Hauptwache des „Rats" gewiesen, wo wir nochmals untersucht und verhört wurden. Nach vierstündigem Aufenthalt in dem diabolisch stänkrigen Raum wurden wir endlich entlassen. Am Tage darauf ging ein Zug nach Berlin, das wir gegen Mitternacht erreichten. Aber ich sollte an diesem Abend noch nicht zu den Meinigen gelangen. Die Straßen um den Stettiner Bahnhof waren durch Drahthindernisse gänzlich abgesperrt; so mußte ich die Nacht in einem Hotel gegenüber dem Bahnhof zubringen. Erst am kommenden Vormittag langte ich zu Hause an.

Um diese Zeit war ich auch literarisch tätig; im Auftrag des Ullstein-Verlags verfaßte ich eine Biographie und Analyse der Werke Felix Mendelssohns; das Werk soll binnen kurzem erscheinen.

Ich komme zum Schluß.

Wie ich beim letztmaligen Durchblättern dieser Aufzeichnungen bemerke, habe ich wenig von den Meinigen und meinen Freunden gesprochen. So mögen denn die letzten Worte denen gelten, die mir durch ihre Liebe und treue Anhänglichkeit das Leben verschönt und durchsonnt haben.

Ohne erhebliche Stürme zog mein Schicksalsschifflein durch den Ozean des Lebens; und geriet es gelegentlich auf einen falschen Kurs, so brachte eine glückliche Navigation es wieder in die richtige Fahrtrichtung. Katastrophal-schmerzliche Ereignisse sind mir erspart geblieben. Naturgemäß hat der Hochbetagte so manches teure Grab zu pflegen; doch der erbarmungslos Unerbittliche forderte den Tribut von den ihm schließlich doch ganz sicheren, mir nahe stehenden Gläubigern zu einer Zeit, da er — mit einer Ausnahme eine Berechtigung für seine Forderung zu haben glaubte.

Meine Eltern starben, als sie das biblische Alter erreicht hatten. Meinem geliebten Bruder — er erreichte das 70. Lebensjahr — kam der Tod als Erlöser von einem tückischen, qualvollen Leiden, das er standhaft und ohne Klagen trug. Aus der Fünfzahl meiner Kinder schied das dritte Töchterchen, Marischka, im Alter von acht Jahren aus dem Leben; es war der erste und zugleich letzte Schmerz, den das sonnige, kleine Wesen uns bereitet hat.

Meine älteste Tochter hat sich der Malerei gewidmet; ihre Studien machte sie bei Franz Skarbina und brachte es zu ansehnlichem Können, zumal im Porträtieren. Ihr bisher gelungenstes Werk ist nach Ansicht der Kenner das Bildnis ihres Vaters, das sie für den Saal des Klindworth-Scharwenka-Konservatoriums gemalt hat. Eine Kopie davon soll in dem Konzertsaal gleichen Namens angebracht werden.

Meine zweite Tochter, Zenaide, ist mit dem Landgerichtsrat Charmak vermählt

„und herrschet weise
im häuslichen Kreise
und lehret ein Mädchen
und wehrt einem Knaben."

(Den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend war ich leider gezwungen, Schiller zu korrigieren, der von einer unbenannten Vielzahl von Kindern spricht. Der Wahrheit die Ehre!)

Isolde, die Dritte, besitzt ein beachtenswert-musikalisches Talent, was sich in stark ausgeprägtem rhythmischen Gefühl und sicherem Ausdrucksvermögen beim Vortrag äußert. Oft hat sie mit mir, als Partnerin am zweiten Klavier, in meinen Konzerten mit schönem Erfolg gewirkt. Vor kurzem schloß sie mit Landrichter Knauer den Bund fürs Leben.

Mein Sohn Philipp hat sich der Jurisprudenz in die Arme geworfen, ohne indessen die günstige Gelegenheit versäumt zu haben, die Burschenherrlichkeit ex fundamento kennen zu lernen. Nach beendetem Studium ging er, wie berichtet, nach Amerika und von dort nach der Schweiz. Dann kam der Krieg, den er von Anfang bis zum Ende tapfer mitgemacht hat. Als Fliegerleutnant kam er, auf der Brust das eiserne Kreuz erster Klasse, unversehrt heim und bekleidet nun einen höheren Verwaltungsposten. Last but not least — aber wer darf von seiner Frau sprechen? Denn bekanntlich sind es die besten Frauen, von denen nicht gesprochen wird. Demnach müßte hier des Sängers Höflichkeit schweigen. Doch unhöflich und undankbar wäre es, wenn ich nicht sagen würde, daß sie mir eine treue und opferwillige Lebensgefährtin war und noch ist; eine Lady im vollkommenen Sinne des Wortes.

Von meinen Freunden liegen die meisten unterm Rasen: Bruch, Gernsheim, Rüfer, Kiel, der alte und der junge Dorn, Emil Sauret, Wilhelm Blanck, Otto Leßmann und viele andere aus verwandten Kunstgebieten. Daß ich viele große Meister des vorigen Jahrhunderts kennen gelernt habe und einigen von ihnen näher zu treten das Glück hatte, bewahre ich als einen kostbaren Schatz in bleibendem Gedächtnis.

Verzeichnis meiner Werke

			Original-Verleger.
op.	1.	Trio für Klavier, Violine und Violoncello. Fis-Dur ..	Breitkopf & Härtel
"	2.	Sonate für Klavier und Violine. D-Moll	"
"	3.	Fünf polnische Tänze für Klavier	"
"	4.	Scherzo für Klavier. G-Dur	"
"	5.	Zwei Erzählungen am Klavier. Des-Dur — F-Dur ..	"
"	6.	Sonate für Klavier. Cis-Moll	"
"	7.	Polonäse für Klavier. A-Moll..................	"
"	8.	Ballade für Klavier. H-Moll	"
"	9.	Drei polnische Tänze für Klavier. Cis-Moll — C-Dur — B-Moll	"
"	10.	Vier Lieder für eine mittlere Stimme mit Klavierbegleitung	"
"	11.	Tarantelle für Klavier. F-Moll	H. Heiser
"	12.	Polonäse für Klavier. Cis-Moll	"
"	13.	Walzer für Klavier. As-Dur	"
"	14.	Barcarole für Klavier. E-Moll	Augener & Co.
"	15.	Drei Lieder für eine mittlere Stimme mit Klavierbegleitung	Breitkopf & Härtel
"	16.	Polonäse und Mazurka für Klavier	"
"	17.	Impromptu für Klavier. D-Dur	"
"	18.	Menuett für Klavier. B-Dur	C. Simon
"	19.	Scherzo con due Intermezzi für Klavier. D-Moll ..	"
"	20.	Drei Klavierstücke. A-Moll — D-Moll — A-Dur....	"
"	21.	„Nordisches" für Klavier, vierhändig. F-Dur — C-Dur	"
"	22.	Novellette und Melodie für Klavier. F-Moll — F-Dur	Praeger & Meyer
"	23.	Wanderbilder für Klavier. H-Dur — B-Dur	"
"	24.	Aus alter und neuer Zeit. Vier Klavierstücke, vierhändig	"
"	25.	Zwei Romanzen für Klavier. G-Moll — As-Dur ...	"
"	26.	Bilder aus Ungarn für Klavier. Cis-Moll — B-Moll	"
"	27.	Sechs Etüden und Präludien für Klavier	C. Simon
"	28.	Sechs Walzer für Klavier......................	Breitkopf & Härtel
"	29.	Zwei polnische Tänze. Cis-Moll — H-Moll	"
"	30.	Valse-Impromptu. F-Moll	Praeger & Meyer
"	31.	Valse Caprice für Klavier. A-Dur	"
"	32.	Konzert für Klavier und Orchester. B-Moll	"
"	33.	Romanzero für Klavier	"
"	34.	Zwei polnische Tänze für Klavier. H-Moll — Cis-Moll	Breitkopf & Härtel
"	35.	II. Valse Caprice für Klavier. A-Dur	"
"	36.	Zweite Sonate für Klavier. Es-Dur	"
"	37.	Quartett für Klavier, Violine, Bratsche und Violoncell. F-Dur	Praeger & Meyer

		Original-Verleger.
op. 38.	Im Freien. Fünf Tonbilder für Klavier	Augener & Co.
„ 39.	Bilder aus dem Süden für Klavier, vierhändig	„
„ 40.	Zwei polnische Tänze für Klavier. B-Moll — Es-Dur	„
„ 41.	Suite de danses für Klavier, vierhändig	„
„ 42.	Polonäse für Klavier. F-Moll	„
„ 43.	Album für Klavier	„
„ 44.	Zwei Walzer für Klavier, vierhändig. D-Dur — Es-Dur	„
„ 45.	Zweites Trio für Klavier, Violine und Violoncell. A-Mol	Praeger & Meyer
„ 46.	Sonate für Klavier und Violoncell. E-Moll	Augener & Co.
„ 47.	Vier polnische Tänze für Klavier. B-Moll — G-Moll — B-Dur — E-Moll	„
„ 48.	Variationen für Klavier. D-Moll	„
„ 49.	Zwei Menuette für Klavier. E-Moll — Es-Dur	„
„ 50.	Fantasiestücke für Klavier	„
„ 51.	Zwei Klavierstücke (Tarantelle G-Moll; Polonäse Cis-Moll)	„
„ 52.	Zwei Sonatinen für Klavier. E-Moll — B-Dur	„
„ 53a	Zwei Stücke für Klavier. F-Moll — E-Dur	„
„ 53b	Drei Stücke für Klavier: Prärie-Rose — Western Daisy — Wild Primrose	C. F. Trebbar, N. Y.
„ 54.	Ballerinnerungen (Walzer, Menuett, Polnischer Tanz)	Breitkopf & Härtel
„ 55.	Huldigungsmarsch zur Krönungsfeier des Königs und der Königin von Rumänien	Bote & Bock
„ 56.	Zweites Konzert für Klavier und Orchester. C-Moll	Breitkopf & Härtel
„ 57.	Variationen für Klavier über ein Thema von C. H.	Bote & Bock
„ 58.	Vier polnische Tänze für Klavier. Cis-Moll — B-Moll — C-Moll — D-Moll	Augener & Co.
„ 59.	Romanzero für Klavier, II. Teil	Breitkopf & Härtel
„ 60.	Symphonie für Orchester. C-Moll	„
„ 61.	Menuett und polnischer Tanz. F-Dur — B-Dur	„
„ 62.	Album für die Jugend	„
„ 63.	Drei Klavierstücke. Spanisches Ständchen; Barcarole, Tarantelle	John Church Co. N.-A.
„ 64.	Neuer Romanzero für Klavier	Breitkopf & Härtel
„ 65.	Zwei Klavierstücke. Menuett, Scherzo	John Church Co. N.-A.
„ 66.	Zwei polnische Tänze. C-Dur — B-Moll	„
„ 67.	Zwei Klavierstücke. Im Zwielicht; Abendfriede	„
„ 68.	Drei Klavierstücke. Liebesliedchen, Scherzo, Zum Andenken	„
„ 69.	Mazurka-Caprice für Klavier. G-Moll	„
„ 70.	Serenade für Violine und Klavier. G-Dur	„
„ 71.	Vier Klavierstücke. Scherzino, Murmelndes Bächlein, Spinnrädchen, Valse mélancolique	„
„ 72.	Rhapsodie für Klavier. H-Moll	„
„ 73.	Zwei Klavierstücke. Humoreske, Moment musical	„
„ 74.	Zwei ländliche Tänze für Klavier	„
„ 75.	Vier Kirchengesänge für gemischten Chor, Solo und Orgel	P. L. Jung, N. Y.
„ 76a	Polnische Rhapsodie für Klavier	Breitkopf & Härtel
„ 76b	Valse Impromptu für Klavier. B-Dur	„
„ 77.	Beiträge zur Fingerbildung (für Klavier), 3 Hefte	„
„ 78.	Studien im Oktavenspiel (für Klavier)	„
„ 79.	Zwei Gesänge für Männerchor. Sonnenlicht, Sonnenschein; Ein Stündlein wohl vor Tag	„
„ 80.	Drittes Konzert für Klavier und Orchester. Cis-Moll.	„

	Original-Verleger.
op. 81. Zwei Militärmärsche für Infanterie- bzw. Jäger-, Schützen-, Pionier- oder Kavalleriemusik. Manuskript .	Breitkopf & Härtel
„ 82. Viertes Konzert für Klavier und Orchester. F-Moll .	F. E. C. Leuckart
„ 83. Variationen über ein eigenes Thema. C-Dur	Peters
„ 84. „Eglantine" für Klavier	Art Publ. Society in St. Louis
„ 85. Zwei Balladen für Klavier. Fis-Moll — F-Moll	F. E. C. Leuckart
„ 86. Drei Klavierstücke: Nocturno, Serenade, Märchen ...	Peters
„ 87. Zwei lustige Stücke für Klavier. As-Dur — C-Dur ..	"
„ 88. Acht Gesänge für eine mittlere Stimme mit Klavierbegleitung	F. E. C. Leuckart
„ 89. Sommertage am Achensee. Fünf Stücke für Klavier, Posaune und Pauken	Siegel

Werke ohne Opuszahl.

„Mataswintha", Oper; Partitur und Klavierauszug	Breitkopf & Härtel
Tarantella für Klavier. F-Moll	Gebr. Reinecke
Sechs-Tanzcapricen	Augener & Co.
Pfalzgräfin Jutta, Ballade für eine mittlere Stimme	Praeger & Meyer
Meisterschule des Klavierspiels, 4 Bände	Breitkopf & Härtel
„An die blauen Jungens", für zweistimmigen Männerchor ...	"
„The day dream" (Tennyson), für eine Singstimme	C. Kegar & Co.
„Impromptu à la hongroise" u. Marsch für Klavier (nach Schubert)	Breitkopf & Härtel
Ouvertüre für Orchester (C-Moll). Manuskript, Jugendarbeit .	"
Methodik des Klavierspiels. Systematische Darstellung der technischen und ästhetischen Erfordernisse für einen rationellen Lehrgang	"
Felix Mendelssohn Bartholdy. Sein Leben und Analyse seiner Werke	Ullstein & Co.

Revisionsausgaben.

Robert Schumann. Sämtliche Klavierwerke	Pohle, Hamburg
Friedr. Chopin. Sämtliche Klavierwerke	Augener & Co., dann Schott, Mainz
L. v. Beethoven, Variationen und Chorfantasie	Breitkopf & Härtel

Namenverzeichnis

Aachen . . . . . . 76.
Aberdeen, Earl of . 73.
Abt, Franz . . . . 71.
Ahna, Heinrich de . 44.
Albert, Eugen d' . . 90.
Alsleben, Prof. Dr. 43.
Amsterdam . . . . 91.
Ankarström . . . . 93.
Armour . . . . . . 107.
Arrau, Claudio . . 135.
Auer . . . . 96.
Augener, George . 69, 82.
— & Co. . . . . 69, 74.
Augsburg . . . . . 66.
Augusta, Kaiserin . 72.
Baden, Großherzog von 98.
Bakker, Agathe . . 33.
Ballestrem, Graf . . 123.
Bamberg . . . . . 66.
Barnay, Ludwig . 57, 59.
Bayreuth . . . . . 60.
Becker . . . . . . 51.
—, Albert . . . . . 89.
Behr, B. 103, 106, 108, 112.
Behrens, Conrad . . 46.
Below . . . . . . 38.
Bengescu, de . . . 126.
Berg, Marie . . . 121.
Berger, Wilhelm . . 102.
Berlin 30ff., 40, 53, 65, 66, 72ff., 80f., 86, 94, 96, 108, 110, 119, 125. 130, 134.

Bilse . . . . 99.
Bischoff, Hans . . . 33.
Blanck, Wilhelm . . 138.
Blanck-Peters . . . 121.
Blumner, Martin . 52.
Boehe . . . . . . 135.
Bologna . . . . . 61.
Bomblin . . . . . 11.
Bontemps, F. . . . 51 f.
Bösendorfer . . . . 85.
Bote & Bock . . 56, 59.
Brahms 57 ff., 77, 79, 84 f.
Brandenburg . . . 76.
Brandt, Marianne . 70.
Braunschweig . . 66, 71.
Breitkopf & Härtel 36, 44, 51 f., 125.
Bremen . . 52, 64, 66.
Breslau . . 21, 53, 72.
Brieg . . . . 78.
Broadwood . . . . 74.
Bromberg . . . . . 45.
Brooklyn . . . . . 110.
Bruch . . . . . . 138.
Brüll, Ignaz . . 74, 81.
Budapest . . 79, 81, 83 f.
Bukarest . . . . . 125.
Bülow, H. v. 34, 65, 67 ff., 95.

Cagienard, Aloys . 121.
Cahn, Dr. Rudolf . 131.
Calgary . . . . . . 128.
Carolath-Beuthen, Fürstin Alma von 47, 53.
—, „ Elisabeth v. 46 f., 70.
Charmak . . . . . 137.
Chemnitz . . . . . 53.
Chicago . . . . . . 107.
Christian IX. . . . 93.
Cincinnati . . . . . 112.
Cook, Dr. . . . . . 129.
Cusins . . . . . . 80.

Dahn . . . . 102.
Dalcroze, Prof. Jacq. 123.
Dannreuther, Ed. 67, 72.
Danzig . . . . 45 f., 73.
Darmstadt . . . . . 53.
David, Ferdinand . 42.
Davidoff . . . . . 96 f.
Dessau . . . . . . 134.
Dessoir, Prof. Dr. Max 122.
Dinicu . . . . . . 125.
Dobrzycki, von . . . 11.
Dohm, Ernst . . . 42.
Dolgorucki, Fürst . . 97.
Door, Anton . . . 78.
Dorn, Heinrich . . 33, 138.
Drangosch . . . . . 25 f.
Dresden . . . . 53, 63 f.
Duluth . . . . . . 107.
Dunkl . . . . 84.
Duysen . . . . . . 27.

Eberstadt . . . . . 81 f.
Eckert, Carl . . . . 46.
Edelsberg, Philippine v. 66.
Ella . . . . 73 f.
Engel . . . . 33.
Eppstein, Julius . . 78.
Erdmannsdörfer, Max 97.
Erkel, Alexander . . 79.
Erlanger . . . . . . 85.
Ernest, Gustav . . . 89.
Essipoff . . . . . . 81.

Feiertag . . . . . 56.
Fischer, Kapellmeister 65.
—, Stadtschulrat . . 122.
Florenz . . . . . . 61.
Fontana . . . . . 120.
Franke, Hermann . 70.
Frankfurt a. M. . . 53.
Franko Nahan . . . 110.
Franz, Robert . . . 37.
Frey, Emil . . . . 126.
Friedheim, Arthur . 95 f.
Friedrich, Leo . . . 81.

Gayette-Georgens . 43.
Genua . . . . 61.
Gericke . . . . . . 84.
Gernsheim, F. . . 91, 138.
Goldmark, Carl . . 79.
Goldschmidt 115, 117, 124.
Golisch, Anton . 10 ff., 17.
—, Apollonia Emilia, siehe Scharwenka.
—, Ludwig . . 10 f., 26 f.
Gomperz-Bettelheim 81.
Górka, Andreas . . 8.
Görlitz . . 52 f., 55, 78.
Gostyński, Pan . . . 8.
Gottschalg . . . . . 66.
Götz, von . . . . . 136.
Götze, Emil . . . . 113.
Goussteff . . . . . . 62.
—, Sophie . . . 55, 80.
—, Zenaide 21, 53, 56, 58, 63, s. a. Scharwenka.
Gramm, Emil . 109, 118.
Greifswald . . . 38. 40.
Grünfeld, Alfred . 33, 78.
—, Heinrich 66, 70, 76 f., 89.
Grünwald, Prof. . . 45.
Guckenberger, Benjamin 112
Gudehus, Heinrich 100, 106.
Gumprecht . . . . 33.
Gustav III. . . . . 93.
Gutmann . . . . . 113.

Haag . . . . 91.
Halle . . . . 76.
Hannover . . . . 64, 66.
Hanslick, Ed. . . . . 78.
Harriers-Wippern . 43.
Harrison . . . . . 107.
Härtel, Dr. Hermann 36.
—, Raymund . . . 36.
Hase, Dr. H. von . . 3.
—, Dr. Oscar von . 64.
Heidelberg . . . 53, 121.
Heiser, Hermann . . 44.
Hellmesberger, Josef 42, 78, 81, 84 f.
Henschel, Georg 42, 57 ff.
Herbert, Viktor . . 86.
Hermann, Eduar . 66.
Hiller . . . . 73.
Hoffmann, Ernst . . 113.
—, Gustav . . . . 22.
Hohenlohe, Fürst zu 85.
—, Fürstin Marie zu 83.
—, Prinz Konstantin zu . . . . . 78, 88.
Holländer, Prof. Gustav 76, 93, 121 f., 123.
Hölzel, Gustav . . . 81.
Homburg . . . . . 70.
Horsens . . . . . . 93.
Horst, Frhr. v. d. . . 47 f.
Hubinsky . . . . . 14 f.
Huller, Marie Elisabeth 12.
Huth . . . . 77.

Innsbruck . . . . . 60.

Jacoby, Prof. Dr. . 24.
Jähns, Prof. Wilh. . 89.
Joachim, Amalie . . 100.
— Josef 44, 81 f., 94, 122.
Jones . . . . . . 107.
Joshua . . . . . . 82.
Jungheim . . . . . 123.

Kadelburg . . . . . 59.
Kalckreuth, Graf . . 42.
Karlsbad . . . . . 93.
Karlsruhe . . . . 53, 98.

Kassel . . . . . . 65, 69.
Katerbau . . . . . 13f.
Katzenstein, Dr. J. . 123.
Kęszycki, von . . . 55.
Kiel . . . . 46.
Kitzingen . . . . . 70.
Klaar, Alfred . . . 135.
Klengel, Prof. Julius 122.
Klette . . . . 28.
Kliebert, Hofrat Dr. 122.
Klindworth, Karl 67, 115.
Knauer . . . . . . 138.
Knorr, Prof. Iwan . 122.
Koburg-Gotha, Herzog von . . . . 8.
Koch, Emma . . 89, 98.
Köhler, Louis . . . 45.
Köln . . . . 73.
Kömpel . . . . . . 65.
Königsberg . . . . 45.
Konservatorium (Berlin) 89, 100ff., 109f., 114f., 117.
— (New York) 109f., 118.
Konstantinowitsch, Großfürst Konstantin 45, 97.
Kopenhagen . . . . 93f.
Kopin, Eva . . . . 12.
Koppel, Dr. Ernst . 103.
Kostka, Graf . . . . 8.
Kotek, Joseph . . . 89f.
Krause, Eva . . . . 43.
Krefeld . . . . . . 76.
Kreuznach . . . . . 70.
Kriegar . . . . . . 33.
Kristiania . . . . . 93f.
Kübler, Bernhard . 55.
Kulenkampff, G. 121, 123.
Kullak . 31ff., 39f., 45.
Kußmaul, Adolf . . 93.

Langenschwalbach . 70.
Langhans, Dr. W. 89, 109.
Langiewicz . . . . 25.
La Spezia . . . . 61.
Lauban . . . . . . 78.
Lavine, John. 106, 115f.
Ledechowski, von . . 48.
Lehmann, Lilli . . 43.
Leipzig . . 36ff., 52, 95.
Lenoir . . . . . . 57.
Leo, F. A. . . . . 90.
—, Maria . . . . . 121.
Leßmann, Otto 89, 138.
Leuckart . . . . . . 125.

Leva, Dr. . . . . . . 121.
Lewis . . . . 82.
Liszt, Franz 40, 52, 64f., 67, 75, 79, 81, 84, 87f., 92, 95, 98f.
London 67, 69f., 72ff., 80f., 120.
Long Island . . . . 116.
Lonski, Graf . . . . 8.
Lucca, Pauline . . 81.

Magdeburg . . 75f., 87.
Mahler, Gustav . . 128.
Malten, Therese . . 100.
Manns, August 72, 74, 120.
Mannstädt, Franz . 69.
Marienbad . . . . 70.
Marienburg . . . . 45.
Marienlyst . . . . 96.
Mecklenburg, Prinzessin Marie von . . 53.
Mendelssohn-Bartholdy 37.
Mengewein . . . . 121.
Menter, Sophie 66, 81, 100.
Menzel, Adolf . . . 33.
Metzdorff, Richard . 53f.
Meyer, Felix . . . 43.
Meyer-Thorn, Dr. . 45.
Mielke, Antonie . . 106.
Mieroslawski . . . . 25.
Minzlaff . . . . . 55.
Möller, Miete . . . 135.
Montigny-Remaury. 74.
Montoja, Silvia . . 51.
Morsch, Anna . . . 121f.
Moskau . . . . .97, 114.
Moszkowski, Alex. 47, 49.
—, Moritz 33, 40, 49, 103.
Motta, Vianna da . 89.
Mottje przedki . . . 16f.
Mottl, Felix . . 98, 121.
Mühler . . . . . . 24.
Müller, Dorothea . 12.
—, Hedwig . . . . 52.
München . . . . . 66.
Mycielski, Graf . 8, 17.

Naprawnik . . . . 97.
Nashville . . . . . 113.
Neapel . . . . . . 117.
Neustadt a. H. . . 53, 70.
New Orleans . . . 128.
New York 86, 104ff., 108, 110, 112, 115f., 118, 120, 128.
Nicodé, Jean Louis 33.

Nikisch, Arthur . . . 87.
Norderney . . . . . 71.
Nürnberg . . . . . 66.
Nymander, Karl von 63.
—, Peter von . . . 63.

Ochs, Siegfried . . 100.
Odense . . . . . . 93.
Oehlschläger 109, 111, 120.
Oldenburg . . . . . 134f.
—, Großherzog von . 135.
Omaha . . . . . . 107.
Ostroreg, von . . . 8.
—, Halszka von . . 9.
Ouchy . . . . . . 61.

Palermi, Ernesto . 51.
Parboni, Augusto . 51.
Paris . . . . 61.
Patti, Carlotta . . . 53f.
Paul, Ernst . . . . 122.
Petersburg 45, 86, 96f., 109.
Pfitzmann . . 10, 14, 19.
Philadelphia . . . . 116.
Pisa . . . . 61.
Piwnicki, von . . . 51.
Pohl . . . . 25f.
Poppe, Rosa . . . 121.
Posen 10, 20, 22ff., 39, 70, 76.
Prag . . . . . . 12, 53.
Präger & Meier . . 50.
Pringsheim, Alfred . 49.
Prochazka . . . . . 104.
Pustowojtow . . . 25.

Quedlinburg . . . . 52.

Radetzky, von . . . 135.
Raff, Joachim . . . 42.
Randers . . . . . 93.
Rattermann, H. A. . 112.
Redern . . . . . . 19.
Regensburg . . . . 66.
Rehfeld, Prof. Fabian 43.
Reichenhall . . . . 53.
Reicke, Dr . . . . 122.
Reinecke, Carl . . 36, 69.
Reiß . . . . 69.
Richter, Gustav . 47, 75.
—, Hans . . . 77, 81f.
—, Kapitän . . . . 105.
Riedel . . . . . . 41.
Riemann, Ludwig . 123.
Ritschl . . . . . . 23f.
Ritter, Hermann 66, 100.
Riva . . . . 60.
Robitschek, Robert . 124.

Röder, Martino . . 89.
Roosevelt, Theodore 116.
Rosenthal, Moritz 95, 135.
Rostock . . . . 134.
Roszavölgyi & Co. . 84.
Rothschild, Baron L. v. 121.
Rotterdam . . . . 91.
Rubinstein, Anton 34, 91, 96, 109.
—, Nikolaus . . . . 97.
Rudolf . . . . . . 8.
Rudorff, Ernst . . 42, 94.
Rüfer, Philipp 89 f., 138.
Rügen 38, 47, 56 ff., 83.
Ruxmühle 10 f., 17 f., 26 ff., 38, 46, 74, 111.
Saarow . . . . . . 128.
Saint-Saëns . . 41 f., 81.
Salzbrunn . . . . . 20 f.
Salzwedel, Prof. Dr. 119.
Samter . . . . 7 ff., 13.
St. Paul . . . . . 107.
Sarasate . . . . . 81.
Saßnitz . . . . . . 56 ff.
Sauer, Emil . . . . 95 f.
Sauret, Emile . 76, 78. 81, 93 f., 138.
Schäfer, Dr. . . . . 20.
Scharwenck, Wenceslaus 12.
Scharwenka, Adolf (Onkel) . . . . 17, 30.
—, August Wilhelm (Vater) 10 ff. 18 f., 30 ff., 71 f.
—, Apollonia Emilia (Mutter) 11 f., 44, 72, 105, 113.
—, Philipp (Bruder) 10, 19 ff., 23, 44, 50, 89, 100 ff., 109 ff., 114, 117, 124, 137.
—, Marianne (Schwägerin) . . . . 89, 102.
—, Zenaide (Frau), (siehe auch Goussefff) 86 f., 97, 117 f., 128, 130.
—, Lucie (Tochter) 71, 75, 128, 130, 137.
—, Zenaide (Tochter) 75, 120, 137.
—, Marischka (Tochter) 83, 103, 137.
—, Isolde (Tochter) 95, 138.
—, Philipp (Sohn) 99, 129 f., 138.
Schelle, Ed. . . . 79, 85.
Schemmel . . . . . 113.
Schirmer . . . . . 105.
Schlange . . . . . 15 f.
Schleinitz, Baronin . 42.
—, Graf . . . . . 65.
Schmidt, Prof. R. 43, 121.
Schmidtlein, Marie . 89.
Schneekloth . . . . 46.
Scholz, Bernhard . 33, 72.
—, Wilhelm . . . . 90.
Schulze, Adolph . . 122.
Schumann, Clara . 34.
—, Robert . . . . 37.
Schweidnitz . . . . 78.
Schwerin . . . . . 134 f.
Seidl, Anton 104, 106, 118.
Senff, Bartholf . . 67.
Seredinski, von . . 63.
Severance . . . . . 107.
Seydell, Hella . . . 109.
Siebold, Martha . . 125.
Simon, Carl . . . 49.
Sivori, Camillo . . 53 ff.
Skarbina, F. 50, 90, 137.
Slobadskoj . . . . . 62.
Soden . . . . . . 70.
Sommerfeld . . . . 40.
Sontheim, Heinrich . 66.
Spitzer, Daniel . . 85.
Stahr, Anna . . . 66.
—, Helene . . . . 66.
Stanford, Villiers . 82.
Stavenhagen, B. 95 f., 114.
Steinmann . . . . 43.
Steinway, W. 112, 115, 118.
Stern, Prof. Julius 34, 52.
Sternberg . . . . . 52.
Stettin . . . . . 76, 94.
Stieglitz, Dr. Olga . 121.
Stockar, von . . . . 92.
Stöcker . . . . . 35, 39.
Stockholm . . . . . 93.
Stork, Dr. Karl . . 122.
Straßburg . . . . . 93.
Strauß, Eduard . . 85.
Stresow, Marianne . 51 f.
Stuttgart . . . . . 53.
Stutz . . . . 92 f.
Swert, Jules de . . 43.
Swoboda, Albin . . 81.
Sylva, Carmen . 125 ff.
Szamotuli, siehe Samter
Szamotulski . . . . 8 f.
Szczepanski . . . . 45.
Tadema, Alma . . 81.
Tarasp . . . . 93, 120.
Tausig, Carl 34, 41, 67 f.
Thomas, Theodor 98, 107.
Thorn . . . . . . 45.
Toronto . . . . . . 130.
Topolczyn, Gräfin M. v. 55.
Tschaikowsky . . . . 67.
Tua, Teresina . . . 100.
Turgenieff . . . . . 42.
Turin . . . . 61.

Vanderbilt, William 116.
Venedig . . . . . . 60.
Verhulst, Jean . . . 91.
Verona . . . . . . 61.
Versailles . . . . . 61.
Viardot-Garcia, Pauline 42.
Volkmann, Wilhelm 64.

Wagner, Richard . 33, 99.
Wales, Prince of . . 80.
Warnemünde . . 136 ff.
Washington . 106 f., 130.
Weimar . . 40, 65, 114 f.
Weiser . . . . . . 53.
Westrum, van . . . 129.
Wied, Prinz Wilhelm zu . . . . 126.
—, Prinzessin Sophie zu . . . . . 3, 125 f.
Wien 77 ff., 81, 83, 85, 135.
Wiesbaden . . . . 53 f.
Wilhelm II. . . . . 100.
Wilhelmj, August . . 54.
Wilna . . . . . . 86.
Winnipeg . . . . . 129.
Wipplinger . . . . 69.
Wismar . . . . . . 40.
Wittkowsky, Carl 40, 49, 89.
Wolfrum, Ph. . . . 121.
Wolfsohn, Henry . . 116.
Worobieff, de . . . 51 f.
Wüerst, Franziska . 45.
—, Richard . . . 33, 39.
Wüllner . . . . . . 95.
Würzburg . . . . 53, 66.

Yancey . . . . . . 111.

Zajic, Florian . . . 76.
Zander, Prof. . . . 46.
Zgkulewska, Anna von 11.
Zichy, Geza . . . . 81.
Zürich 92